
Stanford University Libraries
36105118202485
Wilhelm Weigand
I. Band

Wilhelm Wolfschild.

Roman in 2 Bänden

von

Theodor Hermann Pantenius.

Erster Band.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1899.

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

An einem schönen Juninachmittage ruhte in einem großen, freundlichen Zimmer des Hôtel de Prusse der guten Stadt Flussau in Kurland Frau von Langerwald auf dem Sofa. Sie hatte das Gesicht mit einem Taschentuch bedeckt und schien trotz des Lärmens und Schreiens, das vom Markte her durch die geöffneten Fenster hereindrang, zu schlummern. Sie mochte recht müde sein, die gute Dame! — Wer je als Landbewohner die Stadt Flussau zu Johannis besucht hat, weiß, daß das eine ermüdende Sache ist. Freilich, so lange wir jung sind, geht es uns damit anders, und nicht nur Theater, Cirkus und Menagerie, nein, auch die langweiligste Visite bei Tante Eleonore und Tante Gabriele, bei Onkel Otto und Onkel Friedrich erscheinen uns amüsant und lustig, und die Müdigkeit kommt erst nach, wenn wir wieder daheim sind auf dem stillen Landgut oder, im schlimmsten Fall, schon im Reisewagen.

So saß denn auch Mathilde lustig und guter Dinge am Fenster, schaute hinaus auf das bunte

Jahrmarktstreiben unter ihr, und lachte allaugenblicklich leise vor sich hin, wenn irgend eine komische Figur ihre Heiterkeit erregte. Das war oft genug der Fall, und ihr Lachen schien endlich die Mutter geweckt zu haben, wenigstens schob diese das Tuch vom Gesicht und fragte:

„Worüber lachst du, mein Kind?"

„Ach, Mama, Pardon, daß ich dich gestört habe, aber nun komm schnell ans Fenster. Ein paar Juden sind in eine köstliche Prügelei geraten. Sieh doch, wie ihre langen Haare fliegen! Der Große wird wirklich noch von dem kleinen Rotbart geworfen werden. Komm! schnell, schnell!"

„Aber, Mathilde," sagte die Baronin, ohne sich zu erheben, „wie kann man nur an einem so rohen Anblick Vergnügen finden! Komm, mein Kind, setze dich zu mir!"

Mathilde schwankte einen Augenblick zwischen Schaulust und Gehorsam, gehorchte aber dann, verließ mit einem wehmütigen Blick auf die Arena, in der „der Große" sich noch immer hielt, das Fenster und setzte sich neben die Mutter.

„Nicht wahr, mein Kind," sagte diese, indem sie die Hand der Tochter ergriff, „du findest keine Freude an einem solchen Schauspiel?"

„Im Gegenteil, Mama," erwiderte Mathilde schnell, „ich finde einen solchen Anblick köstlich, herrlich! Du solltest nur sehen, wie komisch das aussieht!"

Die Baronin seufzte. „Thun dir denn die armen Leute nicht leid?“ fragte sie.

„Mama, es waren gar keine Leute, es waren nur Juden!“

„Sind denn die nicht auch Menschen?“

Mathilde lachte und küßte der Mutter die Hand. Der Unmut, in dem sie bisher gesprochen hatte, war fort. „Ich will es wieder gut machen, Mama, rief sie; erlaube mir nur, es wieder gut zu machen! Ach, ich weiß ja leider, daß du mir nicht erlauben wirst, es wieder gut zu machen!“

Die Baronin sah nach der Decke, während Mathilde sprach, sie bemerkte infolgedessen das schelmische Lächeln nicht, das um die Lippen der Tochter spielte, und fragte harmlos:

„Was willst du thun, mein Kind?“

„Ich will zur Sühne für das beleidigte Israel für ein paar Rubel Kupfergeld aus dem Fenster werfen!“

Damit stand der Schalk auf und that, als ob er zum Fenster wollte. Die Mutter fuhr wie elektrisiert empor und ergriff ihren Arm. „Aber, Mathilde, was hast du für Einfälle! Du bist im stande, dich vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen!“

„Nun, und was wäre dabei?“ fragte Mathilde, die immer noch auf dem Sprunge stand.

„Das wäre dabei,“ erwiderte die Mutter, indem sie den Arm der Tochter festhielt, „daß die Leute dich für geisteskrank halten würden!“

„Mögen sie doch! Was liegt mir an ihnen! Mögen sie und mag meinetwegen das ganze Land mich für geisteskrank halten; das ist doch, da ich es ja nicht bin, höchst gleichgültig!"

„So darfst du nicht reden, Mathilde! So darf allenfalls ein Mann reden, nie aber eine Frau, nie ein junges Mädchen!"

„Ach, Mama, warum bin ich eine Frau und noch dazu ein junges Mädchen? Ich bin das Frausein so satt, so satt! Wahrhaftig, Mama, ich wollte lieber Papas Stallknecht, sein Hühnerhund sein, als ein junges Mädchen! Auf die Jagd reiten darf ich nicht, denn ich bin ein junges Mädchen! Mich schießen, schlagen, Hazard spielen darf ich nicht, denn ich bin ein junges Mädchen! Nicht einmal allein reisen, die Wirtschaft führen, rauchen, trinken, oder auch nur studieren darf ich, — ich armes junges Mädchen! Mama, ein junges Mädchen ist noch schlimmer dran, als ein Kettenhund, der doch wenigstens nach Herzenslust bellen darf! Ein junges Mädchen darf nicht einmal zusehen, wenn sich ein paar Juden auf der Straße prügeln! Und wenn wir unglücklichen Geschöpfe verheiratet sind, wird es womöglich noch schlimmer!"

Mathilde hielt erschrocken inne; sie wurde gewahr, daß ihr Scherz wieder einmal wehe gethan hatte und nicht verstanden worden war; denn die Baronin sah sie so traurig und unglücklich an, als wenn ihre Tochter soeben nicht lustigen Unsinn geschwatzt, sondern ein solennes Glaubensbekenntnis abgelegt hätte.

Ehe diese aber noch Zeit fand, Abbitte zu thun, trat die Zofe der Baronin ins Zimmer und fragte, ob die Damen die Herren von Altenhausen und Bungerow empfangen wollten. Mathilde protestierte vergeblich und hatte nur eben noch Zeit, der Mutter die Hand zu küssen, als die Gemeldeten auch schon eintraten.

Die Herren waren beide jung, von stattlichem Wuchs und lichtblond; sie hatten ferner beide blaue Augen und hellgelbe Schnurrbärte, waren sehr elegant gekleidet und trugen jene Scheitel über den ganzen Kopf, die dem menschlichen Haupte eine so überraschende Ähnlichkeit mit einem Kürbiß verleihen. War der von Altenhausen auch etwas größer und schlanker als der andere, so schnarrte er dafür nicht so hübsch wie dieser. So waren sie beide ein paar Freunde wie sie sein sollen, und dem armen Mädchenherzen, das zwischen ihnen hätte eine Auswahl treffen müssen, wäre es ergangen wie dem bekannten Tier mit den Heubündeln.

„Ich habe die Ehre, meinen Freund von Bungerow vorzustellen, gnädige Frau! Lieutenant im siebenten Garderegiment! — Ich hörte, daß Sie hier seien, und wollte meinem Freunde das Vergnügen nicht versagen, wenigstens Ihre flüchtige Bekanntschaft zu machen!"

„In der That, ich wäre sehr unglücklich gewesen," sagte der Lieutenant.

Die Herren nahmen auf die Einladung der Baronin Platz.

„Ich hoffe, Sie bleiben längere Zeit im Lande," sagte Frau von Langerwald zum Lieutenant.

„Ach, wie gerne, meine gnädige Frau, wie gerne! Aber der Dienst, der leidige Dienst! Ich habe leider nur auf vier Wochen Urlaub und muß nach Ablauf desselben zurück, obgleich es hier in Kurland so scharmant ist, ach, so scharmant! Unser Regimentskommandeur — von Heberling — meine gnädige Frau, Ihnen wohl bekannt? Nein? Nun, eine sehr alte Familie — unser Regimentskommandeur, ein scharmanter Mensch übrigens, ist nie in Kurland gewesen! Auf Ehre, ich sagte gestern abend zu Altenhausen: ‚Wenn Heberling in Kurland gewesen wäre, wahrhaftig, ich bliebe vier Wochen über den Urlaub hier, und er fände das ganz in der Ordnung.' Was? Sagte ich das nicht, Kamerad?"

Der Kamerad bestätigte, daß Herr von Bungerow allerdings solche Worte geredet.

„Und was für enorme Talente man hier findet," fuhr dieser fort, „so in aller Stille, ganz unbemerkt und ungefeiert. Da ist z. B. Fräulein Agathe von Altenhausen, meines Freundes Fräulein Schwester! Welch ein Genie! — Ich versichere Sie, ich bin in Sachen der Malerei nicht ganz Laie, aber ich kann auf Ehre nur sagen: ‚Ich kam, sah und staunte!' Welche weibliche Weichheit und Lieblichkeit bei so viel männlicher Kraft! Ich möchte sagen, sie malt Goethe!"

„Du übertreibst," meinte der von Altenhausen.

„Auf Ehre, nein," rief der Lieutenant eifrig.

Du verstehst nichts von der Malerei, mein Lieber, du bist mehr für das Praktische!"

„Ja, das weiß Gott!"

„Nun eben, ich übertreibe durchaus nicht! Denke nur an das Bild über dem Schreibtisch deiner lieben Frau Mutter! — Ich versichere Sie, meine gnädige Frau, das Bild muß durchaus nach Berlin auf die Ausstellung! Du weißt, Altenhausen, ich bin ungemein vorsichtig mit meinem Ehrenwort — nun neulich noch, als wir bei Theerbach ein Jeuchen machten, sagte Heberling: ‚Der Bungerow ist höllisch vorsichtig mit seinem Ehrenwort!' — aber nun, einerlei, ich hätte große Lust mich mit meinem Ehrenwort dafür zu verbürgen, daß das Bild einen Preis, den ersten Preis, bekäme!"

„Und was stellt das Bild dar?" fragte Frau von Langerwald.

„Den Kopf eines brüllenden Stiers!"

„Es ist ein Bulle," berichtigte Altenhausen.

„Wie? Nun ja, ein Stier!"

„Nein, ein Bulle, ein Shorthorn-Bulle."

„Aber was macht ihr denn da für einen Unterschied?"

„Nun, und das ist so hübsch?" unterbrach Frau von Langerwald.

„Famos! Pardon, wollte sagen scharmant! Die Wildheit des Blicks ist wahrhaft enchantierend, und doch, welche Weichheit der Konturen, welche Feinheit der Umrisse! Ich möchte sagen: ‚Der Stier

brüllt Liebe! Er ist ein Herkules am Spinnrocken!'"

Der von Altenhausen war mit der Aufnahme, die die Beredsamkeit seines Freundes fand, nicht ganz zufrieden. Er hatte seinen Freund ja nicht nur dazu ins Land gebracht, damit er in ihm einige angenehme Wochen verbringe, er wollte vielmehr ihm, der, wie Altenhausen es nannte, ein prächtiger Junge und sein Freund war, gern zu einer guten Partie verhelfen (er selbst beglückte bereits eine junge Oberländerin als Gatte); denn der von Bungerow gehörte zwar zu einem hochangesehenen Geschlechte, besaß aber kein Vermögen, das bei seinen kostspieligen Gewohnheiten irgend in Frage kam.

Herr von Altenhausen fragte jetzt, ob die Damen das Theater besuchen würden oder den Cirkus vorzögen. Die Herren waren sichtlich niedergeschlagen, als sie erfuhren, daß weder das eine noch das andere geschehen würde, weil Herr von Langerwald nach Riga gefahren war und erst am Abend zurückkehrte. Sie wollten sich alsbald empfehlen, ließen sich aber überreden, erst noch mit den Damen eine Tasse Kaffee zu trinken. Die Konversation war sehr angeregt, wenngleich etwas einseitig, da Frau von Langerwald wenig und Mathilde gar nicht sprach, sondern sich hartnäckig über eine Stickerei beugte, eine Arbeit, die ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm, daß es den Herren trotz aller Versuche nicht gelingen wollte sie zu veranlassen, die Augen auch nur für einen Augenblick aufzuschlagen. Aber

die Konversation war trotzdem eine angeregte. Herr von Bungerow erzählte von seinen Reisen und er fand, daß Kurland doch das anziehendste Land sei. Er erzählte von der Residenz, er malte mit Feuer, schilderte Oper, Schauspiel, Cirkus, die Paraden, aber er fand, daß sich dieses alles nicht vergleichen lasse mit dem Glücke des stillen beschaulichen Landlebens in Kurland. O, er kannte viele Frauen, aber nirgends hatte er den Reiz zarter Weiblichkeit so ausgeprägt gefunden, wie bei den kurischen. Er sprach seine Verwunderung aus über ihr ungemein zurückhaltendes Wesen. Er sagte das übrigens nicht nur, er war wirklich verwundert. Es war ihm noch nie begegnet, daß er eine Stunde lang zu einem jungen Mädchen gesprochen hatte, das auch nicht ein einziges Mal die Augen aufschlug, um auf die graziösen Bewegungen seines Schnurrbarts, während er sprach, oder auf die militärische Gradheit seines Scheitels oder wenigstens auf die modische Länge und Weiße seiner Nägel zu achten. Dieselbe Wahrnehmung kann bekanntlich sehr verschiedene Stimmungen erregen. Der von Altenhausen war viel weniger erstaunt als verdrossen, und wandte sich endlich mit der Frage an Mathilde: „Haben Sie, mein Fräulein, schon von der jüngsten Heldenthat ihres Protegé gehört?"

Die Augenlieder des jungen Mädchens flogen in die Höh' und eine dunkle Röte stieg in ihrem Gesicht auf. Der Blick, der auf den Frager fiel, war nichts weniger als freundlich, und die Stimme klang zornig,

als sie antwortete: „So wenig, daß ich nicht einmal weiß, von wem Sie sprechen.

„Nun, wen sollte ich meinen als Ihren Schulfreund, den jungen Wolffschild.“ Herr von Altenhausen hielt einen Augenblick inne, als erwartete er Erkundigungen nach den Heldenthaten des Protegé; als er aber sah, daß die Augen der Tochter wieder auf der Arbeit ruhten, und die der Mutter mit vieler Aufmerksamkeit eine Seidenfranse an ihrer Mantille betrachteten, fuhr er fort: „Der junge Mann hat sich leider gemüßigt gesehen, den großen Einfluß, den er auf seine Schulkameraden ausübt, dazu zu mißbrauchen, um seine Standesgenossen gegen unsere jungen Leute aufzuhetzen, und es ist ihm dies so gut gelungen, daß, wie der junge Hadersleben mir versichert, die jungen Edelleute nur noch mit Revolvern in der Tasche in die Schule zu kommen wagen, weil sie nicht davor sicher sind, überfallen und mißhandelt zu werden. Nicht wahr, Bungerow,“ wendete er sich an seinen Freund, „du warst zugegen, als er es erzählte?“

„Allerdings,“ schnarrte der Angeredete.

„Ist es möglich?“ rief die Baronin, „und ganz ohne Veranlassung?“

„Nein, das gerade nicht. Es hat nämlich ein frecher junger Mensch, ein gewisser Dornblatt, ein Lied auf den letzten Landtag verfaßt, in dem er die würdigsten Männer des Landes auf das Unverschämteste verspottete und verhöhnte, und namentlich den Burghöffschen Hadersleben und den Dseltepillenschen-

Fuchsberg dem Gelächter seiner Gesellen preisgab. Unsere jungen Leute, vor allen die Söhne der Verspotteten, konnten sich das natürlich nicht gefallen lassen. Da der junge Mensch von gemeiner Herkunft ist und somit von anderweitiger Satisfaktion nicht die Rede sein konnte, hatten sie beschlossen, ihm in corpore einen tüchtigen Denkzettel zu erteilen. Da mischt sich plötzlich der junge Wolfschild hinein, und auf sein Anstiften erklärt die ganze Literatenjugend, gegen die unserigen zusammenzustehen wie ein Mann und dem Subjekt kein Haar krümmen zu lassen. Ja, gegen Friedrich Fuchsberg ist er so unhöflich geworden, daß dieser ihn hat fordern müssen. Gelinde ausgedrückt ist das Benehmen des jungen Mannes doch sehr sonderbar!"

„Sehr sonderbar!" bekräftigte Herr von Bungerow.

Die Baronin sah zum Fenster hinaus und seufzte bänglich.

„Wird wohl nicht so arg gewesen sein," sagte Mathilde; „wahrscheinlich haben sie alle über den einen herfallen wollen, und der junge Wolfschild hat das mit Recht nicht geduldet. Und was Gustav Hadersleben betrifft, so sagen Sie ihm nur, den Revolver möge er zu Hause lassen, losschießen würde er ihn doch nicht, dazu ist er viel zu hasenherzig. Ja, ja, Sie lachen," fuhr sie lebhaft fort, „es ist mein voller Ernst! Mir ging einmal aus Versehen ein Pistol im Zimmer los; da fiel er vor Schreck vom Stuhl, und Mama mußte ihm Zuckerwasser reichen lassen, um ihn nur wieder zu sich zu bringen."

Die Herren lachten, Mathilde lachte und auch Frau von Langerwald lächelte, als sie ein verweisendes: „Mathilde!“ hören ließ.

Herr von Altenhausen fuhr übrigens wieder ernsthaft fort: „Der junge Wolffchild soll überhaupt auf Abwege geraten sein, soll neben dem Demokraten auch den Atheisten spielen und immer davon sprechen, das Land zu verlassen und nach Rußland zu gehen.“

„Sollten Sie ihn nicht zu streng beurteilen?“ bemerkte Frau von Langerwald. „Der Sohn eines so liebenswürdigen Vaters!“

„Mache dir um ihn keine Sorge, Mama,“ warf Mathilde rasch ein, „er ist ein prächtiger, lieber Mensch. Ja, ja, verlassen Sie sich darauf,“ fuhr sie gegen Bungerow drohend heraus, der sie verwundert ansah. „Weder ein Demokrat, noch ein Atheist, sondern ein fixer Junge, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, und nicht zusehen kann, wie jemand Unrecht geschieht. Das verstehen wir Kurländer überhaupt nicht!“

„Gewiß nicht, mein Fräulein,“ stotterte der durch ihre Heftigkeit erschreckte Herr.

„Mathilde!“ rief Frau von Langerwald wiederum.

„Hatte ich nicht recht, den Herrn als Ihren Protegé zu bezeichnen?“ meinte der von Altenhausen.

„In diesem Sinne ist jeder Abwesende mein Protegé,“ war die Antwort. „Übrigens,“ fuhr sie, nach der Uhr sehend, fort, „wird er selbst gleich hier sein und seine Verteidigung besser führen, als ich es vermag.“

Diese Aussicht schien die Herren nicht eben sehr zu erfreuen und eine Begegnung mit dem noch nicht duellfähigen Gegner ihnen peinlich zu sein, wenigstens verabschiedeten sie sich bald darauf, ohne den Besprochenen zu erwarten.

„Mathilde," sagte Frau von Langerwald, als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, „du bist über die Maßen unbedacht! Was sollen die Herren von deinem heftigen und unbesonnenen Wesen denken?"

„Was sie wollen, Mama!"

„Und wenn sie dich nun, liebes Kind, mit dem jungen Wolfschild ins Gerede bringen?"

„Wie," entgegnete die Tochter erregt, „soll ich den Liebling meiner Seele in meiner Gegenwart heruntermachen lassen? Und noch dazu von der fremden Schnarrwachtel?"

„Mathilde, du glaubst nicht, wie wehe du mir mit deinen derben Ausdrücken thust!"

Das Gesicht von Frau von Langerwald trug in diesem Augenblick so sehr den Ausdruck aufrichtigen Kummers, daß Mathilde rasch aufsprang, auf die Mutter zueilte, sie stürmisch umfaßte und mit einer Fülle von Küssen überschüttete. „Sei nicht böse, mein Mütterchen," rief sie, „ich will mich künftig mehr zusammennehmen! Aber in meiner Gegenwart auch so von ihm zu sprechen! Die dummen Menschen!"

Zweites Kapitel.

Das tête-à-tête wurde durch den Eintritt des Erwarteten, Vielbesprochenen, unterbrochen. Es war ein bildhübscher blonder Jüngling mit leuchtenden blauen Augen und von hohem, stattlichem Wuchs, dem Mathilde jetzt entgegeneilte, die Hand zum Kuß hinhielt, und mit dem Zeigefinger der Linken auf die Rechte weisend, gebieterisch zurief: „Küssen, küssen!"

Der junge Mann schien dieses Gebot nicht ungern zu vernehmen, wenigstens war er so eifrig bemüht, es zu erfüllen, daß Mathilde einige Mühe hatte, die Hand wieder frei zu machen.

„Nun will ich Ihnen auch sagen, wofür Sie mir gedankt haben. Ich habe Sie eben gegen eine Kriminalanklage verteidigt. Aber setzen Sie sich zunächst hierher und beruhigen Sie Mama. Sagen Sie ihr, daß Sie weder der Antichrist, noch auch nur ein Demokrat sind."

Der junge Mann schien zu wissen, worum es sich handelte, wenigstens stieg ein dunkles Rot in seinen Wangen auf und seine Stimme klang beklommen,

als er erwiderte: „Da muß ich aber doch zuerst erfahren, was man Ihnen von mir erzählt hat!“

„Und zur Stärkung eine Tasse Kaffee trinken,“ sagte Mathilde, die Klingelschnur ergreifend. Die Baronin legte sich wieder auf das Sofa, Wolfschild rückte seinen Stuhl an den Tisch und spielte mit seiner Cigarettendose, Mathilde nahm ihren Platz am Fenster wieder ein und hielt ihre Arbeit in der Hand, ohne sich jedoch mit ihr zu beschäftigen.

„Nun erzählen Sie!“ sagte Mathilde.

„Ich versichere Ihnen, meine gnädige Frau,“ begann Wilhelm, zu Frau von Langerwald gewandt, „daß ich mich in der ganzen Angelegenheit sehr gemäßigt benommen habe —“

„Sehr unwahrscheinlich,“ warf Mathilde ein.

„Und alles, was ich gethan habe, noch jetzt für durchaus richtig halte. Schon seit einiger Zeit war unter den jungen Edelleuten, die die Schule besuchen, ein Ton eingerissen, der unsererseits durchaus nicht geduldet werden konnte. Jeder, der nicht zu ihnen gehörte, wurde mit Nichtachtung behandelt, und dabei geberdeten sie sich immer als ein geschlossenes Corps, in dem einer für alle stand und alle für einen. Nun hatte einer unserer Kameraden, ein junger Dornblatt, in einer lustigen Stunde ein allerdings recht scharfes Spottlied auf den letzten Landtag gemacht. Das war ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen bekannt geworden. So hatte es denn auch Fuchsberg zu Gesicht bekommen, dessen Vater in dem

Gedicht in der That stark mitgenommen war. Doch galt der Spott mehr dem ganzen Landtage als dem einzelnen Manne. Indessen, wenn sich der Beleidigte nur dafür an Dornblatt gehalten hätte, so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen; er faßte aber den Handel als Standesbeleidigung auf, und die ganze Gesellschaft that sich zusammen, um Dornblatt zu züchtigen. Da legte ich mich ins Mittel. Ich wollte nicht zulassen, daß zwanzig gegen einen standen; meine Freunde ließen mich nicht im Stich, und die jungen Herren mußten mit langer Nase abziehen. — Das ist das ganze Ereignis!"

„Aber der junge Mensch hatte doch auch sehr ungezogen gehandelt," meinte Frau von Langerwald.

„Gewiß, meine gnädige Frau, obgleich die letzten Beschlüsse des Landtags — nichts haben sie beschlossen, diese Herren, die die Vertreter des Landes zu sein glauben und sich wie solche geberden, nichts, aber auch gar nichts!" — In unserer Zeit, wo alles forteilt mit der Geschwindigkeit der Eisenbahn, des Telegraphen, da bleiben nur wir stehen und noch dazu da, wo andere Länder schon vor Jahrhunderten standen. Nur dem Adel gehört das Land, nur der Adel sitzt im Landtag, nur der Adel in den Gerichten. Zweitausend zum Teil höchst unfähige Menschen spielen die Herren über 600000, und stützen sich dabei auf ihre uralten Privilegien und Verdiensten, während die einen mit Gewalt errungen sind und von den anderen kein Mensch etwas weiß. Und die Nachkommen jener Eroberer wollen jetzt die Letten behandeln wie Sklaven,

wollen die alteingeborenen Familien Fremde schelten, ihnen nur Pflichten aufbürden und immer nur Pflichten, und die entsprechenden Rechte ausschließlich für sich behalten. Es ist Zeit, daß man ihnen die Zähne weist, jetzt mit Spott und Hohn, später aber, (die hohe Stirn des jungen Mannes zeigte eine finstere Falte) später aber mit bitterem Ernst!"

„Wolfschild," rief die Baronin, auf deren Gesicht sich das lebhafteste Erschrecken malte, „was ist Ihnen begegnet? Man muß Sie persönlich verletzt haben! Was hat man Ihnen gethan? Woher diese heftige Erregung?"

Wilhelm lächelte bitter: „Mir hat man nichts gethan. So weit ist es aber bei uns gekommen," fuhr er fort, „daß man es gar nicht zu glauben vermag, jemand könne auch noch aus anderen als persönlichen Gründen denken, fühlen, handeln! Wer nicht schweigen kann und will, wer sich nicht beschämen lassen will durch die Steine, wer das Ding beim rechten Namen nennt, unsere verrotteten, erstarrten Verhältnisse tadelt, Mitleid hat mit dem armen gedrückten Bauer, dem mit Füßen getretenen Bürger, — der, meint man, müsse persönlich gereizt sein. Aber die Zeit kommt, in der diese Herren werden Rechenschaft ablegen müssen, in der sie wieder den Weg gehen werden, den sie einst gekommen sind, in der das Schwert, das ihnen einst dieses Land unterwarf, sie auch wieder aus demselben treiben wird."

„Aber Wilhelm, wie sprechen Sie denn, — so denken Sie ja gar nicht," rief Mathilde, mit einem

besorgten Blick auf die Mutter. „So denkt er gar nicht, Mama, daß sagt er alles nur so in der Heftigkeit!"

„Verzeihung, mein Fräulein, so denke ich allerdings," rief Wilhelm. „So denke ich und so werde ich immer, immer denken!"

„Dann, mein lieber Wolffschild, muß ich Sie aber bitten, Ihre Ansichten über die Unsrigen nicht in unserer Gegenwart und nicht in solcher Weise auszusprechen," sagte Frau von Langerwald mit zitternder Stimme und fliegender Röte auf den Wangen. „Unser Geschlecht und mein Alter sollten uns, denke ich, vor einer solchen Sprache schützen!"

„Verzeihen Sie," rief Wilhelm lebhaft, „verzeihen Sie, meine beste gnädige Frau! Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht verletzen wollte, daß mich nur wieder einmal meine unselige Heftigkeit fortgerissen hat! Die Form, in der ich meine Ansichten aussprach, war allerdings kränkend. Bitte, verzeihen Sie mir das!"

„Ach, Wolffschild," erwiderte die Baronin schnell versöhnt, „auf die Form kommt wenig an, wenn nur die Sache selbst nicht wäre. Sagen Sie selbst, lieber Wolffschild, muß nicht jeder, der Sie so sprechen hört und Sie und Ihre Eltern nicht so genau kennt, wie wir, Sie wirklich für einen leidenschaftlichen Liberalen, wenn nicht gar für einen Demokraten halten? Ich bitte Sie, denken Sie an die Ihrigen, wenn Sie nicht daran denken wollen, daß Sie sich

auf diese Weise Ihre ganze Zukunft im Lande verderben."

„O, um die Zukunft ist mir nicht bange," war die Antwort. „Ein tüchtiger Mann fand noch alle Zeit sein Brot. Ist's nicht in Kurland, so ist's in Rußland. Auch dort kann ich den Letten dienen."

„Was wollen Sie nur mit den Letten, lieber Wolfschild?"

„O, ich will viel mit ihnen, gnädige Frau! Ich will ihnen dienen, sie sollen meine Herren sein, meine guten gnädigen Herren! Ich will für sie kämpfen, für sie leiden; gut machen an meinem Teil, was meine Nation an ihnen verbrochen hat; sprengen die Ketten, in die man sie geschlagen hat! — Aber lassen wir dies Gespräch. Meine Heftigkeit führt mich jedesmal weiter, als ich will; ich kann über diesen Punkt, der meine ganze Seele erfüllt, nicht kaltblütig sprechen, meine Worte nicht ängstlich abwägen! — Haben Sie Nachrichten von Helene?"

„Ja," rief Mathilde, froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm. „Sehr interessante Nachrichten sogar. Raten Sie, welcher Art diese Nachrichten sind!"

„Nun, sie ist doch nicht etwa verlobt?"

„Getroffen! Was Sie für ein scharfsichtiger junger Mann sind! So ist es. Da haben Sie den Brief; er ist ganz Helene. Sie müssen ihn aber vorlesen, und namentlich den Schluß recht laut."

„Was soll das nur wieder, Mathilde?"

„Den Schluß muß er laut lesen, Mama, ich kann ihm das durchaus nicht erlassen!“

Wilhelm ergriff lächelnd den Brief und las:

Dresden, den 27. Mai 18 . .

Angebetete Mathilde!

Hoffentlich bist Du mit Titel und Rang, so ich dir verleihe, zufrieden! Solltest Du es nicht sein, so will ich in meinem nächsten Brief den Ausdruck meiner Leidenschaft für Dich zu steigern versuchen. —

Ich habe Dir dieses Mal allerlei zu berichten. Unsere Reise war recht langweilig und erlitt nur in Königsberg eine kleine Unterbrechung, indem Duka, das Vieh, sich verlaufen hatte und wir alle ihn suchen mußten, bis es Onkel gelang, ihn, wer weiß wo und wie, zu finden. Die Cousinen und ich hatten schon gehofft, er würde nicht mehr zum Vorschein kommen; das war uns aber leider nicht beschieden. Vielmehr hat er gestern Alice wieder recht tüchtig in den Finger gebissen, eine Unthat, die ich ihm allenfalls noch verzeihen könnte, wenn das gräuliche Vieh sich nur nicht immer meine Schleppe zum Lager ausersehen wollte; wo ich dann nicht eher aufstehen darf, als bis es dem Señor beliebt. — Den Cousinen geht es übrigens recht gut. Sie lassen Dich grüßen. Hier in Dresden leben wir sehr angenehm, besuchen die Oper, die Gallerie, das Theater, die Bälle u. s. w., wobei mich nur wieder mein altes Unglück verfolgt, mehr zu gefallen nämlich, als die Cousinen, wofür ich dann allerlei kleine Demütigungen mit meiner Dir

bekannten Geduld hinnehmen muß. Auf einem der von uns besuchten Bälle habe ich mich mit einem Justizrat Lammstedt aus Bartenberg, einem liebenswürdigen, sehr wohlhabenden und leidlich aussehenden Vierziger, verlobt, und beabsichtige ihn, wenn es Gottes Wille ist, wie Vater Wolfschild sagt, Mitte August zu heiraten. Onkel und Tante sind mit der Partie sehr zufrieden, obgleich beide zu sagen pflegen, daß sie ihre Töchter verstoßen würden, wenn sie es sich einfallen ließen, einen Bürgerlichen zu heiraten. Da die Bürgerlichen aber meistens gebildete Leute von gutem Geschmack zu sein pflegen, so wird ein solcher Schlag dem lieben Haupte meines Oheims hoffentlich fern bleiben.

An die Pastorin habe ich geschrieben und erwarte auch von Gretchen umgehend einen ernst gehaltenen Brief mit der Mahnung, größeren Ernst bei Besprechung eines so ernsten Falles an den Tag zu legen. — Übrigens kann ich Dir versichern, daß ich die größte Freude empfinde, aus dem Leidenszustande eines Aufzöglings von Nichte in den Erhöhungsstand eines Abgottes von Frau überzugehen. Dazu klingt der Name Lammstedt auch nicht gar zu plebejisch, und ich bleibe doch immer eine née Annenburg!

Nun, lebe wohl, meine Teuere! Ich würde Dich um Deine Brautschwesterschaft bitten, wenn ich nicht wüßte, daß Du doch nicht kommst. So werden also Neid und Hoffnung (nach der Augenfarbe meiner Cousinen zu schließen) an meiner Seite stehen. Noch-

mals lebe wohl, meine Teuere, und schreibe bald Deiner

Helene Annenburg — künftig Unglücksstedt!

P. S. Apropos! grüße doch Wilhelm, den dummen Jungen, wenn Du ihn siehst, und meinen Milchbruder Paul. NB. Ich nenne Paul meinen Milchbruder, weil auch ihn niemand auf der Welt so recht lieb hat.

„Nun?" fragte Mathilde, als Wilhelm schwieg.

„Helene ist doch das seltsamste Geschöpf von der Welt," sagte dieser, „und wer sie nicht kennt, der muß sie für sehr herzlos halten."

„Und wie ich glaube, hätte, wer sie so beurteilte, auch durchaus nicht Unrecht," bemerkte Frau von Langerwald.

„Mama," rief Mathilde, „Helene ist der einzige Mensch, dem gegenüber du deine gewöhnliche Milde beiseite setzest und ein zu strenges Urteil fällst. Deine Abneigung gegen das unglückliche Mädchen habe ich nie verstehen können. Kein Tadel wird in deiner Gegenwart ausgesprochen, der nicht eine Entschuldigung deinerseits hervorruft; nur wenn die Rede auf die arme Helene kommt, machst du eine Ausnahme!"

„Weil ich Helene für ein durch und durch unwahres, unnatürliches und im schlimmsten Sinne unweibliches Wesen halte, und darum auch dem gütigen Schöpfer dafür danke, daß er sie jetzt an einen Ort gebracht hat, der sie hoffentlich für alle Zeit von dir trennt. Ich bin überzeugt, daß sie eure Gutherzigkeit und Teilnahme immer nur miß-

braucht hat und möchte nicht das Geringste für alle ihre Freundschaftsversicherungen geben!"

„Mama, du kannst es ihr nicht verzeihen, daß sie eine Zweiflerin ist."

„Nicht daß sie eine Zweiflerin ist, kann und mag ich ihr nicht verzeihen, sondern daß sie eine Spötterin ist!"

„Sie thun ihr Unrecht, gnädige Frau," rief Wilhelm lebhaft, „Sie thun ihr Unrecht. O, sie hat mich Blicke thun lassen in ihr armes, zuckendes Herz! Sie hat ein unglückliches, leidenschaftliches Temperament, aber sie kämpft auch gegen dasselbe an mit aller Kraft. Sie will das Höchste und eben deshalb ist sie stets unzufrieden mit dem, was sie erreicht hat. Weil die Welt und ihr eigenes Wesen ihren zu hoch gespannten Erwartungen nicht entsprechen, wird sie ungerecht gegen beide, verspottet sie auch das Heilige! Denken Sie an die traurige Jugend, die sie verlebt hat! Wie halt- und stützelos ist sie aufgewachsen! Ist es da nicht verzeihlich, daß ein so lebhafter und feuriger Geist, wie der ihrige, bei so großer äußerer Schönheit auch etwas eitel ist? Dieser Lammstedt, von dem sie da so gleichgültig schreibt, wird ein bedeutender Mann sein — gewiß beugt sie sich vor seinem überlegenen Geist, bewundert sie seine Thatkraft! Ist es nicht natürlich, daß sie sich scheut, ihre wahren Gefühle auszusprechen, sie, die man von jeher wie ein Aschenbrödel behandelt, deren leidenschaftliche Natur man verspottet und auf jede Weise zurückgedrängt hat!"

„Sie sind ein beredter Verteidiger, Wolfschild,"

sagte die Baronin, „das freut mich zwar für Sie, kann aber an meinem Urteil über Helene nichts ändern!“

Das Gespräch wurde durch den Eintritt von Verwandten von Frau von Langerwald unterbrochen, und Wilhelm empfahl sich. Als er Mathilde zum Abschied die Hand reichte, flüsterte sie ihm zu: „Sie haben sehr brav gehandelt, Wilhelm, ich danke Ihnen!“

„Ich danke Ihnen!“ — das klang süß und traut in Wilhelms Herzen wieder, als er hinaustrat in die laue Abendluft unter das bunte Jahrmarktgetümmel. An ihm vorüber wälzte sich der Menschenstrom, um auf der Mitte des Marktes in zwei Armen zu münden, links ins Theater, rechts in den Cirkus, während kleine Nebenarme sich nach allen Seiten hin ins Freie ergossen. Wilhelm ließ sich von einem dieser Nebenströme gemächlich forttreiben, und als dieser, nachdem er die Brücke passiert hatte, sich allmählich nach allen Seiten hin verlor, ging er allein auf der Landstraße geradeaus weiter.

Er hatte das Gefühl, daß er Feinde hatte, die ihn haßten, und daß seine Schultern stark genug waren, diesen Haß zu tragen; er hatte das Gefühl, daß er Freunde hatte, die das Größte von ihm erwarteten, und daß er dieses Größte leisten konnte; er hatte das Gefühl, daß ein Mädchenherz ihn unsäglich lieb hatte, und daß er dieser Liebe nicht unwert war. Vor allem aber hatte er das Gefühl,

daß er lebte und stark war, — o, er hätte Berge versetzen können! —

So schritt er rüstig dahin, den Hut in der Linken, mit der Rechten das Stöckchen schwingend. Erst spät, als die Sonne sich schon zum Untergang neigte, kehrte er in die Stadt zurück.

Zu Hause fand er Paul am Schreibtisch. Dieser sah, als Wilhelm eintrat, kaum von seinem Buche auf. Nach einiger Zeit aber legte er die Feder fort, zündete sich eine Cigarrette an und sagte: „Friedrich war hier."

„Was wollte er?"

„Er läßt dich bitten, dich mit ihm ohne Sekundanten zu schießen. Er fürchtet, euere Freunde könnten sonst Unannehmlichkeiten haben."

Auf Wilhelms Wangen malte sich ein brennendes Rot. „Was meinst du dazu?" fragte er.

„Ich meine, daß du darauf nicht eingehen darfst, zumal, da sein Vorschlag noch weiter geht. Es soll jeder von euch für den Fall eines unglücklichen Ausgangs einen Brief zurücklassen, in dem er sich des Selbstmords anklagt."

„Und warum meinst du, daß ich auf diesen Vorschlag, der mir sehr vernünftig erscheint, nicht eingehen soll? So kann niemand zu Schaden kommen und unsere Ehrensache nicht verschleppt werden. Ich bin mit ihm durchaus zufrieden. Was hast du gegen ihn einzuwenden?"

„Unter anderem," erwiderte Paul, indem er den Kopf zurückbog und eine mächtige Rauchwolke aus-

stieß, „unter anderem, daß die deinigen dich dann für einen Selbstmörder halten müßten!“

„Warum nimmst du gerade diesen Fall an?“

„Er liegt doch immerhin im Bereiche der Möglichkeit. Friedrich schießt nicht um eines Haares Breite schlechter als du!“

„Selbst wenn du recht hättest, — heutzutage sterben viele durch Selbstmord!“

„Heutzutage sprechen viele schlechter, als sie sind!“

„Glaubst du nicht, daß ich den Vorschlag einfach annehmen muß, selbst wenn ich nicht wollte?“

„Warum solltest du etwas so Thörichtes thun müssen?“

„Weil ich, wie die Sache nun einmal liegt, ihn scheinbar doch zuerst beleidigt habe!“

„Warum ‚scheinbar?‘ Sage zuerst und du triffst es genau!“

„Nein, Paul, ich sage scheinbar, denn in Dornblatt beleidigte er unseren ganzen Stand, also auch mich.“

„Hm!“

„Findest du das nicht?“

„Nein!“

„Du findest also, daß ich unrecht hatte, mich Dornblatts anzunehmen?“

„Das nicht, aber ich finde, daß du durch deine Heftigkeit dir, ihm und uns allen nur geschadet hast. Denke dir, daß ein junger Edelmann deinen Vater so verspottet hätte, würden wir nicht alle Zeter geschrieen haben über den Sünder? Wäre er nicht

dafür gezüchtigt worden von dir, mir, deinen Vettern bis ins siebente und achte Glied! Wo hätten wir Worte gefunden, um das Bubenstück aristokratischer Frechheit derb und vernichtend genug zu bezeichnen! Was aber dem einen recht ist, ist dem andern billig!"

„Paul, du sprichst ja wie ein Aristokrat!"

„Ich spreche wie ein billig denkender Mensch; du bist es, der willkürlich, der aristokratisch handelt."

„Und du hättest Dornblatt, du hättest einen Letten ruhig von der adeligen Meute mißhandeln lassen?"

„In diesem Falle: ja! Wir wollen unseren gerechten Haß nicht durch Ungerechtigkeit beflecken. Friedrich und die anderen Junker hielten sich dieses Mal fern von Standeshochmut, wollten nur die beleidigten Eltern rächen. Du warst es, verzeih dem Freunde das offene Wort, der ihnen unrecht that. Bist du mir böse?"

Aus dem Blick, mit dem Paul diese Worte begleitete, sprach so viel Liebe, daß auch ein härteres Herz, als das Wilhelms, dem Freunde nicht hätte zürnen können. Wilhelm drückte die dargebotene Hand herzlich; dann griffen beide nach einem Buch.

Als sie schon in den Betten lagen und das Licht ausgelöscht hatten, sagte Wilhelm: „Helene hat sich verlobt!"

„Mit wem?"

„Mit einem Bartenberger Justizrat!"

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Drittes Kapitel.

Auch die Langerwalds hatten den Abend noch zu einem Spaziergang benutzt und verabschiedeten sich erst spät von einem zahlreichen Verwandtenkreis, um in ihr Hotel zurückzukehren. In diesem wurden sie von dem Kellner mit der Nachricht empfangen, daß der Herr Baron soeben zurückgekehrt sei.

„Mama,“ flüsterte Mathilde der Mutter zu, ehe sie ihr Zimmer betraten, „bitte, erzähle du Wilhelms Abenteuer!“ Die Mutter nickte und trat ein. Ihr Gemahl war ein kleiner, sehr magerer Mann mit brandrotem Haar und Bart und einer großen, scharf gebogenen Nase. Er war augenblicklich damit beschäftigt, seinen Backenbart vermittelst Handtuch, Kamm und Bürste vom eingedrungenen Staub zu reinigen, und schien nicht eben in der besten Laune; wenigstens rief er seiner eben eintretenden Frau mit lauter, hoher Stimme zu: „Gott straf mich!“ (Herr von Langerwald war allgemein unter dem Namen ‚Gott straf mich‘ bekannt, weil er selten einen Satz anders, als mit dieser Phrase begann): „Gott straf mich, natürlich wieder nicht zu Hause!“

„Ich glaubte, lieber Fritz," begann die Baronin mit sanfter Stimme —

„Gott straf mich! Du glaubtest natürlich, daß ich erst morgen nach Hause kommen würde; das wolltest du sagen! Widersprich mir nicht, ich weiß, das wolltest du sagen!"

„Allerdings, lieber Fritz!"

„Allerdings, Isalie!" spottete der Baron. „Aber freilich, wenn ich dein Bruder gewesen wäre, oder ein Neffe, oder ein Doktor, oder irgend ein fremder hergelaufener Geselle — Gott straf mich! Du hättest mich allerdings erwartet. Ich bin überzeugt, daß du auf einen Ausländer die ganze Nacht gewartet haben würdest, ja, bis zum Hahnenschrei!"

Herr von Langerwald würde sich ohne Zweifel auch noch weiter in Vermutungen über die eventuelle Handlungsweise seiner Gemahlin ergangen haben, wenn ihm nicht Mathildens rosige Lippen den Mund geschlossen hätten. So aber besann er sich eines Besseren. Indem er das Handtuch über die Schulter warf und mit der rechten Hand Kamm und Bürste in die Höhe hielt, umfaßte er mit der linken die Tochter und küßte sie mehrmals auf Augen und Stirn.

„Du scheinst ja recht verdrießlich nach Hause gekommen zu sein, Papa!"

„Wie so, Jungfer Naseweis? Ist mein Nestküken nicht aufgelegt? Hat deine Mama dich geärgert, mein Füllen?"

„Nein, diesmal ist mein Papa an meiner Mißstimmung schuld," erwiderte Mathilde lachend.

„Nun, mein Gässelchen, dann muß er auch dafür sorgen, daß auf Regen Sonnenschein folgt. Rate, was ich dir mitgebracht habe?"

„Einen Schimmel, Papa," rief Mathilde.

Der Vater ließ sie los, ließ auch die Rechte mit Kamm und Bürste sinken, trat einen Schritt zurück und sah sie über das Lorgnon weg an: „Gott straf mich!"

„Ja, ja, einen Schimmel," jubelte Mathilde ausgelassen, ihm um den Hals fallend. „Tausend Dank, Väterchen, du bist ein Engel von einem Väterchen, ein Zuckerpüppchen von einem Väterchen!"

„Bist du toll, Mädchen! Pfui, laß doch, laß, pfui, wer wird so wild sein, laß doch. Wo soll ich denn den Schimmel haben, du Taugenichts? Sieh selbst, hier in dieser Tasche ist er nicht und in der anderen auch nicht. Nein, rate auf etwas anderes!"

„Geld zu einer Reise ins Ausland?"

„Gott straf mich!"

„Was denn sonst, Papa?"

„Frage den Georg. Ich will mit dir nichts zu thun haben. Gott straf mich! Wie du mir heiß gemacht hast, du Teufelsmädchen!"

„Georg, Georg!" rief Mathilde. „Ach, der Unglücksmensch hört mich ja nicht!" Sie begann so heftig und andauernd zu schellen, daß in wenigen Augenblicken ein paar Kellner und Stubenmädchen in das Zimmer stürzten. „Rufen Sie mir Georg. Er soll gleich kommen!" Der Kammerdiener erschien.

„Guter Georg, schnell her damit! Was hat Papa für mich mitgebracht?"

„Soll ich ihn hereinführen, Herr Baron?" fragte der Diener.

Der Baron hatte sich auf das Sofa geworfen und krümmte sich vor Lachen. „Gott straf mich! Führ ihn — herein! führ — ihn — herein!"

Der Diener eilte hinaus und Mathilde wieder auf den Vater zu.

„Papa, ist es ein Mops? Bitte, sage, ist es ein Mops?"

„O — weh, o — weh" — stöhnte der Vater und war nicht aus dem Lachen zu bringen.

Frau von Langerwald, die sich trotz ihrer zwanzigjährigen Ehe noch immer nicht an das Temperament ihres Gatten gewöhnt hatte, war in die Fensterbrüstung geflüchtet und beobachtete von ihr aus mit ängstlichem Gesicht den Frohsinn der Ihrigen.

Mathilde setzte sich auf den Rand des Sofas. — „Papa, ist es ein Mops? Du sagtest: ‚Führ ihn herein,' wenn's nicht ein Schimmel ist, so muß es also ein Mops sein. Wenn du mir nicht antwortest, kitzle ich dich!"

Der Alte fuhr wie elektrisiert in die Höhe; aber ehe sie noch ihre Drohung wahr machen konnte, entstand in dem Korridor, der zu dem Zimmer führte, ein Gepolter, als stürzte die Decke über ihnen zusammen.

„Papa," jubelte Mathilde, „es ist doch ein Schimmel! Tausend Dank!" Nun küßte sie ihn

wieder, und er lachte wieder. Unterdessen ging die Thür auf und ein paar Stallknechte führten den prächtigsten Apfelschimmel mitten ins Zimmer. Draußen im Korridor aber standen die Leute Kopf an Kopf, lachten und amüsierten sich und hatten ihre Freude an dem lustigen alten Herrn. Mathilde sprang auf, eilte auf den Schimmel zu, küßte ihn auf den Kopf und streichelte seinen glänzenden Rücken.

„Und er courbettiert gut, Papa?“ fragte sie.

„Du wirst eher müde als er! Ein Prachtgaul, habe ihn bei Hinné eigens für dich bestellt. Sieh, was für Fesseln! Aber umtaufen mußt du ihn, sie haben dem armen Tier einen Hundenamen gegeben.“

„Wie heißt er denn, Papa?“

„Romeo haben sie ihn getauft, den armen Schelm. Du mußt ihm einen ordentlichen Roßnamen geben.“

„Omar soll er heißen, Papa!“

Der Alte schlug sich vor die Stirn. „Hörst du es, Isalie? Hörst du es? Trifft das Mädchen je eins? Immer schwarz! — Das findest du wohl nicht,“ brauste er auf, als seine Frau schwieg, „natürlich, das arme Mädchen ist ja auch dein Kind! Du liebst nichts, was dein ist. Ich zweifle daran, daß du eine Christin bist, ja, ich bin geneigt daran durchaus zu zweifeln, denn ich bin der Meinung, daß du — Gott straf mich — den Herrgott selbst nicht lieben könntest, wenn er dein wäre!“

„Ich habe ja nicht ein Wort gesagt, lieber Fritz!“

„Das ist es eben. Du schweigst mich zur

Verzweiflung. Schweigen ist auch eine Antwort. Glaube doch nicht, daß ich nicht weiß, was du jetzt verschweigst! Du denkst, daß der Schimmel da kreuzlahm ist und sandrückig und spatlahm und bockbeinig. Sprich's nur aus, ma chère! Sage es ganz offen! Mich hintergehst du nicht, ich weiß doch, was ich von deinen Gedanken zu halten habe! — Nun, mein Töchterchen," wandte er sich wieder zur Tochter, „was meinst du, soll man ihn jetzt nicht wieder hinausführen? Morgen soll dir Agathe ihren Sattel leihen und ich verschaffe mir wohl auch irgendwo einen Gaul; dann kannst du dein Rößchen probieren. Er setzt dir über eine vierundzwanzig Fäuste hohe Barriere wie ein Vogel!"

„Laß ihn noch einen Augenblick hier bleiben, Papa! Was für ein Hals! Georg, bringen Sie etwas Brot! Aber, was ist das da, — der rechte Hinterfuß scheint nicht ganz in Ordnung!"

„Isalie, was es für einen Blick hat, das Mädchen! — Es ist nichts, mein Kind. Der Hundsfott von Schmied hat ihn vernagelt!"

Das Brot wurde gebracht und von Omar mit sichtlichem Vergnügen verzehrt. Dann wurde er hinausgeführt; Frau von Langerwald wagte sich wieder aus der Fensterbrüstung hervor; Mathilde holte sich ihre Stickerei und setzte sich an den Tisch, und Herr von Langerwald griff wieder nach Kamm und Bürste. — Eine Weile schwiegen alle drei.

„Isalie," begann Herr von Langerwald, „mich wundert es, daß du nicht die Bemerkung machst,

es röche hier nach dem Stalle! Warum unterdrückst du sie?"

„Weil ich nicht finde, daß das der Fall ist, lieber Fritz!"

„Aha," meinte Herr von Langerwald.

„Mein süßes Mütterchen!" sagte Mathilde und küßte der Mutter die Hand. Während serviert wurde, erzählte Herr von Langerwald von seinem Rigaer Aufenthalt. Riga und dessen Bewohner hatten durchaus nicht das Glück, sich seines Wohlwollens zu erfreuen, ein Schicksal, das sie übrigens mit allen nicht kurischen Städten und Nichtkurländern teilten, denn da war keiner, dem der alte Herr ein gutes Haar ließ, auch nicht einer. Die Rigenser waren geschniegelt und gebügelt — „Seidenschwänzchen"; die Livländer glatt und gebildet — „Dompfaffen"; die Esthländer lebhaft und zu Emphase geneigt — „Spatzen"; die Polen — „Prahlhänse"; die Bundesdeutschen — „Bauern"; die Russen — „Sausnickel"; kurz, jede Nation hatte alle Ursache, sich über den Schöpfer zu beklagen, und nur die fanden Gnade vor seinen Augen, von denen ihm nie ein Exemplar zu Gesicht gekommen war. Der Länder Blüte aber waren in seinen Augen die Lande: Kurland und Semgallen. Aber ach! die Sonne selbst hat Flecken, und diese Flecken in Kurlands Vollkommenheit waren: daß man da vielfach die Zetter und Pointer der einheimischen Vorsteherrasse vorzog; daß man den Landboten Diäten bewilligte; daß die Cochinchinesen den alten kurischen Goldhahn ganz

verdrängten; daß man mit Kreuzleinen fuhr; daß man anfing den Barontitel allezeit im Munde zu führen. Auch sollte die Frömmigkeit so sehr überhand genommen und um sich gefressen haben, daß man kaum mehr am Sonntag auf die Jagd reiten dürfe, ohne daß Weib und Kind ein Lamento erhöben. Die Schuld an diesen Veränderungen trugen aber nach der Ansicht des Herrn von Langerwald ausschließlich — das Konsistorium und das Oberhofgericht. Es wäre in der That schwer gewesen zu entscheiden, welche dieser beiden Landesautoritäten er mehr haßte, verachtete und verspottete. Das Konsistorium hatte ihm nicht erlaubt, seinen Lehrer, einen zwar einheimischen, aber dem Trunk sehr ergebenen Kandidaten, der sich nie einem Examen unterzogen hatte, zu seinem Prediger zu machen, und was noch schlimmer war, seinen Willen durchgesetzt, obgleich der alte Herr Himmel und Hölle in Bewegung setzte, seinen Kandidaten in die Paulinenhöfer Pfarre zu bringen. Nicht weniger als drei Deputationen hatte die Gemeinde auf seinen Antrieb und auf seine Kosten an alle Instanzen bis nach Petersburg hinauf gesandt, um den ihr so lieben, würdigen Mann als ihren Seelsorger zu erbitten. Nicht weniger als ebenso oft hatte er selbst Reisen in dieser Angelegenheit gemacht, um dem „trefflichen Manne" zu seinem Rechte zu verhelfen. Alles vergeblich! Und um das Maß seiner Schuld voll zu machen bis zum Überlaufen, hatte das Konsistorium schließlich sogar bei der gerade versammelten brüderlichen Konferenz darauf

angetragen, ihm wegen seiner agitatorischen und Unruhe stiftenden Thätigkeit ihr Mißfallen zu erkennen zu geben. Und das ihm, dem stillsten, ruhigsten Manne, der nur nicht ansehen konnte, daß jemandem Unrecht geschah; der nur seine Pflicht erfüllte als Edelmann, wenn er die Armen unterstützte und den Bedrängten beistand. Freilich, seine Feinde behaupteten, daß er der streitsüchtigste Mann sei, den es in Kurland gebe; daß seit zwei Decennien dreiviertel aller Gerichtsarchive mit Akten angefüllt seien, deren Überschrift: Baron Langerwald contra N. N. laute; daß er keinen Nachbar habe, mit dem er nicht prozessiert, und keinen Geschäftsfreund zwischen Riga und Memel, den er nicht verklagt; daß er noch nie irgendwo oder wann mit einer Majorität gestimmt hätte, noch je auch auf den billigsten oder vorteilhaftesten Vergleich eingegangen sei. Würde ein Pastorat in einem der Kirchspiele, in denen er angesessen sei, vacant, so halte er mit seiner Stimme sorgfältig zurück, um sie nach vollzogener Wahl dem durchgefallenen Kandidaten zu geben. Würde in der Konvokation ein Beschluß gefaßt, so gebe er einen Protest gegen ihn zu Protokoll, noch ehe er ihn kenne. Nie, seit er seine Güter angetreten, habe er eine Willigung gezahlt, ohne es bis zur Exekution kommen zu lassen. Kein Klageführender wende sich vergeblich an ihn; er unterstütze jeden mit Geld und Einfluß, ohne sich nur im mindesten darum zu bekümmern, ob die Klage eine gerechtfertigte sei oder nicht. Man müsse ihn, behaupteten die Spötter, mit einem Pistol in

der Rechten und einer Klage in der Linken malen lassen und so im Flussauer Museum aufhängen, als eines der letzten Exemplare einer ausgestorbenen Gattung. Seine Frau, behaupteten sie, habe er nur geheiratet, weil ein paar seiner Freunde sich in einer ausgelassenen Stunde damit amüsiert hatten, den derben und wegen seiner Grobheit übel berüchtigten Langerwald mit der jungen Lichthoven, dem zartesten Fräulein der Welt, zu paaren und sich ihr Zusammensein phantastisch-sarkastisch auszumalen. „Gott straf mich!" sollte Langerwald, der zugegen gewesen, gesagt haben, „was ein rechter Mann ist, paßt zu jeder Frau," und noch am selbigen Abend bei ihrem Vater um sie angehalten haben. Diese Spötter behaupteten, der Widerspruchsgeist sei schon so alt in ihm, daß er aus Abneigung dagegen, es zu machen wie andere Leute, schon wie Macduff im Macbeth zur Welt gekommen sei.

Nachdem Herr von Langerwald etwa zwanzig Beefsteakziegel, die er mit großer Gewandtheit in Keilform aus dem Gros herausschnitt, zu sich genommen und noch einen Teller voll Fleischpudding hinzugefügt hatte, leerte er einen großen Pokal Porter, wischte sich mit der Serviette Mund, Bart und Hände ab und fragte dann, indem er sich aus einem Zündhölzchen einen Zahnstocher zurecht schnitt, ohne jemand anzusehen:

„Nichts Neues?"

„Nein, lieber Fritz!"

„Papa, der Herr von Bungerow war hier."

„Und wie war dir denn, mein Täubchen, in Gegenwart dieses Marders zu Mute?“

„Sehr traurig, Papa, weil vor der Thür kein Fangeisen stand!“

„Recht so, mein Töchterchen! Ein kurischer Fink ist hübscher, als eine ausländische Mandelkrähe. War sonst noch jemand hier?“

„Wilhelm Wolfschild!“

Frau von Langerwald blickte auf Mathilde, die sie bittend ansah. „Der junge Wolfschild,“ begann sie darauf mit einer Stimme, die noch sanfter und hinsterbender klang, als gewöhnlich, obgleich jemand, der mit ihrem Gesicht so vertraut war wie Mathilde, ein Lächeln bemerkt hätte, das um ihre Lippen spielte, „der junge Wolfschild hat leider in den letzten Tagen wieder einmal eine Gesinnung an den Tag gelegt, die nur zu sehr der geringen Meinung entspricht, die ich, wie du dich erinnern wirst, immer von ihm gehabt habe. Er hat gezeigt, wie sehr er von den neuen demokratischen Ideen ergriffen ist und wie weit seine Animosität gegen unseren Stand geht. Jetzt wirst du selbst finden, daß ich mit meiner Überzeugung, er sei ein undankbarer, irreligiöser und mißleiteter Jüngling, recht habe.“

Herr von Langerwald schien dazu nicht geneigt.

„Gott straf mich!“ rief er. „Frau, ward je über einen liebenswürdigen, bescheidenen, tüchtigen jungen Mann aus einem befreundeten Hause so abgeurteilt? Hat je eine Frau leichtsinniger den Stab über den Namen eines Ehrenmannes gebrochen? Wurden je

unverdientere und sich widersprechendere Urteile über jemand zusammengestellt? Wo in aller Welt nimmst du den Mut dazu her? Du, die du eine Christin sein willst und deiner Tochter, Gott straf mich, jeden geläuteten Sonntag eine Predigt vorliest, bei der sogar die Mägde und der Gärtner dabei sein müssen. Ich verstehe es nicht!"

Das Gefühl, vor einem unlösbaren Problem zu stehen, schien Herrn von Langerwald höchlichst zu beunruhigen, wenigstens sprang er auf und ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er unmittelbar vor Mathilde stehen und fragte: „Täubchen, verstehst du es?"

„Nein, Papa," erwiderte Mathilde, ohne aufzusehen.

„Und kann man denn nicht wenigstens den Thatbestand des Ereignisses kennen lernen," wandte er sich wieder an seine Frau, „aus dem du so betrübende und so ehrenkränkende Schlüsse ziehst? — Kann dein Mann nicht erfahren, warum du den Sohn seines einzigen Freundes, des einzigen Ehrenmannes in Kurland — (Herr von Langerwald hielt einen Augenblick inne, wie um sich zu besinnen, fuhr aber dann um so entschlossener fort) — des einzigen erprobten und durchaus bewährten Mannes in Kurland, einen Wüstling und Heiden, ja sogar einen Demokraten nennst? Könnte dein Mann vielleicht so glücklich sein, das von dir zu erfahren?"

Frau von Langerwald erzählte nun und be-

mühte sich sichtlich, aus den Thatsachen, die sie indessen nach der von Wilhelm selbst mitgeteilten Leseart wiedergab, möglichst schwarze Streiflichter auf seinen Charakter fallen zu lassen. Sie betonte namentlich, daß Wilhelm gerade gegen den jungen Fuchsberg, den Sohn des intimsten Freundes seines Vaters, so ausfallend gewesen sei, und äußerte sich mit äußerster Indignation darüber, daß er die Freundschaft dieses gewissen Dornblatt der Liebe Friedrich Fuchsbergs, der doch aus einem der ältesten Häuser des Landes hervorgegangen sei, vorgezogen habe. Sie schloß mit den Worten: „Ich fürchte, dem alten Manne wird das Herz brechen, wenn er von dem Benehmen des Sohnes hört, und es geschieht nur aus Rücksicht für den Vater, wenn ich die Bitte, den Sohn künftig von unserem Hause fernzuhalten, unterdrücke!"

„Mathilde!" rief der Baron im Tone höchster Entrüstung, indem er die Arme bogenförmig über den Kopf erhob und die Hände zusammenschlug, „Mathilde, hast du gehört, was deine Mutter sagte? Gott straf mich! Bei Gott, ich hätte dich hinausgeschickt, wenn ich gewußt hätte, wie sie sprechen würde. — Wo in der Welt," wandte er sich dann wieder an seine Frau, „hast du denn deine genealogischen Studien gemacht? Wer hat dir denn eingeredet, daß die Fuchsbergs mit den Sybergs das Mühlrad zerbrochen oder mit den Tiesenhausen die Plesse gebaut haben? — Und wenn ihr Ahnherr Hermanns Kammerdiener gewesen wäre, ist das ein

Grund für einen anständigen Menschen, ihren Bengel von Nachkommen dem Umgange mit einem so trefflichen jungen Manne, wie der junge Dornblatt, vorzuziehen? Und wenn du den alten Fuchsberg den intimsten Freund von Wilhelms Vater nennst, so bist du, Gottlob, auch wieder im Irrtum. — Und wofür soll er dankbar sein, der arme Junge? Ist er denn ein Bettelkind, das die Fuchsbergs hinterm Zaune gefunden und aufgefüttert haben? Ist er denn eines Küsters Junge, der von der Cousine erhalten wird auf dem Gymnasium und von dem Vetter auf der Universität? Und da soll er ruhig zusehen, wie eine ganze Meute über den einen prächtigen Jungen herfällt, weil er das Maul auf dem rechten Fleck gehabt und das Lächerliche lächerlich gemacht hat. Gott straf mich! Das ist wohl irreligiös? Isalie, das ist wohl irreligiös? Wenn das irreligiös und demokratisch ist, so sind wir Kurländer alle Demokraten und die Vorstadt St. Antoine ist ein Kind gegen die Jakobsburger Hauptmannschaft. — Mathildchen, mein Kind, ist das irreligiös? — Eines sage ich euch, ich möchte den nicht sehen, der gegen Wilhelm in meinem Hause unhöflich wird!" — Mit diesen Worten verließ der Baron das Zimmer.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, lehnte sich Frau von Langerwald in ihren Stuhl zurück und lächelte Mathilde wehmütig-freundlich zu. Mathilde eilte zu ihr, kniete vor ihr nieder und küßte ihre lange, schmale Hand. „Tausend Dank,

mein Mütterchen!" — Die Mutter heftete die Augen starr auf den Lampenschirm und seufzte. „Ach, Mathilde, ich kann doch nichts mehr in seiner Meinung verlieren!" — Sie beugte sich auf den Kopf ihres Kindes herab, und eine Thräne glänzte silbern in Mathildens goldenem Haar. „Sei glücklich, du Licht meiner Seele," flüsterte sie. „Gute Nacht!"

Viertes Kapitel.

Der Freund Wilhelm Wolfschilds, Paul Schwarz, war der Sohn eines Landarztes, eines Herrn, mit sehr rotem Gesicht, sehr lauter Sprache und Händen, die immer in den Hosentaschen steckten. Er hatte mit manchem seiner Kollegen eine ausgesprochene Vorliebe für alle geistigen Getränke gemein gehabt und sein Lebtag für einen Mann gegolten, dem man, wenn man konnte, am besten aus dem Wege ging. Kurz vor seinem Ende, er starb früh und lebensmüde, hatte er mit einer hübschen Halbdeutschen, der Tochter eines benachbarten Müllers, ein Liebesverhältnis angeknüpft, und sie, als es Folgen gehabt, geheiratet. Als Paul, die Frucht dieses Bündnisses, geboren wurde, hatte sein Vater schon die Antwort auf die Frage erhalten, die er sich so oft vorgelegt hatte: warum er geboren und dreißig Jahre alt werden mußte. Pauls Mutter, eine brave aber einfache und ungebildete Frau, zog mit ihm nach dem Tode ihres Mannes zu ihrem Bruder, der in Jakobsburg Kaufmann und Fleckenvorsteher und ein sehr

gutmütiger, sehr dicker und sehr eitler Mann war. Letzteres war verzeihlich, denn wenn schon überhaupt das Fleckenvorsteheramt seinen Mann verlangt, so erst recht das Jakobsburgsche, denn Jakobsburg ist ein Ort, der sich sehen lassen kann. Er liegt am Ufer eines Flüßchens, das durch hübsche Wiesen fließt, und das alte Gemäuer auf dem Hügel rechts vom Flecken ist der Rest einer Ordensburg.

Der Fleckenvorsteher war nicht wenig stolz auf die Schwester Doktorin, obgleich er in ihrer Gegenwart jede Gelegenheit benutzte, um hervorzuheben, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben solle; daß er aus Mesalliancen sein Lebtag nichts Gescheidtes habe werden sehen; daß es auch unter den Literaten viele Lumpen gebe u. s. w.!

Das Opfer seiner Weisheit, die Schwester, ertrug sie mit großer Geduld und Sanftmut und lebte im übrigen nur ihrem Knaben. Für ihn waren ihre fleißigen Hände Tag und Nacht in Bewegung, um seinetwillen spann und webte sie so lange sie die Finger bewegen konnte, für ihn endlich betete sie Tag und Nacht. Wenn sie dann am Sonnabend Abend an seinem Bettchen saß und in der alten Bibel las, während ihr Kind gesund und regelmäßig atmete, fühlte ihr Herz eine Seligkeit, von der ihr Mann nie etwas geahnt hatte.

Paul wuchs als ein scheues Kind heran, als ein verschlossener Knabe, der nur die Mutter liebte; sie freilich mit der ganzen Glut, die Kindern eigen ist, denen die übrigen sie umgebenden Personen Gegenstand des Schreckens oder der Abneigung sind. Doch

gab er auch diesem Gefühle nur selten Ausdruck. Der Knabe hatte von der Natur einen scharfen Verstand und ein zartes Nervensystem mitbekommen, eine fast frauenhafte Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die ihn nur zu leicht in eine feindliche Stellung zu seiner Umgebung brachte und ihm dadurch den Blick für die schwachen und lächerlichen Seiten seiner Mitmenschen allzusehr schärfte. Solche Naturen lassen sich an dem Guten nicht genügen, sie verlangen nach dem Höchsten und werfen alles verächtlich beiseite, was ihren hochgespannten Anforderungen nicht entspricht. Paul verbrachte die ersten Lebensjahre unter Verhältnissen, die die Gefahren eines solchen Naturells nicht beseitigen konnten. Die ungebildete, wenn auch brave Mutter, der gutmütige aber rohe Onkel, die falsches Deutsch sprechende Gesellschaft endlich, die sich Sonntags bei diesem versammelte: der dickbäuchige Postmeister, der mit dem Baron aus der Nachbarschaft, dem er in allem nachahmte, nichts gemein hatte als das Schnupfen und Fluchen; der Gemeindegerichtsschreiber Herr Stöckchen, der es dem Pastor durch jahrelanges Bitten endlich abgerungen, daß er in seinem Taufschein den ursprünglich lettischen Namen verdeutscht hatte; der Schulmeister endlich, der das Lehrerseminar mit Nr. 3 verlassen und sich dann auf Flötenspiel, Schiller und das Courmachen geworfen hatte; dazu noch ein paar Gevatter Schuster und Schneider, sie alle konnten einen Geist nicht befriedigen, in den die Natur die Keime künstlerischer Empfänglichkeit und des tiefsten Widerwillens gegen alles Gemeine und Un-

schöne gelegt hatte. „Der Kleine ist blöde, gute Madame Doktorin," sagten sie und ließen das Kind gehen, das in ihrer Gegenwart kalt und fremd that. In der Volksschule aber war Paul wie der Begabteste, so der Fleißigste. Anfangs war das nicht immer so gewesen, aber seit der Flötenspieler ihn einmal gefragt hatte, ob er glaube, daß er als Doktorenjunge nichts zu lernen brauche, gab er nie wieder Veranlassung zum Tadel. Mit den lettischen Knaben war er lieb und freundlich; gegen die Söhne der deutschen Bürger kalt und kurz angebunden.

So verging die Zeit, und bald trat an die Mutter die Frage heran: Was soll Paul einmal werden? — Die Volksschule hatte er weit hinter sich, und auch einige Extrastunden, die ihm der Flötenspieler für ein Liespfund Zucker und ein paar Pfund Tabak hatte angedeihen lassen, — aber was nun? Diese Frage wurde jetzt im Familienzimmer des Herrn Laßmann (so hieß der Onkel Fleckenvorsteher) fleißig erörtert. Der Onkel stimmte für die Apothekerlaufbahn; das wäre einmal ein Amt, das seinen Mann nähre, hätte zweitens viel Verwandtes mit der Medizin und wäre drittens die einzige studierte Karriere, die man zur Not ohne Mittel einschlagen könne. Er sei überzeugt, daß Herr Habersdorf, so hieß der Apotheker des Orts, den Jungen in die Lehre nehmen, ja ihn vielleicht auch noch kleiden würde; da wäre der Knabe dann sehr gut aufgehoben. Er selbst könne dem Neffen nichts geben, denn er habe selbst Weib und Kind und sein Geschäft werfe wenig ab.

Herr Habersdorf, ein kleines, dürres Männchen, voll Höflichkeit und von beunruhigender Beweglichkeit der Glieder, hatte in der Gegend den Spitznamen: „der Adler". Zu dem war er so gekommen: Der Kaiser kam einmal auf einer Reise durch Kurland auch nach Jakobsburg, und zu seiner Begrüßung wurden zwei Ehrenpforten gebaut, die eine am Eingang und die andere am Ausgang des Ortes, wie es sich gehört. Die erste, die der Adel der Umgegend baute, kostete 500 Rbl., und wurde verhältnismäßig ebenso prächtig wie geschmackvoll; die andere, die die Bürger des armen Städtchens errichteten, kostete 25 Rbl. und wurde ein dürres mit Tannenreisern behängtes Holzgerüst, das aussah wie ein geschmückter Galgen. „So kann's nicht bleiben," sagte der Doktor Braun, der ein praktischer Mann war und aus nichts etwas zu machen verstand; und man nahm den doppelköpfigen Adler von der Apotheke und setzte ihn oben in die Ehrenpforte. Unter dem Adler stand nach altem Brauch mit großen goldenen Buchstaben: „Eugenius Habersdorf, Apotheke!" Darüber legte man eine prächtige Rosenguirlande, so daß das Ganze jetzt aussah wie ein zerzauster Fichtennachwuchs, in den ein Orkan einen Adler und eine Rosenguirlande geschleudert hatte. Der Monarch kam an: allgemeiner Jubel; ängstlich-glücklich klopfende Herzen; umher galloppierende Buschwächter; blonde Edelleute im Ballkostüm; endloses Hurrageschrei und die schlecht gesungene Nationalhymne. Der Kaiser stieg aus dem Wagen, unterhielt sich aufs Liebenswürdigste und

fuhr dann weiter. Als er an die Bürgerehrenpforte kam, sah er hinauf und lachte. Warum lachte er? Die Rosenguirlande hatte sich gelüftet, und unter dem Adler stand deutlich und für jedermann zu lesen: „Eugenius Habersdorf, Apotheke!" Den Apotheker aber nannte man fortan: den Adler.

Im Laßmannschen Familienrate sprach Tante Laßmann, ein kleines, mageres Frauenzimmer, das immer hustete und nach der Materialwarenhandlung roch, ihre unmaßgebliche Meinung dahin aus, daß Paul Schreiber werden solle. Er habe unverkennbare Ähnlichkeit mit Herrn Grünwald, einem Schreiber in der Nachbarschaft, und das sei doch ein Fingerzeig. Sie wenigstens lege ein großes Gewicht auf solche Ähnlichkeiten. Ihr Bruder habe seinerzeit nicht Schlachter werden wollen. Da habe ihr Vater, der ein „Preiße" gewesen (Frau Laßmann sprach das „eu" unendlich fein und spitz aus und versäumte es nie, bei Gelegenheit zu erzählen, daß ihr Vater ein „Preiße" gewesen sei. Sie renommierte damit ihrem Gatten gegenüber, der halbdeutscher Herkunft war), zu ihm gesagt: „Jott verdamm' mich, du oller Schlingel," habe ihr Vater gesagt, „Kreuz-Bomben-Sapperlot, du wirst ein Schlachter; du hast so was von einem Ochsen in der Physiognomie und zumal im Nacken!" Und er sei ein Schlachter geworden und jetzt Meister in Flussau, und es lebe in den Scharren kein Mann, der sich ihm vergleichen, noch an die Seite stellen ließe.

„Vortrefflich, Madame, vortrefflich," sagte der Postmeister und nahm eine Prise.

Herr Malewsky, der erste Schneider im Ort, war für den Kaufmannstand. „Das ist doch etwas Solides," sagte er. „Man sieht es so einer Kaufmannsstadt gleich an, daß sie etwas zu bewachen hat. Da ist z. B. Riga, ringsum Wälle und Gräben." Dann erzählte er von mehreren Fällen, in denen Leute, auch Doktorskinder, als Kaufleute zu großem Reichtum gelangt waren.

„Vortrefflich, ebenfalls vortrefflich," sagte der Postmeister. (Sein Vorbild, der Baron, schloß jede Äußerung, eigene wie fremde, mit dieser Phrase ab.)

Die Mutter schwieg zu diesen Vorschlägen, denn sie hätte nicht gewagt, in Gegenwart so vieler Autoritäten ihr Urteil abzugeben. In ihrem Innern aber hegte sie den heißen Wunsch, ihren Sohn „auf den Pastor" studieren zu sehen. Auf der ersten Seite ihrer Bibel stand mit großen, schwankenden Buchstaben: Paul Schwarz, geb. den 1. Dezember 18**, Psalm 84, 5: „Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar! Sela!" — Wo aber sollten die Mittel dazu herkommen? — Darüber entstanden in ihrem Kopf allerlei, zum Teil ganz abenteuerliche Pläne. So vergingen ein paar Tage. Am nächsten Sonnabend mußte Paul der Mutter, wie jetzt immer, ein Kapitel aus der Bibel vorlesen, und es fügte sich so, daß er die Jugendgeschichte Samuels las. Das that ihr sehr wohl. „Paulchen," sagte sie, als er geendet und sie mit zitternder

Stimme das Vaterunser gesprochen hatte, „Paulchen, es ist doch wunderbar, wie gut der liebe Gott ist und wie freundlich. Da flehst du ihn an in der Angst deines Herzens und fragst ihn, was du thun sollst und weißt in deinem dummen Sinne nicht aus noch ein. Wenn du aber am Abend deine Bibel liest, da hast du deine Antwort, so klar und deutlich, als ob der Onkel selbst sie gegeben hätte."

„Was willst du thun, Mutter?" fragte der Knabe verwundert.

„Ich will zum Herrn Pastor gehen und ihn fragen, ob er dein Eli sein will." — Paul sann über diesen Ausspruch lange nach. Also so sah Eli aus, dachte er verwundert, und der schöne Kopf des alten Pastor Wolfschild stand vor seinen Augen. Paul liebte die Erzväter und Helden der biblischen Geschichte durchaus nicht. Einmal waren sie mitunter feig und verzagt; dann aber hatte ihm der Postmeister bei Gelegenheit gesagt, sie seien Juden gewesen, und der Schulmeister hatte die Wahrheit dieses Ausspruchs verbürgt. Seitdem stellte Paul sich Abraham und Jacob, Eli und David, wie kurische Hausierer vor, mit langem, ungepflegtem Bart, Gebetlocken und lispelnder Stimme. Selbst Simson verlor dadurch alle Anziehungskraft für ihn. Er konnte die Juden, die er nur als schmutzige, verwahrloste Leute kannte, nicht leiden.

Die Mutter hatte an diesem Abend noch lange zu schaffen und zu kramen, und suchte geschäftig den Staat zusammen, den sie an ihrem Hochzeitstage

angehabt hatte. Das Kleid war von grüner persischer Seide, war aber auf ihren damaligen hoffnungsvollen Zustand berechnet gewesen und mußte daher umgemacht werden, so gut es eben ging.

Am folgenden Tage war helles, klares Sonntagswetter. Paul mußte früh aufstehen und seine besten Kleider anziehen, ein feuerrotes russisches Hemdchen, um das ein prächtiger Gurt geschlungen wurde, ein Paar schneeweiße Höschen und funkelnagelneue Stiefel. Nur die Mütze, die alt und von bescheidener grauer Farbe war, paßte nicht recht zu dem Staat; die Mutter putzte sie aber wenigstens sorgfältig, rieb die Flecken, so gut es ging, mit Spiritus aus, und setzte sie ihm dann vorsichtig auf den Kopf. Dann hieß es, er könne in den Garten gehen, solle sich aber wohl hüten, die Kleider zu beschmutzen. „Geh ja nicht in den Tau, damit deine Hosen nicht grün werden," rief ihm die Mutter noch zuletzt nach. Paul war ganz betäubt von all dem Staat und dem Spiritusgeruch, den seine Mütze ausströmte. Ob wohl Samuel auch so hübsche weiße Hosen und einen so schönen roten Rock angehabt hat? dachte er, während er langsam auf den Kieswegen hin und her ging und sich sorgfältig hütete, der taufrischen Einfassung der Gartenbeete zu nahe zu kommen. Der rote Rock erinnerte ihn an Josef, und es ging ihm unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf, daß ihn die Mutter vielleicht verkaufen wolle. Aber er mußte selbst über ihn lachen. So stellte er sich an den niedrigen Zaun und sah hinaus auf den Markt,

auf dem allmählich die Bauern zusammenfuhren, glatt gekämmt, in ihren besten Kleidern, mit ernsten Sonntagsgesichtern. — Dann kam die Mutter. Sie hatte ihr grünseidenes Kleid an und darüber ein gelbes Tuch und auf dem Kopfe einen schwarzen Hut. Er war ursprünglich auch grün gewesen, sie hatte ihn aber umgemacht und gefärbt, als der „Selige“ starb und ihn dann so gelassen. Sie nahm Paul an der Hand und ging mit ihm hinaus auf den Markt. „Jetzt geht es zu Eli,“ dachte Paul. Es ging aber noch nicht zu Eli, sondern erst in die Kirche. Man hatte schon das erste Lied gesungen, als die Pastorin hereinkam und lächelte, als sie auf die Doktorin sah. Warum lächelte sie wohl? Darüber dachte Paul nach, bis er einschlief. Er träumte, daß er einer der Knaben war, die hinter Elisa herliefen; Elisa aber sah aus wie der Hausierer Samuel Hirsch, der mit einem Wagen umherfuhr und von dem die Mutter den roten Rock gekauft hatte. Dieser wandte sich um, ergriff Paul am Kragen und sah plötzlich aus wie ein großer Bär. „Du —,“ sagte er mit furchtbarer Stimme, „habe ich dir dazu den roten Rock geschenkt?“ Dann sah er wieder aus wie der Pastor Wolffschild und schrie ihm mit lauter Stimme ins Ohr: „Wachet auf, wachet auf, sage ich euch, wachet auf, so lange es noch Zeit ist!“ Da fuhr Paul erschrocken aus dem Schlaf auf, aber der Pastor stand weit fort von ihm auf der Kanzel und hatte den Zuruf auch nur bildlich gemeint. Nun kam das Amen, das Schlußlied, und dann ging alles hinaus

in die lachende Sonntagsluft. Pauls Mutter aber nahm ihn bei der Hand und schlug mit ihm den Weg nach dem Pastorat ein, das ein paar Werst von dem Flecken entfernt war. Paul trottete schweigend neben ihr her; ihm war das Herz voll von Erwartung. Auch die Mutter schwieg, aber in ihrem Herzen betete sie um so lauter, daß Gott ihr helfen und alles nach seinem Sinne lenken möge.

Fünftes Kapitel.

Das Pastorat von Jakobsburg sah aus wie ein leidlich großer Edelhof. Hatte man die Wirtschaftsgebäude, die links von der vorüberführenden Landstraße blieben, hinter sich, so führte eine Lindenallee durch den sorgsam gepflegten Blumengarten vor das stattliche Haus. Von der Veranda aus hatte man einen schönen Ausblick. Von rechts her führte die aus herrlichen, alten Bäumen bestehende Allee auf einen weiten Rasenplatz vor dem Hause, der durch Blumenbeete geschmackvoll unterbrochen, von weißen und roten Blumen eingefaßt war. Die Mitte nahm eine Gruppe von Centifolien, den Lieblingsblumen des Pastors, ein. Weiterhin führte ein sich mannigfach windender Kiesweg zu dem sogenannten „großen Baum", einer riesigen Ulme, die mit ihren weithin vorgestreckten Ästen eine gewaltige Kuppel bildete. — Im Hintergrunde verlief der Garten in einen hügeligen, von einem Flüßchen durchschnittenen Park, der zuletzt unmerklich in den Wald überging. — Das Pastorat Jakobsburg galt für eins der besten im Lande, für eins, das seinen Mann reichlich

nährte. Es war seit Gustav Adolfs Zeiten in den Händen der Familie Wolffschild, in der es in ununterbrochener Reihenfolge vom Vater auf den ältesten Sohn übergegangen war; eine Art freien Fideikommisses, gegründet auf andauernde Tüchtigkeit eines Geschlechts. — Im Speisezimmer hingen die großen Ölbilder aller dieser Herren Pastoren, und ihnen zur Seite ihre Ehefrauen, von Anna Maria, geborene Ludwichin — gestorben 1630, bis zu Margarete Wilhelmine, geboren 1815.

Die Wolffchilds hatten einen guten Namen im Lande. Sie galten für streng rechtliche, ehrenhafte Männer, für ausgezeichnete Landwirte und Gärtner, für vortreffliche Gesellschafter, und endlich auch für ganz tüchtige Redner, was dazumal mit einem tüchtigen Geistlichen wesentlich gleichbedeutend war. Der derzeitige Pastor, Harald Wolffschild, glich seinen Vorfahren und Vorgängern in allem und jedem. Seine größte Lebensfreude waren seine Kinder, ein Knabe namens Wilhelm und eine um ein paar Jahre jüngere Tochter. Damit die Kinder es nicht so einsam hätten, hatte er seinerzeit noch zwei kleine Mädchen, Mathilde von Langerwald und Helene von Annenburg in Pension genommen. Die Pastorin, eine kleine, untersetzte Blondine, gehörte zu der im Oberlande weit verbreiteten Literatenfamilie Eichhorn, und hatte Illuxtsche Geselligkeit und Fröhlichkeit auch im Unterlande beibehalten. Die Eichhorns und ihre Vettern besuchten sich nur selten einzeln; meist thaten sich eine Anzahl Familien zusammen und fuhren,

wohl drei bis vier Wagen voll, zu einem der Vettern. Hier amüsierte man sich ein paar Tage und fuhr dann auseinander, um sich in der nächsten Woche bei einem anderen Vetter wieder zu treffen. Die Pastorin war eine vortreffliche, kreuzbrave Frau, hielt sehr viel auf den lieben Gott, fast noch mehr auf ihren „Alten" und war stets hilfsbereit und gefällig.

Jetzt war die ganze Familie im Speisezimmer versammelt und harrte der Suppe. Der Pastor war in der besten Laune, hielt die Pfeife im rechten Mundwinkel, neckte Frau und Kinder und wandte sich dazwischen scherzend an seinen Neffen, den kürzlich für die Kinder engagierten Hauslehrer. Dieser war ein schlanker, braunäugiger Bursche, der, nachdem er ein volles Decennium in Dorpat zugebracht, sich endlich aufgerafft und nach mehrmaligen vergeblichen Anläufen sein Kandidatenexamen glücklich bestanden hatte. Jetzt that er sich durch streng kirchliche Ansichten und entschiedene Vorliebe für kräftige Frühstücke hervor. Er verteidigte sich eben eifrig gegen den ihm von der Tante gemachten Vorwurf, während der Predigt etwas geschlummert zu haben, als die Pastorin Frau Schwarz erblickte, die, Paul an der Hand haltend, schüchtern im Vorzimmer stehen geblieben war und darauf wartete, bemerkt zu werden. Sie sprang schnell auf, eilte ihr entgegen und rief, der Eintretenden herzlich die Hand schüttelnd: „Ei, siehe da, Frau Doktorin! Seien Sie uns herzlich willkommen! Wie schön, daß wir Sie wieder einmal bei uns sehen. Sie haben uns also doch nicht ganz

vergessen!" Auch der Pastor drückte dem Gaste freundlich die Hand und sagte: „Brav, Frau Doktorin, brav! Freut mich, Sie bei uns zu sehen! Ist das da Ihr Junge? Scheint ja ein ganz prächtiges Bengelchen zu sein! Komm her, mein Schatz," fuhr er fort, den widerstrebenden Knaben an sich ziehend, „komm her und sieh mich einmal recht an. Kennst du mich?"

Paul stand kerzengerade da und sah mit großen starren Augen auf den „Eli". Als dieser seiner Gewohnheit nach mit dem Stuhle schaukelte, dachte er: „Jetzt bricht er gewiß gleich das Genick!"

Die Unterhaltung bei Tisch kam nicht recht in Gang, denn so viel Mühe sich auch der Pastor und die Pastorin gaben, die Doktorin war nicht zum Sprechen zu bringen. Sie aß auch nur wenig, einmal, weil sie zu aufgeregt war, um Appetit zu haben, dann aber auch, weil sie es so für schicklich hielt. Auch Paul war trotz seines Hungers sehr zurückhaltend und dachte nur immer: „Was wird das werden?" — So bemühten sich denn die Kinder ebenso vergeblich um ihn, wie die Erwachsenen um seine Mutter.

Nach dem Essen faßte die Doktorin sich ein Herz und fragte, ob sie wohl den Herrn Pastor unter vier Augen sprechen könne. Da sie dabei über und über errötete, dachte der Pastor nicht anders, als daß sie wieder heiraten wolle, und führte sie schmunzelnd in sein behagliches Studierzimmer. Hier setzte sich die Doktorin nach mehrmaliger Aufforderung

endlich auf den äußersten Rand eines Stuhles und begann, während sie ihr Taschentuch in eine so kleine Form drehte, als ob es das Seidenkleid aus dem Märchen wäre und sogleich in die Nußschale hinein müßte, mit zitternder Stimme also:

„Verzeihen Sie, — entschuldigen Sie, nehmen Sie es nicht für ungut, — Herr Pastor, — wenn ich — daß ich — ich möchte Sie bitten — —"

„Nur immer heraus damit, gute Frau!" rief der Pastor lächelnd, „womit kann ich dienen?"

„Sehen Sie, Herr Pastor, ich komme wegen meines kleinen Paul. — Sie wissen, daß ich arm bin, Herr Pastor, ach, Herr Pastor, es ist wirklich nicht Hochmut, wenn ich — daß ich —"

Hier überkam sie das Gefühl der ganzen „Unverschämtheit" ihrer Bitte, sie brach in Schluchzen aus, und die Zunge versagte ihr vollständig den Dienst. — Nur mit vieler Mühe gelang es endlich dem Pastor, ihr ihr Anliegen zu entlocken, das darin bestand, Paul an Wilhelms Unterricht teilnehmen zu lassen.

„Es ist ja gewiß nicht Hochmut von mir, Herr Pastor, aber sehen Sie, er lernt so leicht und er liest so gut — und er hat einen so offenen Kopf."

Der Pastor saß eine Weile nachdenkend da. „Frau Doktorin," sagte er dann, „Ihre Absicht ist mir sehr willkommen. Mein Wilhelm braucht in der That einen Spielgefährten, denn die Mädchen sind kein Umgang für ihn. Treten Sie mir Ihren Jungen ab, ganz und gar, lassen Sie ihn ganz hier.

Er kann ja den Sonntag immer bei Ihnen verbringen, und wenn Sie ihn hier aufsuchen wollen, so ist uns das um so lieber. Topp, schlagen Sie ein!"

Der Doktorin wollte das Herz vor Jubel zerspringen, und es war ein Glück für das grünseidene Kleid, daß es ursprünglich auf einen anderen Zustand berechnet gewesen war, sonst wäre es seinen Nähten übel ergangen. — An sich selbst dachte sie nicht; ihrem Paul war geholfen.

„Aber, die Frau Pastorin?" wandte sie ein.

„Richtig, wir müssen sehen, was die Mutter dazu sagt! Meine aber nicht, daß sie etwas dagegen haben wird. Mutter," rief er dann laut, „Mutter!"

Die Pastorin, die etwas neugierig im Nebenzimmer an ihrem Arbeitstisch saß, erschien sofort auf der Schwelle des Zimmers und erklärte sich in der That mit dem Plane einverstanden.

Nun wurde auch Paul gerufen und gefragt, ob er im Pastorate bleiben und des Pastors Sohn werden wolle. Er sagte halb betäubt und verlegen „Ja". Wilhelm und Gretchen aber brachen in lauten Jubel aus.

Es wurde nun noch das Nötigste besprochen und endlich beschlossen, Paul solle gleich im Pastorate bleiben und sich erst morgen vom Onkel verabschieden. Auch sollte die Doktorin nicht erst Abschied von ihm nehmen, um ihn so schneller an die Trennung von ihr zu gewöhnen.

Sechstes Kapitel.

Leichten Herzens schritt die Doktorin dem Flecken zu. „Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn, der Herr machet arm und machet reich, er erniedriget und erhöhet,“ sang es in ihr. Sie dachte daran, wie gut doch der liebe Gott war und wie er uns seine Hilfe nie versagt. Wie edel und großmütig waren auch der Pastor und die Pastorin. Dann dachte sie an Paul und seine Zukunft, und sah ihn vor sich stehen auf der Kanzel und Gott für all das viele Gute, das ihm dieser sein Lebtag erwiesen, danken. Dann nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Pauls Wäsche mußte vielfach in Stand gesetzt werden, denn sie kam ja jetzt vor das kritische Auge der Pastorin. Zuletzt fiel ihr der Bruder ein. Was würde der dazu sagen? Der Gedanke an ihn und die Schwägerin Preußin dämpfte ihre Freude nicht wenig, und als die Straße nun eine Biegung machte und drüben auf der anderen Seite des Marktes das bekannte gelbangestrichene Haus sich stattlich von seinen baufälligen Nachbarn abhob, wurde ihr ängstlich zu Mute.

Als die Doktorin ins Haus trat, erfuhr sie von der Magd, daß die Familie im Garten und der Postmeister bei ihr sei. Ihr zitterten die Kniee; ihr war zu Mute, als ob sie ihr Kind umgebracht hätte und nun auf dem Wege zum Richter war, um die Schandthat anzuzeigen. „Lieber Gott, hilf mir auch jetzt wieder,“ betete sie, und trat dann rasch in den Garten.

Dieser bot ein trauliches, sonntägliches Bild dar. Vorn am Eingang, bei den durch Flaschenhälse eingefaßten Blumenbeeten, trieb ein Rudel Kinder seine Spiele und sang im Glück seines Halbpreußentums: „Mein Vater schnarrt, meine Mutter schnarrrrt, ich sprech' das rrrr viel rrrreiner aus.“ Weiter hinten in der Laube saß die ganze gute Gesellschaft Jakobsburgs beisammen; die Herren in schwarzen Sonntagsröcken, die Damen mit reinen, weißen Hauben auf den Köpfen. Man diskutierte über die ebenso interessante, wie für viele Leute wichtige Frage, ob man bei der Auferstehung des Leibes eine eventuelle Glatze behalten würde oder nicht, — als man der Doktorin ansichtig wurde und ein allgemeines „Ah“ die Unterhaltung unterbrach.

„Nun, Dörtchen,“ rief Herr Laßmann, „wo in aller Welt hast du denn gesteckt?“

„Und gerade so weg, aus der Kirche, aus dem Hause, wohl auf dem Schmause,“ improvisierte der Postmeister.

„Ich war im Pastorat,“ antwortete Dorothea, „und — und habe den Herrn Pastor besucht und

die Frau Pastorin, und habe mit dem Herrn Pastor, — ach, der ist so seelengut, Gott segne ihn und schenke ihm ein langes Leben, und auch dem kleinen Wilhelm und dem kleinen Gretchen. Und ich habe mit dem Herrn Pastor gesprochen und habe ihn gebeten — wegen meines Paul. Und da hat der Herr Pastor gesagt, Paulchen könne dableiben und mit Wilhelm Stunden haben beim Herrn Kandidaten und ganz im Pastorat wohnen. Und da habe ich, lieber Bruder — da will ich dir sehr danken für alle deine Güte von wegen meines Paul und daß du dich seiner so angenommen hast! Gott vergelte es dir, da Paul ja eine Waise war; aber jetzt hat er es gut; und ich hätte dich auch vorher gewiß gefragt, wenn ich nicht — ich freue mich ja gewiß nicht aus Hochmut, sondern weil er einen so guten Kopf hat und so gut liest, und weil der Schulmeister gesagt hat, daß er Haare auf den Zähnen hat. — Und morgen wird er kommen, um euch zu danken!"

Das war die längste Rede, die Frau Dorothea Schwarz in ihrem Leben gehalten hatte. Nun stand sie da, wie eine Sünderin vor dem Richter und wischte sich mit des Seligen rotem Taschentuch den Angstschweiß von der Stirn.

Der Bruder hörte Frau Dorothea buchstäblich mit offenem Munde an; der Schwägerin sprangen fast die Augen aus dem Kopf, und der Postmeister stand da, wie ein alter Postgaul, dem man zumutet, scheu zu werden. Er faßte sich aber zuerst und rief: „Vortrefflich, vortrefflich!" Damit war das Schweigen

gebrochen und das Gericht begann seine Thätigkeit. Der Onkel brach das Stäbchen, die Tante packte die Delinquentin und band sie, der Postmeister schlug sie mit dem Beil auf den Nacken. Der Onkel klimperte mit der Hand in der Hosentasche, die Tante stellte sich breit vor die Vorratskammer, der Postmeister, um doch auch etwas zu thun, setzte sich in den Sorgenstuhl. Der Onkel wischte sich die Augen mit dem Taschentuch, die Tante mit dem Rücken der Hand, der Postmeister putzte seine Brille. Der Onkel redete von Bescheidenheit, die Tante von Demut, der Postmeister von Selbstverachtung. Der Onkel sprach von Armut, die Tante von Verkommenheit, der Postmeister vom Galgen.

Als man so weit gekommen war, wandte sich Dorothea um und ging auf ihr Zimmer, denn so sehr sie ihren Bruder liebte, die Schwägerin fürchtete und den Postmeister achtete, so ließ sie doch auf ihren Paul nichts kommen. Dazu war es Sonntagabend in ihrem Herzen und es sang in ihm Hosiannah und rief Hurra, halb wie zu Ostern in der Kirche und halb wie vor dem Thor, als der Kaiser durchfuhr, oder am Johannisabend.

Da saß sie nun in ihrem kleinen Zimmer und nähte an Pauls Kleidern und an seiner Wäsche; von draußen aber strömten durch das offene Fenster warme, wonnige Sommerluft und überschleierter Sternenschein zu ihr hinein. Weiche, warme, feuchte Nachtluft füllte das kleine Gemach, und aus weiter

Ferne klangen Hundegebell und langgezogener Gesang zu ihr herüber.

Da ward es Dorothea trübe zu Mute. Die Nachtluft bewegte leicht das Licht, und sein schwankender Schein fiel auf das kleine Bettchen dort neben dem großen; ach, das rosige, blühende Kindergesicht mit den dunklen Brauen und den schwarzen Locken lag nicht mehr auf dem Kissen, und im Zimmer war es ganz still; kein leichter Atemzug, kein schwerer Seufzer, kein leises Knarren des Bettchens, wenn der Knabe sich in seinen Träumen umwandte, unterbrach diese Stille.

Schwer lag es auf dem Herzen der Mutter. Sie hatte ihn weggegeben, den Liebling ihrer Seele; jetzt nur zwei Werst weit, aber wie bald würden ihn Meilen von ihr trennen und dann die weite, weite Welt!

Da klang es herauf, flehend, halb erstickt: „Mutter, Mutter!"

Alle guten Geister! das war Pauls Stimme! Sie eilte ans Fenster. Da stand er ohne Röckchen und Mütze. Sie lief hinab, und ihre weichen Arme hoben ihn empor, und ihre Küsse bedeckten ihn: „Paul, Paul!"

„Mutter, Mutter, noch heute, nur noch heute" — schluchzte er, „morgen will ich ja dableiben!"

Sie schlug ihr Tuch um seine Schultern und trug ihn in die Laube. Die Sterne sahen durch das dichte Laub, und die Augen Gottes lächelten, denn da unten hielt eine Mutter ihr Kind in den

Armen und sprach ihm vor, wie es fort von ihr müsse zu den fremden Menschen, und wie es fleißig sein müsse und lernen, damit es später einmal Geld verdienen und seine alte Mutter erhalten könne; und wie der Vater im Himmel sich freuen würde und alle Englein mit ihm, wenn der Sohn etwas Rechtes geworden wäre. Und der Knabe schaute sie an mit großen Augen und sprach kein Wort. Dann trug sie ihn hinauf in ihr kleines Zimmer und legte ihn in sein Bettchen. Da schluchzte er und die Mutter schluchzte mit ihm, bis er einschlief und noch eine gute Zeit weiter. Und sie betete zu Gott, daß er ihr Kind gut mache und fromm!

Als die Kinder im Pastorat nach dem Essen in den Garten eilten, faßte Gretchen Pauls Hand und fragte zutraulich: „Wie heißt du?"

„Paul heiße ich," war die Antwort.

„Wie du dumm bist," sagte Helene, „wir wollen wissen, wie deine Mama heißt!"

„Meine Mutter heißt Dörthe!"

Helene zuckte die Achseln und machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: „Den gebe ich auf!" — Gretchen aber sagte freundlich: „Nein, Paulchen, Helene will wissen, wie dein Vater hieß!"

„Was für einen Familiennamen du hast," fügte Wilhelm wichtig hinzu, „denn, siehst du, jeder Mensch gehört zu einer Familie. Das kann gar nicht anders sein!"

„Natürlich,“ meinte Mathilde, „auch die Tiere gehören ja zu verschiedenen Familien.“

Darüber entstand ein Streit. Um ihn zu entscheiden, wurde eine dickleibige Naturgeschichte herbeigeholt und diese entschied zu gunsten des Familiensystems. Bei dieser Gelegenheit vertiefte man sich in das Betrachten der schönen bunten Bilder, die in richtiger Reihenfolge, mit der kaukasischen Race anfangend, alles darstellten, was da kreucht und fleucht, und außerdem noch Pflanzen und Steine. — Helene hatte eine ganz eigene Art, die Bilder zu veranschaulichen. Sie suchte Ähnlichkeiten hervor und betonte dann bedauernd, was etwa nicht ganz zutraf. Auf Paul hatte sie es zumal abgesehen; er sollte Ähnlichkeit haben vom Schimpanse, vom Faultier, dem Vielfraß und der Fledermaus. Dabei sah sie ihn aus ihren großen, schwarzen Augen so vernichtend an und lächelte so triumphierend, daß der arme Junge ganz verlegen wurde.

Als die Kinder im Betrachten der Abbildungen bis zu den Pilzen gekommen waren, wurde zu Pauls heimlichem Leidwesen auf weitere Besichtigung der Bilder verzichtet und beschlossen, den Gast jetzt mit dem Garten und Park bekannt zu machen. — Nun ging es in den Park. Da wurde alles besehen, und auf dem Turnplatz Paul durch Wilhelms Turnkünste, die ihm wie das Äußerste körperlicher Gewandtheit erschienen, in das höchste Erstaunen versetzt. — Dann besah man die Blumengärtchen der Kinder, endlich den Pferdestall und die Kälber.

Unterdessen war die heißeste Zeit verstrichen und man schritt zum Kurrnikspiel. Die Kinder mochten etwa eine halbe Stunde gespielt haben, und es war schon mancher kleine Streit unter ihnen ausgebrochen und unter Gelächter wieder beigelegt worden, als Wilhelm, dessen Partie regelmäßig verlor, sich plötzlich vor seine Klötzchen stellte und trotz allen Bittens mit zur Schau getragener Kaltblütigkeit vor ihnen stehen blieb.

„Wenn du nicht Platz machst, kann ich nicht spielen," sagte Mathilde, die an der Reihe war, und warf den Wurfstock weg.

„Nun wirf," rief Wilhelm und sprang zur Seite.

„Nein, nun will ich nicht mehr," sagte Mathilde, und setzte sich auf einen Baumstumpf.

Darüber geriet Wilhelm in den größten Zorn. „Wirf, sage ich dir, wirf im Augenblick," schrie er ihr zu.

„Nein, jetzt will ich nicht mehr!"

„Nun, so will ich werfen," knirschte Wilhelm in höchster Wut und schleuderte seinen Stock nach Mathilde, die, laut aufschreiend, mit beiden Händen nach ihrer Stirn griff, von der ein roter Blutstrom herabstürzte. — Alles eilte zu ihr, die, rasch gefaßt, ihr Taschentuch gegen die Wunde drückte und nur bemüht war, durch ein möglichst unbefangenes Lächeln und freundliches Zureden den verzweifelnden, totenbleichen Wilhelm zu beruhigen.

„Es thut ja gar nicht wehe," sagte sie, „und das Bluten wird auch gleich aufhören; seid doch nicht

so erschrocken! Armer Wilhelm, dir glitt der Stock unversehens aus der Hand! Du hast einen schlechten Stock; die Handhabe ist schon ganz glatt geworden!"

Gretchen half Mathilde das Blut stillen, Helene aber trat auf Wilhelm zu, sah ihn von oben bis unten an, stemmte beide Arme in die Seite und sagte langsam und mit sehr deutlicher Betonung: „Du bist ein ganz schändlicher, dummer und frecher Schlingel und hättest verdient, gründlich ausgepeitscht zu werden. Aber gründlich!"

Paul, der ein stummer und höchlichst erschrockener Zeuge dieser Scene war, stand unbeweglich und wußte nicht, was er sagen und thun sollte. Gretchen rief ihn zu Hilfe. Er mußte zum Brunnen laufen und ihr Tuch ins Wasser tauchen. Er war ihr sehr dankbar für diesen Auftrag; es that ihm so wohl, auch thätig sein zu können, und er war blitzschnell wieder zurück. — Als das Bluten aufhörte, erwies sich übrigens die Wunde als unbedeutend. Der Stock hatte zum Glück nur mit dem äußersten Ende getroffen. So war größeres Unglück vermieden worden.

Indes, mit dem Spielen war es nun vorbei. — Man ging, nachdem man beschlossen hatte, das Ereignis als einen unglücklichen Zufall darzustellen, ins Wohnhaus, um Mathildens Wunde besehen und bepflastern zu lassen. — Wie erschrak Paul, als die Pastorin ihm jetzt die Mitteilung machte, daß seine Mutter schon nach Hause gegangen sei und er sich

erst morgen von ihr und den Verwandten verabschieden könne.

„Wie schön," rief Gretchen und klatschte in die Hände, „da kannst du ja heute den ganzen Abend über hier bleiben!"

Paul aber stand wie versteinert da und sah die Pastorin mit starren Augen an, als ob er nicht begriff, was sie gesagt hatte. Dann aber brach er in lautes, krampfhaftes Schluchzen aus. Seine Befürchtung hatte sich erfüllt, seine Mutter hatte ihn verkauft. — Vergeblich bemühten sich die Kinder, ihn zu beruhigen; er weinte und schluchzte nur immer heftiger, bis Helene sich mit einer etwas pathetischen Handbewegung an die anderen wandte und sagte: „Ihr da, geht einmal etwas beiseite; ich will ihm ein paar Worte ins Ohr sagen, dann wird er gleich aufhören zu piepen!" — Und dann flüsterte sie ihm, dicht an ihn herantretend, zu: „Thue jetzt so, als ob du ruhig wärest und laufe heute abend nach Hause. Ich hätte es schon längst gethan, wenn ich nur jemand hätte, zu dem ich laufen könnte!"

Darauf hörte Paul, zu großer Verwunderung der Kinder, wirklich mit dem Weinen auf und spielte den Abend über ganz ruhig.

Als zuletzt alle dem Pastor und der Pastorin die Hand küßten und zu Bett gingen, flüsterte Helene Paul noch leise zu: „Aber du wirst ja doch nicht davonlaufen, du bist ja viel zu hasenherzig dazu!"

Das Zimmer, in das Wilhelm seinen Hausgenossen führte, war ein Eckzimmer des ersten Stockwerkes.

Es sah sehr traulich aus und war voll von Bücherschränken, Spielsachen und Turngerät. Es würde Paul schon gefallen haben, wenn er nicht gar so große Sehnsucht nach der Mutter gehabt hätte.

Als die Knaben sich ausgekleidet hatten, kam noch die Pastorin ins Zimmer, um mit ihnen das Vaterunser zu beten. Dann setzte sie sich auf den Rand von Pauls Bett und sagte, indem sie ihm freundlich die Wangen streichelte: „Nun, mein Jungchen, gefällt es dir bei uns?"

„Ach — ich — danke sehr" — stieß Paul mühsam hervor.

„Ich hoffe, du wirst mir ein recht lieber Sohn werden! Gute Nacht, Kinder!"

Als die Thür sich hinter ihr schloß, schwiegen auch die Knaben. Paul lag, schwer atmend, in seinem Bettchen. Sein Herz klopfte zum Zerspringen, und sein Wille schwankte hin und her. Die Pastorin war ja so gut und sie würde sich ja gewiß so sehr ärgern, wenn er davonlief. Auch seine Mutter würde böse werden. Und dann Gretchen und Wilhelm! Und jetzt im Dunkeln mutterseelenallein den weiten Weg laufen — nein, er wollte doch lieber bleiben.

Aber er schloß vergeblich die Augen. Deutlich sah er seine Mutter, die jetzt ganz allein in ihrem Stübchen saß und niemand hatte, der ihr aus der Bibel vorlas. Ach! sie war jetzt gewiß recht traurig und niedergeschlagen. Und dann Helene! wie würde sie ihn spöttisch ansehen, wenn er morgen noch

hier wäre. Er hörte schon ihr verächtliches: „Nun, siehst du, habe ich es dir nicht gesagt, daß du viel zu hasenherzig bist, um wirklich davonzulaufen." Er mußte sich wenigstens überzeugen, ob eine Flucht überhaupt möglich war. Er stand leise auf, kleidete sich halb an und öffnete vorsichtig das Fenster. An der Ecke des Hauses lief die Dachrinne hin; er konnte sie mit der Hand leicht erreichen. In diesem Augenblick bewegte sich Wilhelm in seinem Bett und rief laut: „Paul, Paul!" — Er rief es nur im Schlaf, aber Paul glaubte, er sei erwacht. In blinder Furcht, sich jeder Möglichkeit zur Flucht beraubt zu sehen, beugte er sich rasch aus dem Fenster, ergriff mit beiden Händen die Rinne und glitt pfeilschnell an ihr herab. Unten hielt er atemlos stille und horchte; nichts bewegte sich; die Hunde waren nicht da; man hörte sie weit unten im Park bellen. Er lief so rasch er konnte auf die Landstraße zu und auf dieser in der Richtung von Jakobsburg. Aber schon auf der Hälfte des Weges blieb er völlig erschöpft stehen. Er erstickte fast, so atemlos war er, und er hörte deutlich die schnellen Schläge seines Herzens. Es war so dunkel und so ängstlich still um ihn her; nur vom Pastorat her klang das Bellen der Hunde herüber und in weiter Ferne vernahm er allerlei verworrene Töne. Eine Eule flog dicht über ihn weg, und neben ihm raschelte es im Korn. Mit gesträubtem Haar eilte er weiter, so schnell ihn die müden Füße trugen, umging das Städtchen und stand endlich vor dem Hause des Onkels.

Siebentes Kapitel.

Helenens Vater hatte nicht zu den reichen Annenburgs gehört; er war vielmehr der dritte Sohn eines zweiten Sohnes, und ein verfallener Hof ohne Vorwerke und Bauernhöfe war alles, was er sein nannte. Unter diesen Umständen ließ ihm sein Stand nur die Wahl zwischen der Laufbahn des Offiziers und der des Juristen, und da er ein bildhübscher, lebenslustiger Bursche und ein passionierter Reiter war, so entschied er sich für die erstere und trat in ein Kürassierregiment. Er galt bei seinem Corps für einen vortrefflichen Kameraden und in Damenkreisen für einen Adonis. Beides machte es ihm möglich, im Laufe eines Jahrzehnts für seine Verhältnisse große Schulden zu machen und ganz den reichen Baron zu spielen. Aber da er doch stets auf Ehre hielt, so kam er nicht hinter das Geheimnis, sein Leben lang auf fremde Kosten groß zu leben, und als seine Gläubiger allmählich zudringlich wurden, beschloß er zu handeln, wie alle Männer in seiner Lage, sich nämlich nach einer reichen Frau umzusehen.

Eine solche fand sich, wie es schien, in Barbara Nikolajewna Starodubin, der siebzehnjährigen, schönen Tochter seines Regimentskommandeurs. Die Partie schien große Vorteile zu bieten. Einmal galt der Vater der jungen Dame für sehr reich und konnte als Vorgesetzter dem jungen Offizier förderlich werden; dann war die Tochter ein bildhübsches Mädchen, das leidlich plauderte, sich gut präsentierte und dessen gesellschaftliche Bildung nichts zu wünschen übrig ließ. Zwar war das Gesetz über die gemischten Ehen schon erlassen, aber der von Annenburg war jung, hatte viele Schulden und sorgte sich wenig um die Zukunft seiner Kinder!

Seine Absichten gelangen vollständig; der geübte Vogelfänger hatte kaum sein Netz aufgestellt, als auch schon das Vögelchen hineinflatterte. Barbara erglühte in heißester Liebe; der alte Starodubin war entzückt von der Partie (die Starodubins hielten ihrerseits Annenburg für sehr reich), und nach ein paar Wochen waren die jungen Leute für alle Zeit verbunden.

Barbara Nikolajewna war weder eine schlechte noch eine dumme Frau, aber in einem Dameninstitut jener Zeit erzogen, hatte sie nichts gelernt, als eine reiche Frau zu sein. Das Ehepaar lebte weit über seine Verhältnisse. Als die Schulden ihres Mannes so groß wurden, daß ihr Arthur den Abschied nehmen und mit ihr auf den verfallenen kurischen Hof ziehen mußte, verlor Barbara jeden Halt, und ein grimmiger

Haß erfüllte sie gegen den Mann, der sie in solches Elend gebracht hatte.

Herr von Annenburg war nicht ohne kurische Willenskraft. Als sein Glück gescheitert war und er Schiffbruch gelitten hatte in der großen Welt, wollte er ein neues Leben beginnen und, wie so mancher seiner Standesgenossen, eine Reihe von Jahren hindurch ein Einsiedlerleben führen, um sich wenigstens im Alter der behaglichen Existenz eines wohlhabenden Landedelmannes zu erfreuen. Allein er hatte die Rechnung ohne seine Frau gemacht, die ja keine Deutsche war und nicht auf einem kurischen Edelhof, sondern in einem Petersburger Stift erzogen worden war. Auch eine energischere und reifere Frau hätte unter diesen Umständen die Pläne ihres Mannes weder verstehen noch erfüllen können.

So war denn an häusliches Glück im Annenburgschen Hause nicht zu denken. Als der Baron sah, daß aus seinem Plane nichts werden würde, verfiel er wieder dem alten Leben und war oft wochenlang von seinem Hofe abwesend, bei den Nachbarn oder auf der Jagd.

Unter diesen Umständen wurde Helene geboren, und in diesen Verhältnissen verbrachte sie ihre ersten Lebensjahre. Sie blieb das einzige Kind ihrer Eltern, der Trost und die Freude ihrer Mutter. — Aber ach! die Mutter war selbst nur ein verdorbenes Kind und ihre Zärtlichkeit war die eines Kindes. Aus ihren alten Seidenkleidern und Sammetmänteln fertigte sie der Kleinen bunte, phantastische Trachten an

und führte sie dann vor den Spiegel, bewunderte sie und lehrte sie allerlei Knixe und Verbeugungen. Dazu lehrte sie sie französisch sprechen, und prägte ihr eine tiefe Verachtung ein gegen den Vater, gegen seine Verwandten und das Land, in dem sie lebte. Dabei entwarf sie ihr begeisterte Schilderungen von Rußland, das die Erzählerin selbst fast gar nicht kannte. Bald war die Seele des Kindes erfüllt von phantastischen Bildern von Bällen und Concerten, von Putz und Schmuck, von reichen Karossen und blumenreichen Orangerien. Das alles war ja zu erreichen, man brauchte nur nach Rußland zu gehen. — In der trostlosen Einsamkeit spielte die Mutter Komödie mit dem Kinde und führte mit ihm vor dem Heiligenbild in der Ecke und dem Miniaturbild ihres verstorbenen Vaters leidenschaftliche Scenen auf. Kam dann Annenburg einmal nach Hause, so gab es die ungebührlichsten Scenen. Die lebhafte Slavin konnte ihr Elend nicht still tragen, wie eine deutsche Frau, konnte sich nicht geduldig in das Unvermeidliche fügen. Dazu wurde der Mann täglich roher. Sein protestantisches Gewissen, das zu seinem übrigen Lebenswandel schwieg, erwachte mit einem Male und klagte ihn an, die Seele seines Kindes verkauft zu haben. Nun regnete es Vorwürfe für die arme Frau und Spott und Hohn.

Die kleine Helene fand ein inniges Vergnügen an solchen Scenen und hatte bald die wunden Flecke gefunden, die nur berührt zu werden brauchten, um zu bluten. — Helene war, als sie ihr sechstes Jahr

erreichte, soweit, daß sie nie ein Wort sprach oder eine Bewegung machte, ohne sich selbst dabei mit vielem Interesse zu beobachten und sich immer bewußt zu sein, wie sie im gegebenen Moment aussah und zu welchem Zwecke gerade.

Um diese Zeit starben ihre Eltern bald nacheinander, und da sie nichts hinterließen als Schulden, nahm das Familienhaupt, der reiche Annenburg, die Waise in sein Haus. Hier hörte sie nur zu oft mit Nichtachtung von ihrem Vater, mit Verachtung von ihrer Mutter sprechen, und wenn es einmal einen Streit mit den kleinen Cousinen gab, so fehlte es nicht an Scheltworten wie: „Kleine Zigeunerin, kleine Halbdeutsche“ u. s. w. — Die Vettern waren nicht zarter; sie fragten sie wohl, ob sie nicht lieber Stutenmilch trinken wolle als Kaffee. Anderseits war das kleine schwarze Mädchen viel zu hübsch, um nicht die Aufmerksamkeit jedes Gastes zu erregen. So wurde sie denn bald sehr streng behandelt, bald verwöhnt und verhätschelt. Schließlich fand man indessen, daß ihr Einfluß auf die Cousinen kein heilsamer war und gab sie zu Wolffschilds; das Pastorat sollte alles gutmachen, was Umstände und Erziehung bisher verdorben hatten.

Achtes Kapitel.

Die Kinder lebten sich bald ein, und von den nächsten fünf Jahren ist nichts zu berichten, als daß Helene wenig geliebt wurde, daß sie sich aber trotzdem eine hervorragende Stellung in der Kinderwelt eroberte, ein Umstand, den sie ebensosehr der Energie und Rücksichtslosigkeit ihres Charakters, wie der Bescheidenheit ihrer Gespielinnen verdankte. Jedes Wort überlegend und mit einer leidenschaftlichen Vorliebe für Scenen begabt, ließ sie es an diesen nicht fehlen. Sie liebte es, sich in der Dämmerstunde mit einem der Kinder in eine dunkle Ecke zu setzen und ihm ihr Leid zu klagen, in phantastischen Worten von ihrer seligen Mutter zu sprechen und ihre traurige Lage zu beweinen. — Mathilde klagte sie ihre Einsamkeit und Verlassenheit; Gretchen ihre vielen Fehler und die ihr angeblich so lästige Konfession. Rechten Anklang fand sie allerdings nur bei Wilhelm, dessen leicht erregbare Phantasie mit Entzücken alles ergriff, was aus einer ihm noch fremden Welt kam, aus der Welt des Kampfes, des Elends und der Verkommenheit. Gab Helene doch nur die äußersten

Umrisse; die konnte man dann prächtig mit seinen Phantasien ausfüllen. Helenens Mutter erschien ihm wie das Ideal einer leidenden Dulderin. Aber auch ihm waren Mathilde und Gretchen viel lieber als Helene. Mathilde war so fröhlich und gut, und widersprach ihm nie; Gretchen liebte ihn so innig und war so fromm und weich. Sie war allerdings etwas streng, aber sie stellte auch an sich selbst hohe Anforderungen. Er blickte zu ihr auf, wie zu einem Wesen höherer Art und sie kam ihm vor, wie eine Erwählte Gottes. Das merkwürdige Kind hatte wirklich etwas von einer Gottesbraut in seiner hohen, schlanken, etwas gebückten Gestalt, den dunklen, verschleierten Augen, den ernsten, fast traurigen Zügen. Je älter sie wurde, um so ernster wurde sie auch und um so schweigsamer. Schon in diesem zarten Alter war ihr Leben ganz der Arbeit und dem Gebet geweiht. Allabendlich trug sie vor dem Schlafengehen alle Fehler, die sie im Laufe des Tages an sich bemerkt hatte, in ein kleines Büchlein ein, das Kolumnen für alle menschlichen Fehler enthielt, die irgend in ihren Gesichtskreis fielen. Dieses Schnurbuch der Gerechtigkeit begann mit der Seite: Eigenliebe, und schloß mit: Selbstsucht. Gretchen liebte ihren Bruder zärtlich und war eifrig bemüht, den Samen, dessen Früchte ihre Seele nährten, auch in seine Brust zu säen. Die Geschwister hatten viel Sinn für die Natur und wenn sie an einem lichten Sonntag morgen durch den ergrünenden Park oder die sprossenden Felder gingen, hoch aus der Luft

herab Lerchenschlag und Kranichruf klangen, und ihre Seelen weit wurden, wie der blaue Frühlingshimmel über ihnen und weich, wie die linde Frühlingsluft um sie, — so sprach die Schwester von Gott in der Natur, von seiner ewigen, allmächtigen, allgegenwärtigen, allerbarmenden Liebe, von seiner unendlichen, auch das kleinste umfassenden Voraussicht. Die Geschwister waren Dichternaturen, und die Schwester schilderte wunderbar schön; denn sie schilderte in der dunkeln, geheimnisvollen Sprache Kanaans, in der Sprache, die mit der Unendlichkeit beginnt und mit der Ewigkeit schließt. Das Dichterherz ist verschämt, darum feierten die Geschwister solche Stunden nur, wenn sie allein waren, sicher vor jedem spottenden Wort, sicher vor dem verwunderten Blick des Verstandes. Nicht nur Helenens Spott vermieden sie, auch Mathildens Schweigen und Pauls Bestreben, das Unfaßbare zu ergreifen, das Unendliche zu verstehen.

Paul war nicht ohne Poesie, aber er war ein systematischer Kopf, der nach Klarheit verlangte und Poesie und Leben streng voneinander scheiden wollte. Und doch — sollte die Religion ihm etwas gelten, so mußte sie gleichsam für ihn lebendig werden.

Er hatte Gott oft gebeten, für ihn ein Wunder zu thun: Wasser aus dem großen Baume fließen zu lassen oder den Haushund in ein Reh zu verwandeln. Warum war das nie geschehen? Gretchen sagte zwar, man müsse den lieben Gott nicht versuchen, das sei sündlich; aber warum durfte man es nicht? — Gott

hatte Abraham ähnliche Bitten erfüllt und dem Sachsen Wittekind auch. Paul begann mißtrauisch zu werden und er stellte Versuche an. Er that etwas Verbotenes und bat dann Gott, daß niemand etwas davon erfahren möge, obgleich er es wieder thun würde. Sein Vergehen wurde nicht bekannt. Er hörte nun mit dem Beten ganz auf. Anfangs wurde ihm sehr ängstlich zu Mute, und als er abends in seinem Bette lag und das gewohnte Gebet ihm immer wieder auf die Lippen kam, so daß er es nur mühsam zurückdrängen konnte, dachte er: „In dieser Nacht geschieht gewiß ein großes Unglück, deine Mutter stirbt oder das Haus gerät in Brand und du mußt elendiglich umkommen, oder die Pferde werden gestohlen." Er lag voll Angst in seinem Bett, mit kalten Schweißtropfen auf der Stirn, und schlief erst gegen Morgen ein. Als er aber, von unruhigen Träumen erwachend, die alte Magd des Onkels an seinem Bette sah, die ihm ein Päckchen Wäsche und einen Gruß von seiner Mutter brachte, als das Haus dastand wie gestern, und die Pferde im Stall munter wieherten und mit den Ketten klirrten, gab er das Beten ganz auf und fand, daß es ihm deshalb weder besser noch schlechter ging, als früher.

Einst, sie waren schon älter, rief Paul Wilhelm in des Pastors Schreibzimmer. Der Pastor war nicht zu Hause, sie konnten sich daher unbesorgt in dieses Heiligtum wagen, in dem es so warm war und von all den Schränken voll alter Papiere und Bücher so

eng. Über dem Schreibtisch hing ein großer Stahlstich des Solarioschen Christus. Das war ein merkwürdiges Bild. Wo man auch stand, das Bild sah den Beschauer an, ernst, traurig und strafend, und von der Stirn, unter der Dornenkrone hervor, flossen schwere, große Blutstropfen herab. Es war ein Winternachmittag und es dunkelte schon.

„Was willst du thun, Paul?“ fragte Wilhelm flüsternd.

Paul stand vor dem Christusbild; er hatte beide Hände in die Seite gestemmt und sein Gesicht war totenbleich. Es war, als ob er sprechen wollte, seine Lippen bewegten sich, aber er brachte kein Wort hervor.

„Was willst du sagen, Paul?“

„Laß mich, Wilhelm,“ keuchte dieser, „es muß zum Austrag kommen, heute, gleich!“ Und er rief mit lauter Stimme: „Ich biete dir Trotz, Jesus von Nazareth, du bist nur ein Schatten und ein leerer Wahn!“

Wilhelm fuhr entsetzt zurück, aber das Antlitz auf dem Bilde blieb unverändert und seine Augen ruhten wie früher auf dem jungen Titanen, ernst, traurig und strafend, und von der Stirn, unter der Dornenkrone hervor, flossen schwere, große Blutstropfen herab.

„Komm, Paul, komm,“ rief Wilhelm und zerrte ihn fort, „komm, was hast du gethan!“ Aber Paul bewegte sich nicht. Hoch aufgerichtet stand er da und

wies mit der Hand auf das Bild. — „Siehst du, er schweigt — er thut mir nichts — es gibt keinen Gott!“

Der Pastor selbst kümmerte sich um die geistliche Ausbildung der Kinder nicht viel; er hatte Vertrauen zu seinem Hauslehrer und selbst viel zu thun. Kam er einmal in den Familienkreis, so lag ihm mehr an einer munteren Unterhaltung, als an Gesprächen, durch die er einen Blick in das Geistesleben seiner Kinder hätte werfen können. Fiel ihm und seiner Frau auch Gretchens zurückhaltendes Wesen auf und erfüllte es sie auch mit Sorge, so hatte der Alte viel zu viel Gottvertrauen, um sich um solcher Dinge willen ernstlich zu härmen. — „Wenn sie einmal heiratet, gibt sich das von selbst,“ sagte er zur Frau.

Da das Pastorat mit Recht für eines der gastlichsten Häuser des Landes galt und der benachbarte Adel Winter und Sommer auf seinen Gütern lebte, so fehlte es den Erwachsenen nicht an Umgang und Zerstreuung, und den Kindern nicht an Spielgefährten. Wilhelm schloß sich an alle und wußte jedem angenehme Seiten abzugewinnen. Paul verhielt sich kalt und ablehnend; das Gefühl gesellschaftlicher Ungleichheit war in dem Neffen des Jakobsburger Fleckenvorstehers schon früh erwacht.

Neuntes Kapitel.

„Siehe, Wilhelm, die Ecke da in den Wald hinein," sagte der alte Wolfschild, während er in einem alten, grauen Paletot, den Kopf mit einer braunen Filzmütze bedeckt, den eisenbeschlagenen Stock in der Hand, neben dem Sohne durch die Felder schritt, — „die Ecke da überlasse ich dir. Es sind immerhin gegen zwanzig Lofstellen und die müssen noch urbar gemacht werden. Aber dazu ist meine Hand zu alt und zu schwach geworden; das kannst du einmal thun. Wenn Birkenberg einmal in andere Hände übergeht, so kannst du dich vielleicht mit dem neuen Besitzer auch über die Stauung einigen, und dann steigt der Heuertrag ohne Zweifel so, daß das Verhältnis dadurch nicht alteriert wird. Der Teich ist auch einer von den Wünschen, die erfüllt zu sehen mir wohl nicht mehr vergönnt sein wird. Wenn aber die Ecke da auch unter den Pflug genommen würde, wäre das ganze Areal urbar gemacht und das Unland weggearbeitet. Jetzt wollen wir zu den Eichen; an denen habe ich nun meine rechte Freude. Da denkt man jetzt immer nur ans Niederschlagen, keiner kann warten, und wenn es so fortgeht, steht in zehn Jahren

kein Baum mehr im grünen Kurland. Da müssen wir Alten Vorsorge treffen, deshalb habe ich dir ein Dutzend Lofstellen mit Eichen bepflanzt. Die Bäume wachsen langsam, aber sie sind in den zwanzig Jahren ihres Lebens auch nicht stehen geblieben. — Das sag ich dir, Junge, daß du sie mir nicht anrührst; die sollen eine Freude werden noch für deine Enkel und Enkelkinder. Kommt dann einmal teure Zeit, und der Hunger klopft an die Thür im Pastorat und in den Gesinden, da haut man ein Paar Bäume um, ein Paar, nicht gleich den ganzen Wald, und hat wieder einen blanken Batzen!"

„Siehe, Wilhelm, hier stehen die besten und ältesten Flaschen," spricht die Pastorin zum Sohn, der ihr mit dem Lichte in der Hand in den Weinkeller leuchtet. „Die dürfen nicht angegriffen werden. Jeder Pastor hat ein Dutzend dazu gelegt und es wird nur ein Fläschchen geholt, wenn es oben Introduktion gibt, oder Hochzeit, oder die Taufe des ältesten Sohnes. Die Herren lieben den alten Wein; ich aber kann das Zeug nicht leiden. Als ich einmal davon genippt hatte, an meinem Hochzeitstage, ging's mir wie Feuer durch alle Glieder und ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Darum trank ich auch nichts von diesem Wein bei deiner Taufe, obgleich mein Alter ganz böse wurde und Fuchsberg sagte, es wäre ein schlechtes Omen."

„Dieses Zimmerchen mußt du mir einmal lassen, Willi," bittet Gretchen den Bruder, „auch wenn du eine Frau nimmst. Ich liebe es so sehr. Hier ist

Großmütterchen gestorben; durchs Fenster sieht man den großen Baum, und abends scheint der Mond silbern herein."

„Macht, junger Herr, daß Ihr auf die Schule kommt und fertig werdet," ruft der silberhaarige Voigt. „Lange mach' ich's nicht mehr; muß aber doch aushalten, bis Ihr einmal Pastor werdet und Euch einen jungen Voigt sucht. — Der alte Herr käme ohne mich doch nicht zurecht; so lange er den Pflug führt, muß ich schon noch neben ihm hergehen. Später findet sich wohl auch für mich ein Zimmerchen im Gesindehause.

Es gab viel solche Zimmerchen im Pastorat, und manch altes Weiblein saß in einem Eckchen und spann und summte dazu alte Weisen oder sang am Sonnabend abend mit zitternder Stimme langsam: „Wer nur den lieben Gott läßt walten 2c."; — manch Weiblein, das hier geboren und ein frisches schmuckes Ding geworden war mit blanken Augen und roten Wangen, und dann Frau, und dann Mutter und endlich eine hilflose Greisin; — da saß manch altes Ehepaar und ließ die Glieder ausruhen von heißer Arbeit in des Lebens Mittag; manch alter spaßiger Hagestolz, der viel zu erzählen wußte, den jungen Mädchen Blumen brachte und den jungen Herren Krebsnetze strickte und Angelstöcke schnitt.

Die junge Pastorin, die ins Jakobsburger Pastorat einzog, hatte es nicht leicht! Manches Jahr verging, bis die alten Fledermäuse sich an sie gewöhnt hatten und es ertrugen, das junge Ding frei schalten

und walten zu sehen mit der Habe der Wolffschilds. Mißtrauisch prüfend wurde schon die Aussteuer aufgenommen, die sie mitbrachte, und aus der Güte der Wäsche auf die Güte des Blutes geschlossen. Wehe ihr, wenn sie es mit der alten Lawise in der Vorratskammer verdarb oder sich zu viel um die Marliese in der Küche kümmerte. Es wäre ihr besser gewesen, sie wäre nie ins Pastorat gekommen! Die Wäsche konnte kein Mensch tragen und die Suppe kein Mensch essen und die Gesichter kein Mensch ansehen, bis die Neue nachgab, in die Küche kam und um Generalpardon bat. Den erhielt sie, — weil sie doch einmal des jungen Pastors Frau war. Aber es herrschte doch immer noch eine gewisse Kühle, bis sie den Erben geboren hatte; dann erst war sie ganz willkommen. Und nun die Kinder! Wie traulich konnten diese zusammengeschrumpften, rauhen Hände streicheln, wie lustig saß sich's auf dem Schoß, wenn die Alte das Spinnrad weglegte und die Kleinen ihre Geschicklichkeit daran übten, den alten Mund, der so tief zwischen Nase und Kinn lag, zu küssen. Und nun gar der Tanz! Wenn es im Winter dunkel wurde und kein Besuch da war, legte lieb Mütterchen das Strickzeug oder das Buch weg, setzte sich ans Klavier, und die alte Anneliese und die Kinder tanzten miteinander. Die Alte warf die Beine und schwenkte die Arme so lustig wie die Jüngste, und drehte sich, kehrte sich und stampfte stattlich mit dem Fuß.

Später ging es in den Stall. Waren die Kinder

bisher nur selbst als Füllen umhergelaufen und hatten mit dem Kopf genickt und laut gewiehert, so setzte der Kutscher sie nun auf ein leibhaftiges Pferd. Wenn er auch noch die Zügel in der Hand hielt, die Kinder trösteten sich damit, daß der und der Gutsbesitzer auch das Pferd einer erwachsenen Dame am langen Leitriemen hielt. Endlich kam auch die Zeit, wo sie allein ein Fuder in die Scheune führten. Das war ein gefährliches Unternehmen. Da gab es allerlei Gräben und eine häßliche Gartenecke. Abends liefen die Knaben hinaus auf den Acker und ritten die Klepper nach Hause; so lange der Knecht sie sehen konnte, im Trab, waren sie aber erst im Park, so in regelrechtem Galopp.

Jetzt fing auch der alte Diener an, höchst interessant zu werden. Der hatte die Flinte in Gewahrsam. Wenn im Winter der Mond schien und es Stein und Bein fror, hüllte er sich in seinen Pelz, setzte sich eine Pelzmütze auf den Kopf und ging hinaus an den großen Baum. Dort setzte er sich hin und wartete auf die Häslein. Die hatte er vorher arglistig mit Braunkohl angelockt. Acht Tage nacheinander fanden sie hier allabendlich ein wenig von dieser Lieblingsspeise. Hei, wie das schmeckte in der kalten Winterzeit, in der der Schnee fußhoch auf den Feldern lag und es magere Kost gab aller Orten. Dann aber fiel ein Schuß und der Schnee fiel von den Zweigen, der Hase aber tot in den Schnee.

So ging es her im Pastorat von Jakobsburg, und so wuchsen die Kinder in ihm heran.

Zehntes Kapitel.

Die Knaben standen schon an der Schwelle des Jünglingsalters, als ihr bisheriger Lehrer sie verließ, um eine oberländische Cousine als Frau in ein unterländisches Pastorat zu führen und dort sein Leben in bekannter Weise zu verbringen. Sein Nachfolger wurde ein Pädagoge von Fach, ein Dr. Winter, der die Knaben unmittelbar zur Universität vorbereiten sollte. — Der Doktor war eine hohe, schlanke Gestalt. Sein Kopf war bis auf einen kleinen Haarkranz um die Schläfe haarlos, sein nicht unschönes Gesicht von Pockennarben zerrissen, die kleinen Augen waren von grauer Farbe, und die Lippen sahen aus, wie ein Paar aneinander gelegte Messerschneiden. Der Doktor war stets elegant gekleidet und zeichnete sich durch ein feines, gewandtes Benehmen aus.

„Das sind Ihre Jungen," rief der Pastor, als er die Knaben ihrem neuen Lehrer vorstellte, „sie haben kräftige Schultern, auf die man etwas packen kann."

„Nun, wie ist's, wollen Sie mit mir den Kampf

gegen die Alten beginnen?" fragte der Doktor mit wohllautender Stimme.

Wilhelm sah ihn verwundert an, Paul sagte mit fester Stimme: „Ja!" — Der alte Wolffschild lachte.

Mit dem Einzuge des Doktor Winter begannen große Veränderungen in den Anschauungen der Knaben. Der Mann mit der hohen, spitzen Stirn und den feinen Lippen war kein gutmütiger, kurischer Kandidat, der Geschichte vortrug, wie sie in Nösselts Weltgeschichte für Töchter gebildeter Stände dargestellt war, oder biblische Geschichte nach Kurtzs Leitfaden lehrte, der seine fünf Stunden täglich gab und damit Basta. Ein neues Leben that sich den Knaben auf, der Kampf gegen die Alten begann. Ein Paar kritische Augen schauten durch die goldene Brille, und ein spöttisches Lächeln lief aufreizend, anstachelnd um den Mund. Er lebte ganz mit den Knaben, er war immer mit ihnen zusammen. Er leitete ihre Spiele und nahm an ihnen teil, er benutzte jeden Spaziergang zu fesselnden Gesprächen; ja, er setzte sich noch spät abends zu den Knaben ans Bett und plauderte mit ihnen bis tief in die Nacht hinein. Da hielten unbemerkt und ungehindert die Lehren des modernen Materialismus ihren Einzug in das stille kurische Pastorat, und am Mittwoch und Sonnabend brachte die Post neben der lettischen und der Gouvernementszeitung auch die „Berliner Volkszeitung" und die „Züricher Zeitstimmen".

Waren die Griechen und Römer bisher Leute gewesen, die weit unten am mittelländischen Meer

eigens dazu gelebt hatten, um zweitausend Jahre später arme deutsche Knaben durch ihre Sprache und die Geschichte ihrer Thaten zu quälen; war man bisher in der Geschichte nur bis zu dem herrlichen Manne Gottes, Martin Luther, gekommen, so erschienen jetzt alle diese Dinge in einem ganz anderen Lichte. Diese längst verstorbenen Leute wurden nun höchst interessant und gewannen neues Leben. Und wie anders erschienen sie von einem „höheren historischen und kritischen" Standpunkt aus als bisher. Der weise Sokrates wurde ein mit Recht verurteilter Narr, der Kaiser Barbarossa ein blutdürstiger Tyrann und der herrliche Luther ein Mann, aus dem etwas hätte werden können; Alexander der Große wurde ein ehrgeiziger Thor, Karl der Große ein Pfaffenknecht, der durch Einführung des Christentums die armen Sachsen um ihre Freiheit und alle Poesie brachte. Und alle diese Personen erschienen als Typen, als Vertreter noch jetzt kämpfender Richtungen und Prinzipien.

Und nun gar die „heilige Schrift"! Ihr ehrwürdigen Erzväter, ihr trauten Äolsharfen in den Weiden an den Wasserbächen Babels, du hohe Burg Zions, euere Nebelbilder hat der scharfe Wind der Kritik zerstört, eure traurigen, sehnsüchtigen Klänge sind im grunde poesielos und langweilig. Du herrlicher Tempel Salomonis, wie unnütz war deine Existenz, wie gemeinschädlich. Aus dem Gold an deinen Wänden hätte man Münzen schlagen sollen und die Edelsteine aus Ophir verkaufen müssen, um

Wege zu bauen und Kameelgestüte anzulegen zur Hebung des Nationalwohlstandes.

Kein allmächtiges: „Werde" rief aus dem Nichts hervor die obere und die untere Veste und die Lichter an der Veste des Himmels, das große, daß es den Tag regiere und das kleine, daß es die Nacht erleuchte, das Getier und endlich den Menschen, daß er über alles herrsche, daß er Gott ähnlich sei. — Trübe, tote Atome trieben zusammen zum Chaos, bis das Zusammengehörige einander fand und so die Weltkörper sich bildeten. Aus der chaotischen Masse brütete dann die Sonne allerlei Gewürm aus und endlich Fische, Reptilien, Vögel, Säugetiere und unter den letzteren auch die Menschen.

Der Mensch aber sollte nützen, vor allem sich selbst, nebenbei auch anderen. Er sollte nützen, arbeiten, schaffen, streben für diese Welt, Eisenbahnen bauen, Häfen, Börsen und Irrenhäuser.

Die Schüler lauschten mit Entzücken den Worten ihres Lehrers. Was wußten sie von dem Unterschied zwischen dem berechtigten Erforschen der Natur und ihrer Gesetze und dem blinden Götzendienste vor der Natur. Führte sie doch Herr Winter ein in die Wissenschaft, lehrte er sie doch das Praktische, das ja das Alleinwesentliche war. Herr Winter öffnete ihre Augen in seiner Weise für ihre Umgebung. Er schilderte ihnen in begeisterten Worten, mit flammenden Augen alle Leiden, die die Letten wirklich oder angeblich von den Deutschen zu erdulden hatten; er zeigte ihnen, wie der Adel auch das nicht adelige

deutsche Element im Lande stets geknechtet hatte, und wie das Adelsregiment noch unter den Herzögen keine Blüte des Landes aufkommen ließ. Die Letten zu befreien von dem auf ihnen lastenden Joche, den Adel zu bekämpfen, das sollte künftig die Lebensaufgabe der Jünglinge sein. Wie schön erschien es den Knaben, schon so jung eine Lebensaufgabe zu haben und noch dazu eine politische!

War dieses frühreife Selbstbewußtsein das Lockendste für Paul, so schwelgte Wilhelms Phantasie in der Vorstellung, sich im Dienst unterdrückter Mitmenschen opfern zu können.

Elftes Kapitel.

Am ersten Weihnachtsfeiertage ging es im Pastorat hoch her, und eine aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft bewegte sich abends in seinen gastlichen Zimmern. Das Glockengeklingel hatte den ganzen Nachmittag über nicht aufgehört, und ein Schlitten nach dem anderen war vorgefahren mit vier, zwei oder einem Pferde bespannt. Es kamen die benachbarten Edelleute und ihre Frauen und Lehrer, die Ärzte und die Pächter, es kamen der Apotheker, Herr Laßmann und der Postmeister. Die Damen saßen im besten Staat im Eckzimmer und thaten ihr Möglichstes, um sich zu verständigen. Und da es zwischen ihnen allen etwas Gemeinsames gab, die Wirtschaft nämlich, so gelang es auch. — In der großen Stube bildeten die Herren vier Gruppen. Die einen sprachen von der Politik, die anderen redeten von der guten alten Zeit, die dritten erzählten lustige Dorpater Studentengeschichten, und die vierten, die nicht saßen, sondern auf- und abgingen, behandelten das Interessanteste — die Land-

wirtschaft. Hörte man die Landwirte, so mußte man bedauern, daß es in Kurland keine landwirtschaftliche Akademie gab, auf der junge englische und belgische Landwirte Gelegenheit hatten, etwas Rechtes zu lernen. Einer der Herren war immer noch klüger und praktischer gewesen als der andere. Hatte der Rotenhöfsche seinen Boden überlistet, so hatte der Schwarzhöffsche ihm ein Bein gestellt. — So schweiften die Flämmchen der Unterhaltung vereinzelt und unstät umher, bis sie endlich die Jagd ergriffen und nun alle vereint in einer himmelhochlohenden Flamme von Jägerlatein alle Wahrheit verzehrten.

Doktor Winter war von dem Abend sehr wenig erbaut. Die Hände auf dem Rücken und mit dem Ausdrucke resignierter Langeweile im Gesicht, schlenderte er von der einen Gruppe zur anderen, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in einen der Spiegel, um sich zu überzeugen, daß seine Toilette noch tadellos war, und ging wieder weiter. Wurde der eine oder der andere Politiker ungewöhnlich laut, wenn man ihm nicht zugeben wollte, daß Ungarn sich jedenfalls doch noch von Österreich losreißen würde, oder daß Herr von Dalwigk ein tiefblickender Diplomat sei, der durchaus in preußische Dienste gezogen werden müsse, so lächelte der Doktor mitleidig, und wenn eine Studentengeschichte wieder einmal so recht durchschlug und ein homerisches Gelächter erregte, obgleich jeder der Zuhörer sie seit seinen Kinderjahren schon oft hatte erzählen hören, so lächelte er verächtlich. Nachdem er eine Zeitlang abwechselnd gegähnt, sich

die Brille geputzt und mit den Berlockes an seiner Uhrkette gespielt hatte, stand er auf und ging hinaus. Während er im Vorsaal sein Licht anzündete, traten die Knaben, die sein Fortgehen bemerkt hatten und ihm gefolgt waren, zu ihm.

„Gehst du schon hinauf?" fragte Wilhelm halblaut. — Wenn Lehrer und Schüler allein waren, nannten sie sich „du".

„Bleibt ihr noch? Ihr habt viel Geduld! Mir wird übel bei dem Gewäsch!"

Natürlich fanden „die jüngeren Freunde" jetzt die Gesellschaft ebenfalls höchst langweilig, obgleich Wilhelm noch eben mit vielem Interesse den „Alten" und Paul den Politikern zugehört hatte, eine jugendliche Verirrung, deren sie sich freilich in diesem Augenblick schämten.

„Habe Mitleid mit den Armen," sagte Wilhelm gutherzig, während sie die Treppe hinaufstiegen. „Wovon sollten sie wohl auch bei uns, wo jedes öffentliche Leben fehlt, sprechen?"

„Ja, meine Schuld ist's nicht!" erwiderte der Doktor.

Er entledigte sich seines Fracks und seiner Stiefel und warf sich, seinen Halskragen öffnend, in den Lehnstuhl:

„Daß nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!" —

citierte er. „Seht sie euch an, diese Burschen,“ fuhr er fort, indem er erst das eine Bein und dann das andere auf einen Stuhl legte, „seht sie euch an. Wie liebenswürdig sind sie und wie scharmant, wie höflich und wie zuvorkommend! Mit der Rechten drücken sie euch die Hand und mit der Linken streicheln sie euch die Wange. Und nun laßt dieselben Leute unter sich sein und geratet zufällig in ihren Kreis! Da kennen sie euch nicht und fragen, wie doch gleich euer werter Name sei; ach ja, jetzt fällt er ihnen ein, aber es ist offenbar der einer wildfremden Person. Wenn sie von euch und von euren Verwandten reden, so verfehlen sie nicht, eurem Familiennamen das Wörtchen „ein gewisser“ vorzusetzen, und wenn sie von einer Gesellschaft sprechen, heißt es: „Da waren sieben Herren, ein Arzt und zwei Pastoren.“ — Gebt acht auf solche Kleinigkeiten, aus ihnen erkennt man den Menschen am besten.“

„Wie liberal sie reden, wenn es sich um England oder Österreich oder Spanien handelt! Wie mitleidig ihr Auge blickt, wenn sie der amerikanischen Sklaven gedenken! Aber wagt es, dieselben Grundsätze, die sie eben noch durchaus teilten, auf ihre Heimat anzuwenden; wagt es, ihnen zuzumuten, die Sklaverei im eigenen Lande aufzugeben, und sie werden euch mit bitterem Haß bekämpfen. — Wagt es, die natürlichsten Menschenrechte, die ewig unveränderlich am Himmel hangen, herab zu holen; wagt es, zu verlangen, daß es euch, des Landes Kindern, gestattet sei, für euer eigenes, sauer verdientes Geld euch ein

Gut zu kaufen, und sie werden euch für Revolutionäre erklären. Sie werden euch dann das entgegenhalten, was sie ihr Recht nennen. Ihr Recht! Als ob sie ein Recht an dieses Land hätten, als ob es sich nicht um einen Raub handelte, der ihnen abgejagt werden soll und muß und wird, sobald jemand stärker sein wird als sie. — Wer rief denn diese Leute ins Land? Wie eine Herde Schakale fanden sie sich zusammen, als sie vom armen, kranken Wilde Livonia hörten, hetzten es und rissen das todwunde Tier nieder."

„Das ist lange her!" bemerkte Paul.

„Das thaten sie in Preußen auch," sagte Wilhelm.

„Gewiß ist es lange her. Auch ich würde eine Verjährung zugeben, wenn diese Fremdlinge je einheimisch geworden wären im Lande. Wenn sie, wie ihre Brüder in Preußen, sich mit dem Volk, das sie unterwarfen, vermischt hätten, ihm Sprache und Sitten eines kultivierten Nachbarn gebracht, es unterrichtet und belehrt haben würden; aber was ist denn hier bei euch geschehen, um die ungeheure Schuld zu sühnen? Wo ist das Dokument, nicht von Menschenhand geschrieben, worauf sie sich berufen könnten, das das Geraubte übergehen ließ in ihren Besitz? Sie haben hier nur ein Meisterwerk aristokratischer Staatskunst geliefert, indem sie ein Volk von besitzlosen Knechten schufen und es durch ein halbes Jahrtausend unter eisernem Druck hielten. Und diese von der elendesten Selbstsucht beherrschten Menschen wagen es noch, von Deutschtum zu reden; dieselben Menschen, die nicht nur sorgfältig darauf achten, daß

ihre Knechte nur ja nicht ‚deutsch‘ werden, sondern auch die schon vorhandenen Deutschen von allen Rechten ausschließen. — Laßt euch nicht irre machen durch alle die Phrasen, mit denen sie die brutale Thatsache verhüllen: ‚Wir sind die Herren, ihr seid so gut unsere Knechte, wie die Letten, wenn ihr auch neben uns am Tische sitzt und jene hinter unserem Stuhle stehen.‘“

„Aber,“ rief der Doktor, indem er mit einer plötzlichen Bewegung die Füße vom Stuhl nahm und die geballte Rechte drohend erhob, „es kommt die Zeit, wo diese ganze Sippschaft wird Rechenschaft ablegen müssen für ihre und für ihrer Väter Sünden, so gewiß, wie diese Zeit kam in Frankreich und Deutschland. Wenn sie endlich kommt, wird es mir nicht mehr vergönnt sein, die gute Sache zu unterstützen; dann steht ihr treu zur Fahne, helft ihr die gerechte Rache üben!“

„O,“ rief Wilhelm, „wenn sie nur käme, wenn sie nur schon da wäre!“

„Sei unbesorgt, kommen wird sie! Denkt nur stets daran, daß sie euch nicht unvorbereitet treffen darf; daß euer ganzes Leben im Dienst dieser hohen Idee steht; daß euer Wille stark sein muß und darum euer Haß unversöhnlich; daß eure Seele furchtlos sein muß und treu bis in den Tod. Eines beharrlichen Mannes fester Wille vermag alles; Provinzen sind verloren gegangen und festbegründete Staaten zerfallen durch eines Mannes rastloses Streben! Und ihr seid zwei! Wenn ihr alles an euch zieht, was euren

Haß teilt, wenn ihr alle für eure Sache begeistert, in deren Herzen rotes, warmes Blut fließt, wenn ihr die Hunderttausende von Letten aus ihrem Jahrhunderte langen Schlaf weckt, sie erfüllt mit der Glut eures Herzens, der Gewalt eures Zornes, — warum solltet ihr nicht vermögen, eine Handvoll Edelleute aus dem Lande zu jagen?"

„Es wird, es muß gelingen," rief Wilhelm. Er sprang auf, ergriff des Doktors Hand und seine Augen glühten in reinster Begeisterung.

„Und du, Paul?"

„Wenn die Zeit gekommen sein wird, werde ich handeln!"

„Du hast recht," rief Wilhelm, indem er stürmisch die Hand, die er hielt, drückte, du hast recht, Robert! — Wir müssen jede Minute benutzen; ich verspreche dir, daß ich alle Zerstreuungen und Vergnügungen meines Alters von mir werfen will; mein Leben soll fortan nur Arbeit sein!"

„Gib uns jetzt gleich eine Stunde," rief Paul, „die schöne Zeit verstreicht ungenützt!"

„Wohlan," rief der Doktor, „das war das Rechte" und sprang auf. — Wenige Augenblicke später saßen alle drei um den Tisch, und die Knaben bemühten sich, in den Berechnungen der Algebra Schutz zu finden gegen ihre stürmisch pochenden Herzen.

Dr. Winter war der Sohn eines armen ostpreußischen Zollbeamten. Von Kindheit auf hatte er mit des Lebens Druck und Not gekämpft und schon auf der Schule sich durch Privatstunden selbst ernährt;

er hatte sich bücken müssen hier, sich drücken da, er hatte um Protektion bitten, auf manchen Wunsch verzichten und mancher Hoffnung entsagen müssen.

Darüber war er ein kenntnisreicher Mann und ein gewandter, geschmeidiger Gesellschafter geworden, aber in seiner Seele gab es kein Gefühl, das nicht von Bitterkeit und Neid angefressen war. Wie viele, die unbegabter und träger waren als er, sah er leicht und glücklich durchs Leben schreiten und leichtsinnig dahin leben, ohne daß sie des Nächsten gedachten, der neben ihnen schwer beladen keuchte. Wie sauer ließ er sich's werden, welch rastloser Arbeit bedurfte es für ihn, um auch nur das nackte Leben zu fristen. In früher Kindheit schon erkannte er, wie viel Geld und Stellung gelten, wie sie unsere Tugenden hervorheben und unsere Laster verdecken, wie sie uns herausheben aus der großen Menge und uns ein Privilegium und einen Freibrief geben für vieles. Wie gern wäre er Jurist geworden, hätte den Fuß auf die Leiter gesetzt, die zu Ehre, Macht und Ansehen und darum zu Geltung führt und zu — Geld. Aber das ließen seine Mittel nicht zu. So mußte er sich dem Lehrberufe zuwenden. Zwei Stände haßte er tödlich: den Adel und die Geistlichkeit, denn in beiden sah er den Feind aller freiheitlichen Entwickelung.

Er war in Kurland anfangs in das Haus eines reichen Edelmannes gekommen, eines Mannes, der die alte kurische Derbheit mit einem diplomatischen Wesen, die alte kurische Heiterkeit mit aristokratischer

Würde, und die alte kurische Biederkeit mit nichtsnutziger Gesinnung vertauscht hatte. Er hatte bald erkannt, daß in diesem Manne sich unter dem glatten Wesen brutale Denkungsart verbarg, und unter dem aristokratischen Gebaren Geiz und Habsucht lauerten. Der Baron hatte eine schöne erwachsene Tochter, mit einem feinen, interessanten Gesicht und milden, freundlichen Augen. Der Doktor nahm ihr holdes, rücksichtsvolles Wesen für Liebe, und die mitleidige Aufmerksamkeit, die sie dem schlecht behandelten Lehrer zollte, für Verehrung. Als sie sich mit einem reichen benachbarten Edelmanne verlobte, glaubte er, sie wäre ein Opfer der Berechnungen ihres Vaters. In einer tollen Stunde, in der die Leidenschaft in ihm Herrin wurde über die Vernunft, umarmte und küßte er sie plötzlich und wollte ihr versichern, daß er ihr ein Beistand und eine Stütze sein würde. Das erschreckte Mädchen riß sich empört los und suchte Schutz gegen den zudringlichen Helfer beim Vater und beim Bräutigam. — Was weiter geschah, wurde nicht bekannt. Noch an demselben Tage verließ Doktor Winter das Haus.

Gespräche, wie das eben geführte, waren nicht selten zwischen ihm und seinen Schülern. Der Doktor vertrieb sich die Langeweile des Landlebens mit fleißigen Studien über die baltische Geschichte, wozu er die Hilfsmittel reichlich in der Bibliothek des Pastors fand. Er hatte die Absicht, das Resultat seiner Forschungen in einem neuen Geschichtswerke

niederzulegen, in dem er die Deutschen heftig bekämpfen wollte.

In seinen Zöglingen dieselben Ansichten wach zu rufen, die ihn erfüllten, war nun sein eifrigstes Bestreben.

Wenn es dem Doktor nicht gelungen wäre, nicht nur des alten Wolfschilds unbedingtes Vertrauen zu gewinnen, sondern auch seine Schüler an sich zu fesseln, so hätte des Pastors Liebe zum Lande und seiner Geschichte ein heilsames Gegengewicht gegen des Doktors Lehren abgeben müssen. So aber war der Pastor froh, einen so trefflichen Lehrer zu besitzen und freute sich des innigen und steten Zusammenseins der Kinder mit ihm. Dafür aber, daß er nichts merkte, sorgte der Doktor, indem er seine begeisternden oder spöttischen Reden oft mit den Worten schloß: „Aber nur ja reinen Mund gehalten, namentlich gegen den Vater. Die Rücksicht sind wir dem alten Herrn schuldig!“ — Die offene und arglose Gemütsart des Pastors that das Übrige!

Zwölftes Kapitel.

In seinem Schreibzimmer (im Hause hieß es uneigentlich: „Papas Arbeitszimmer"), in dem Zimmer, in dem er seine Leute zu empfangen pflegte, ging Herr von Fuchsberg unruhig auf und ab. Wer das Zimmer betrat, mußte einen hohen Begriff, zwar nicht von der Ordnungsliebe, wohl aber von den landwirtschaftlichen Neigungen seines Besitzers bekommen, denn es sah aus, wie das Raritätenkabinet eines landwirtschaftlichen Antiquars und war so vollgepfropft mit Modellen von Pflügen, Eggen, Gespannen, Dresch-, Häcksel-, Säe-, Mäh-, Gras- und Windigungsmaschinen, Wagen, Schlitten, Trögen, Stallungen und Hufeisen, daß es richtiger heißen mußte: Herr von Fuchsberg wand sich in seinem Zimmer auf und ab. Unzählige Wirtschaftsbücher mit blauer, roter, grüner, schwarzer Tinte geführt, konkurrierten erfolgreich mit Büchern über Schaf-, Rind-, Pferdezucht, über Außenzucht und Inzucht, über vier-, neun- und elffelder-Wirtschaft. Und in ihnen steckte eine Unmasse von Buchzeichen, von denen

manche recht vergilbt und grau geworden aus den Büchern hervorschauten. Das Ganze, die Tierbilder an der Wand mit inbegriffen, war durch eine dicke Staubschicht in gleichmäßiges Grau gehüllt und stimmte harmonisch überein mit der Farbe der Gardinen und der Decke.

Nachdem Herr von Fuchsberg seinen Spaziergang mit Hindernissen eine Zeitlang fortgesetzt hatte, wandte er sich an einen in demütiger Stellung unmittelbar an der Thür stehenden Mann und fragte: „Und der Müller ist selbst dabei gewesen?"

Der Angeredete drehte die Mütze, die er in der Hand hielt, so, daß der Schirm nach oben kam, räusperte sich, griff mit der Rechten nach seinem Halse und zog das Halstuch energisch hinunter.

„Jawohl, gnädiger Herr!"

„Aber wie hat er denn mit ihnen reden können, er versteht ja kein Lettisch?"

„Er soll etwas Lettisch verstehen, und was er deutsch sagte, hat des Pastors junger Herr übersetzt!"

„Was, der ist auch dabei gewesen?"

„Beide junge Herren aus dem Pastorat sind mit ihm gekommen. Sie sind beim Sandkrug durch den Fluß geritten."

„Und er hat ihnen gesagt, daß ich verpflichtet sei, ihnen schriftliche Kontrakte zu geben?"

„Ja, und er hat auch gesagt" — der Mann hielt zögernd inne und zerrte wieder an seinem Halstuch.

„Nun, heraus damit, was hat er noch gesagt?"

„Verzeiht, Herr, er hat gesagt, die Leute sollten durchaus darauf bestehen und sich überhaupt nicht gefallen lassen, daß Ihr mit ihnen umginget wie mit Eurem Vieh. Da wolltet Ihr auch bald nur Hornvieh haben und dann wieder nur Schafe oder nur Schweine! Wenn sie sich nicht vorsehen würden, so würden sie bald eben so weit sein, wie Eure Felder. Wenn Ihr's aushalten könntet, jeden Halm auf ihnen mit einem Rubel zu bezahlen, solltet Ihr's deshalb nicht auch Euren Bauern zumuten dürfen!"

„Hat er das gesagt? So ein Hunds— von Kerl! Weshalb gebe ich ihnen denn nicht schriftliche Kontrakte, und weshalb lauten sie nur auf ein Jahr? — Weil sie sonst nichts thun würden, als faulenzen, weil das das einzige Mittel ist, sie zu Verbesserungen zu zwingen, den alten Schlendrian zu bannen und die Leute zum Nachdenken, zum Experimentieren zu bewegen. — Sind meine Arrenden hoch? Sind sie nicht um den vierten Teil billiger, als die der Pastoratswidme und der Götzenhöfischen Grundstücke? Sagt selbst, Mann? Kaum die Hälfte der allgemein üblichen Arrendesumme betragen sie. Was wollen die Leute also?"

„Dann hat er auch gesagt, daß in Deutschland die Bauern gar keine Kontrakte machten, weil ihnen ihre Gesinde erb- und eigentümlich gehörten; daß es in Rußland auch bald so sein würde und daß, wenn die Leute nur fest zusammenhielten, sie hier wohl auch so weit kommen könnten!"

„Und das hat er alles gesagt, laut und deutlich?"

„So erzählt der Müller; darauf hat er ihnen vorgeschlagen, wegen der schriftlichen Kontrakte an den Generalgouverneur zu gehen und hat die Bittschrift hervorgezogen und sie haben sie alle unterschrieben. Dann haben sie Janne Karkling gewählt, der soll nach Riga und die Bittschrift überreichen. Karkling hat auch eingewilligt. „Denn," hat er gesagt, „wenn das so fortgeht mit der Lupine und dem Klee, so können wir in zehn Jahren nicht einmal in den Garten ohne den Reißpflug und drei Pferden davor."

„Hat sich denn kein einziger von den Kerls dem widersetzt? Haben alle unterschrieben?"

„Alle, wie ein Mann, und für die Ballohd und die Andersohn haben die Brüder der Witwen drei Kreuze gezeichnet!"

„Die Sappermentskerls! Habe ich ihnen nicht das prächtige Schulhaus gebaut, ganz aus eigenen Mitteln?"

„Herr, der Karkling sagt, das wäre so feucht, wie ein Maststall, und die lettischen Kinder wären keine Kälber!"

„Was? Habe ich ihnen nicht die Schulmeisterstelle fundiert von meinem Grund und Boden, daß sie nicht einen Kopeken zu zahlen haben? Habe ich ihnen nicht einen Lehrer ausgesucht, wie ihn keine andere Gemeinde hat in ganz Kurland und Semgallen? Habe ich das?"

„Gewiß, aber der Karkling sagt, der Mann thäte

den ganzen Tag nichts, als Klavier spielen oder auf die Jahrmärkte fahren!"

„Wer hat ihnen die Magazinkleete geschenkt?"

„Ihr, Herr; aber Karkling meint, die Kleete hättet Ihr zwar geschenkt, aber Korn könnten sie nicht hineinschütten, weil Ihr nicht erlaubtet, etwas Anderes als Gras zu säen!"

„Der Teufel hole Karkling," rief der Herr von Fuchsberg in höchstem Zorn, „und dich dazu, weil du mir all das Geschwätz wiederholst. Sage dem Schuft, daß ich ihn so gewiß noch am Schandpfosten sehen werde, als es Hauptmannsgerichte in Kurland gibt; sage das ihm und den anderen sauberen Patronen! — Und das will ein Lehrer sein! und in Kurland! und in einem Pfarrhause! — Lauf, mache, daß du hinaus kommst! Der Peter soll anspannen, die beiden Fuchsstuten! Ich muß doch dem Pastor ein Licht aufstecken über den Ratz an seinem Speck. Und höre, wenn ich zurückkomme, muß der Schuft, der Karkling, hier sein. Hörst du?"

„Aber wenn er nicht kommt, Herr?"

„Zum Teufel, so laß ihn binden und schleif ihn auf 'ner Kuhhaut her! Hier muß er sein! Punkt fünf Uhr muß er hier sein! Mit mir ist nicht zu spaßen! Ist er nicht hier, bei Gott, ich reite hinüber und schieße ihn mit dem Revolver tot wie einen tollgewordenen Hund. Und das Gesinde zünd' ich ihm über dem Kopfe an! — Jetzt geh'!"

Der Mann verneigte sich und schob sich mühselig zur Thür hinaus, um nicht das eine oder das andere

Gestell umzuwerfen, das ihm im Wege war. Im Freien, auf der Freitreppe, setzte er die Mütze auf, faßte mit der rechten Faust den Zeigefinger der linken Hand und zog an ihm, bis er knackte. „Kommen wird er doch nicht," dachte er, „und hinreiten wird der Baron auch nicht, wenn ihm die Hitze übergegangen ist, also schone ich lieber den Boten und das Pferd!" Der Voigt ließ den linken Zeigefinger los und ging seinen Verrichtungen nach.

Der Baron warf unterdessen seinen Staubmantel um, ergriff seine Mütze, holte aus einer Ecke eine Peitsche hervor und trat ins Freie. Als sein Phaeton vorfuhr, ergriff er die Zügel und fort ging's in scharfem Trabe dem Pastorate zu.

Es waren bittere, quälende Gedanken, die ihm während der Fahrt den Kopf durchkreuzten. Anderes hatte er von der Zukunft erhofft, als er vor 25 Jahren von der landwirtschaftlichen Akademie zurückkehrte, um sein väterliches Majorat anzutreten. Wie jubelte er damals der Arbeit entgegen, wie war seine ganze Seele erfüllt von Hoffnungen und Plänen, dem Lande zu nützen; vor allem dem Lande, dann seinen Bauern, seiner Familie, sich selbst zuletzt. — Hatte sich doch all das gesehene Bessere tief seinem Gedächtnis eingegraben, leider vielfach als Feind des guten Alten! Wie war er damals davon überzeugt, daß es nur an dem Beispiel eines thatkräftigen und reichen Mannes fehlte, um allen Schlendrian auszukehren und seinen Abgott: „das Land" auf gleiche Stufe mit den bestkultivierten Gegenden Deutschlands zu

stellen! Freilich, erst mußten Versuche angestellt werden; mancher Fehlgriff, manche unnütze Ausgabe konnten nicht ausbleiben. Was that's! Er war ja reich; wenn irgend jemandes Beutel die Probe aushalten konnte, so war es der seine. Seine Thatkraft, sein Fleiß sollten schon dafür sorgen, daß etwas Rechtes zustande käme. Die Freunde, Wolffschild und Langerwald, die damals auch noch jung waren, schüttelten zwar zu dem Allen die Köpfe, lachten wohl gar über ihn, aber was that's, bei all' ihren guten Eigenschaften waren sie doch altfränkisch, ja oft kleinlich gesinnt. Was nicht aus Kurland und von Kurländern kam, war ihnen ein Greuel, und Langerwald hatte überdies schon damals einen harten Sinn und ein rauhes Gemüt.

Mit Herrn von Fuchsbergs Heimkehr zog ein neues Leben auf dem alten Besitze seines Hauses ein. Hinter dem jungen Herrn her kamen allerlei Fremde ins Land: Bairische Bierbrauer, Schweizer Käsefabrikanten, Holsteiner Viehpfleger, Schlesische Schafhirten, englische Maschinisten und holländische Wasserkünstler. Es wurde gebaut ohn' Unterlaß und gegraben und gebohrt; hin und her gingen die Fuhren, die den künstlichen Dünger aus Riga brachten, und es verging keine Woche, in der nicht Jakobsburg zitterte, weil eine Riesenmaschine, die mit 10 bis 20 Pferden bespannt war, seine Hauptstraße durchfuhr.

Die Nachbarn auf den Gütern umher schüttelten die Köpfe und sagten: „Der macht's nicht lange!“ Der eine und der andere von den älteren Herren,

von den Freunden seines seligen Vaters, kam zu ihm und machte ihm Vorstellungen, um dem jungen Mann gegenüber sein Gewissen zu wahren. Dieser hörte alles freundlich an und dankte für den guten Rat, blieb aber bei seiner Meinung. „Kommt nach zwanzig Jahren wieder," dachte er. — Aber so schön und rosig wie anfangs erschienen die Dinge auch ihm nicht lange. Bald kam er dahinter, daß dieser Ausländer nichts von der Sache verstand und jener ihn gar betrog, daß diese Maßregel von vornherein verkehrt und falsch war und jene nicht für unser Klima oder unsere Verkehrsverhältnisse paßte. Darüber ging ein blanker Rubel nach dem andern hin; das Gut nahm alle Verbesserungen geduldig auf, trug aber immer weniger, und bald war von der schmucken Summe, die ihm der Vater noch bar hinterlassen hatte, nur noch wenig übriggeblieben. Daß es so nicht fortgehen konnte, sah der junge Mann bald ein; wenn ihm nicht neue Kapitalien zur Verfügung gestellt wurden, konnten seine zum Teil weit aussehenden Pläne nicht zu Ende geführt werden.

Wäre das Gut frei gewesen, so hätte er Schulden gemacht; da er das als Majoratsherr nicht thun konnte, griff er zu dem letzten Mittel und sah sich nach einer reichen Frau um. Er fand eine solche in Elise von der Lodden und es wurden ihm am Hochzeitstage 120000 blanke Silberrubel ausgezahlt. Der junge Reformator sah die Mittel vor sich, das Begonnene weiter zu führen. War auch manches nicht nach seinem Sinn geraten — er war dennoch zu-

frieden und glücklich. Aber kaum zehn Jahre gingen ins Land und auch die Mitgift seiner Frau war in dem alles verschlingenden Rachen der Meliorationen verschwunden, ohne daß sie zum Abschluß gebracht waren. In jedem Jahre schenkte ihm sein Weib ein neues Liebespfand und in jedem Jahre verringerten sich die Einkünfte seines Gutes. Vergeblich schränkte er sich in der häuslichen Wirtschaft und für seine Person aufs äußerste ein und wurde darin von seiner trefflichen Frau, ohne daß je ein Vorwurf über ihre Lippen kam, nach Kräften unterstützt. Er sah bald selbst ein, daß das Gut bei seinen Lebzeiten das Geld seiner Frau gewiß nicht wieder einbrachte. Dazu kam noch manches andere, was den von Sorgen niedergedrückten Mann ängstigte und reizte. So lange ihm noch reichliche Mittel zur Verfügung standen und man im Dseltepillenschen Hof mit leichter Arbeit schweres Geld verdienen konnte, hatten sich die Bauern den, wie sie meinten, thörichten Ansichten ihres Herrn gern gefügt und hatten ihre Gesinde, die sie für ein Spottgeld innehatten (der Herr von Fuchsberg gehörte zu den ersten, die die Geldpacht einführten), gern zu allerlei Versuchen hergegeben. Seit es damit aber anders geworden war, waren die Leute aufsässig, und der Gutsherr stieß bei Schritt und Tritt auf Mißtrauen und Widerstand.

Dazu veränderten sich die Zeiten auch sonst, der steigende Wohlstand hatte die Bauern anspruchsvoller, selbstbewußter gemacht; sie wollten auch das Gute nicht mehr wider ihren Willen hinnehmen.

Wie mußte es ihn, der sich stets der besten und edelsten Absichten bewußt war, schmerzen, daß sein Grenznachbar, der Götzenhöffsche, der hartherzig, egoistisch und indolent war, sich mit seinen Leuten trefflich vertrug und daß der letzteren Wohlstand sich ebenso wie der des Besitzers täglich mehrte; daß der derbe Wolffschild, der so engherzig am Alten klebte, so mißtrauisch auf alles Neue, Fremde blickte, ein besseres Resultat aufweisen konnte, als er. Des Barons Seele war zu edel, um Neid zu empfinden, aber ein Gefühl herber Bitterkeit wurde er nicht los. „Du solltest dich doch mehr um Kinder und Lehrer kümmern," wollte er dem Pastor sagen. Aber da fiel ihm ein, welchen Kummer der Freund ohnehin über diese Nachricht empfinden würde, und er beschloß, diesen Vorwurf zu unterdrücken und der Dolmetscher gar nicht zu gedenken Aber dem Lehrer wollte er auf den Leib. Der sollte ihm büßen.

Mit diesen Gedanken hielt Herr von Fuchsberg vor der Veranda des Pastorats, auf der die drei jungen Mädchen mit ihren Handarbeiten saßen.

„Guten Morgen, Mathildchen! guten Morgen, Gretchen," sagte er zu den ihm entgegen Eilenden. „Guten Morgen, mein Fräulein," zu Helene, die sitzen geblieben war. „Gretchen, ist der Vater zu Hause?"

„Vater ist in seinem Arbeitszimmer."

„Und euer Lehrer auch?"

„Ja, er gibt eben den Knaben Unterricht. Wünschen Sie mit ihm zu reden?"

Herr von Fuchsberg stand einen Augenblick still,

dann ging er mit raschen Schritten in das Zimmer des Pastors.

„Gretchen,“ bemerkte Helene, als er fort war, „dein alter Verehrer scheint ungnädig gestimmt zu sein; er hat dir heute keinen Kuß gegeben!“

„Was dem alten Herrn nur fehlen mag,“ sagte Gretchen besorgt; „er sah angegriffen aus!“

„Er soll in sehr bedrängten Geldverhältnissen sein,“ meinte Mathilde. „Es freut mich, daß er gegen mich noch so freundlich ist, wie vor der Geschichte!“

Als Herr von Fuchsberg in des Pastors Zimmer trat, sprang dieser erfreut auf. „Rossel, sieh da, das wird ja heute ein guter Tag; schon so früh am Morgen eine rechte Freude! Aber wie siehst du aus? Bist du nicht wohl?“

„Laß nur, es hat nichts auf sich! Sind wir hier ganz unter uns?“

„Natürlich! — Was fehlt dir, Mann; du hast eine schlimme Nachricht empfangen!“

„Allerdings!“

„Nun, was ist's? Hat dir der Kreutzbergsche gekündigt?“

„Das nicht, gottlob, aber laß dir erzählen!“ — Und er erzählte, wie man ihm schon früher berichtet hatte, daß der Lehrer aus dem Pastorat tagtäglich in den Gesinden stecke und bei Janne Karkling aus- und eingehe. „Was wird's sein,“ dachte ich, „er ist ein begabter junger Mann, er wird sich die ihm neuen Agrarverhältnisse genauer ansehen wollen.“ —

Daß er gerade Karkling oft besuchen sollte, fiel mir auch nicht auf, denn, einmal versteht dieser ein wenig Deutsch und dann ist der Schurke ja auch ein anschlägiger, beredter Bursche! Gewundert hat mich's nur, daß er mich selbst nie besuchte, obgleich ich ihn mehrmals dazu aufforderte und der Mann mir nicht aussah, als unterließe er den Besuch aus Blödigkeit. — Heute aber kamen ganz andere Dinge zum Vorschein: Vorgestern sind alle Dseltepillenschen Wirte im Rotenkruge zusammen gewesen und dein sauberer Herr Lehrer hat ihnen eine Bittschrift vorgelegt, worin sie den Generalgouverneur ersuchen, er möge ihnen schriftliche und wenigstens zwölfjährige Kontrakte erzwingen, ihnen ihre Leistungen bei der Heuernte und bei der Düngerfuhr erlassen und mir verbieten, sie zum Anbau eines fremdländischen Gewächses anzuhalten. Dies Papier haben alle unterschrieben und Karkling zu ihrem Deputierten gewählt. Dein Lehrer hat ihnen dann noch vorerzählt, in Deutschland gehörten die Gesinde den Bauern und in Rußland auch, und es sei nur unsere Schuld, wenn es bei uns nicht auch so wäre. Mein Müller ist dabei gewesen und hat's angehört Wort für Wort!"

Der Pastor hörte den Mitteilungen des Freundes mit wortlosem Staunen zu. „Der Müller ist ein wahrheitsliebender Mann," sagte er jetzt mit zitternder Stimme; „an seinem Wort ist nicht zu mäkeln. Aber hat er dir nicht auch gesagt, wie denn der — der — Herr Doktor es angefangen hat, so zu den

Leuten zu reden, denn das Subjekt versteht meines Wissens noch kein Wort lettisch?"

Herr von Fuchsberg geriet in Verlegenheit. „Karkling hat ihnen alles übersetzt," sagte er.

„Dann wollen wir Abrechnung halten!" rief der Pastor mit vor Zorn gedrückter Stimme.

Sogar der erbitterte Fuchsberg erschrak über sein Aussehen, ergriff den Freund am Arm und riet ihm, die Auseinandersetzung noch ein wenig zu verschieben, bis er ruhiger geworden wäre.

„Laß mich! Jede Sekunde, die der Mensch noch in meinem Hause zubringt, ist ein Fleck mehr auf meinem ehrlichen Namen." — Aus der Thür tretend rief er mit überlauter Stimme Gretchen herbei. Als sie ganz erschrocken erschien und hinter ihr die nicht weniger erschreckte Mathilde und dann mit neugierigem Gesichtsausdruck Helene, rief er der Tochter zu: „Sage dem Diener, daß er mir augenblicklich den Hund von Lehrer herunterschafft."

Der Donnerlaut seiner Stimme rief die Pastorin herbei. „Harald," rief sie, indem sie auf ihn zueilte und ihn in sein Zimmer zurückzudrängen suchte, „Harald, ich bitte dich, ich flehe dich an, lieber Mann, um Christi willen, später, nicht jetzt!"

„Gretchen, schaff' mir den Hund, schaff' ihn mir her," schrie der Pastor, ohne auf die Bitten der Frau zu achten; „er muß gleich hier sein, oder, beim ewigen Gott, es ist um ihn geschehen!"

„Ich gehe, Vater," rief Gretchen, „er kommt gleich." Damit flog sie mehr, als sie lief durch die

Zimmer und die Treppe hinauf. Sie kannte die maßlose Leidenschaftlichkeit, die manchmal über ihren Vater kam, zumal, wenn er seine Ehre gekränkt glaubte. Sie wußte auch, daß er unter ihrem Einflusse nicht zurechnungsfähig und keiner Vorstellung zugänglich war.

„Herr Winter,“ keuchte sie, oben angekommen, atemlos, „um Gottes willen retten sie sich, springen Sie aus dem Fenster; ich weiß nicht, was Sie gethan haben, aber mein Vater ist furchtbar zornig und Herr von Fuchsberg ist es auch.“

Der Doktor hatte den Donnerlaut unten gehört, und die erschreckten Knaben erzählten ihm, was er zu bedeuten hatte. Aus Gretchens verstörtem Gesicht sah er, daß sie nicht übertrieben; dazu sprach sein böses Gewissen. Es ergriff ihn eine entsetzliche Angst, er stieß das Fenster auf, schwang sich hinaus, fiel hart nieder, sprang wieder auf und eilte dem Park zu, unter dessen Bäumen er verschwand.

Wenige Augenblicke später trat der Pastor ins Zimmer, mit blutunterlaufenen Augen und Schaum auf den Lippen. Ein Blick auf das offene Fenster zeigte ihm, was geschehen war. Er drehte sich schweigend um, schritt, ohne jemand anzusehen, durch die erschreckten Seinigen und das zusammenlaufende Hausgesinde, ging in sein Zimmer, verschloß die Thür hinter sich und kam an dem Tage nicht wieder zum Vorschein.

Als Herr von Fuchsberg nach Hause fuhr, freute er sich, die jungen Dolmetscher nicht verraten zu

haben, nahm sich aber vor, ihnen bei passender Gelegenheit privatim tüchtig die Köpfe zu waschen.

Der Doktor betrat das Pastorat nicht wieder. Am anderen Tage erhielt er im Jakobsburger Posthause, wohin er sich geflüchtet hatte, seine Sachen, sein Honorar und ein reichliches Reisegeld. Einige Tage darauf verließ er Kurland für immer, ohne daß er von seinen Schülern und Freunden Abschied nehmen konnte. Der Eindruck, den er bei den Bewohnern des Pastorats hinterließ, war ein sehr verschiedener. In des Pastors Augen war er ein Schurke, in denen seiner Schüler dagegen ein Märtyrer der guten Sache. In Gretchens Gedächtnis lebte er als ein unheimlicher Mensch fort und in dem der Pastorin als ein Mann, der eine sehr unangenehme und nervenaufregende Art gehabt hatte, über Tisch mit dem Serviettenring zu spielen.

Der Pastor, der auch später nichts von der Dolmetscherei erfuhr, war einige Wochen hindurch in sehr niedergeschlagener und gedrückter Stimmung; man sah, daß ihm, wie Helene sich ausdrückte, „sein verrückter Jähzorn schändlich leid that," bis er nach und nach seine heitere Stimmung wieder gewann. Er gab aber den Plan, die Knaben bis zur Universität bei sich zu behalten, auf, und schickte sie zu Beginn des nächsten Semesters nach Flussau aufs dortige Gymnasium.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn der trübe, dunkle Wintertag vorüber war, saßen die Wolfschilds im Eckzimmer beieinander. Der Pastor, eine lange Pfeife rauchend, die er nie anders in Brand setzte, als durch Stahl und Schwamm; die Mutter und Gretchen strickend und nähend; Wilhelm zwischen ihnen sitzend. In der Ecke loderte, knisterte, sprühte das Feuer in einem mächtigen Ofen. Dieser war kein zierlicher Kamin, sondern ein brauner nordischer Kachelofen, ein alter, ehrwürdiger Herr, der nur langsam warm wurde, dann aber auch auf vierundzwanzig Stunden vorhielt; ein Ofen, der viel erlebt hatte und immer eine würdige Zurückhaltung beobachtete, von der er nur Gretchen zuliebe manchmal eine Ausnahme machte — wenn sie allein im Zimmer war. Dann dehnte er seine Glieder, daß es laut knackte und sie erschrak; das machte ihm viel Spaß. — An den Familienabenden las man wohl ein Buch, einen Roman von Walter Scott oder Willibald Alexis, oder sonst Historisches. Meist aber plauderte man von diesem

und jenem. Der Pastor erzählte von seinen Gemeindegliedern, die er fast alle persönlich kannte, von seiner Landwirtschaft oder auch aus der eigenen Vergangenheit; am liebsten aus den lustigen Göttinger Jahren, da Reinecke, Rossel (Langerwald und Fuchsberg) und er die drei besten Schläger waren und gleichen Ruhm als Schützen auf allen deutschen Hochschulen genossen. Er liebte die Vergangenheit, und das beeinflußte seine Beurteilung der Gegenwart nicht eben günstig. — Wenn er auf die neueren Theologen kam, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Wirst einmal einen harten Stand haben, mein Junge," pflegte er zu sagen, „ich sehe eine schwere Zeit herankommen. Das Muckerwesen nimmt überhand hier im Lande, und da wird es auch mit dem Frieden in den Gemeinden nicht lange mehr währen. Sieht doch ein Pfarrer bereits mißtrauisch auf die Richtung des anderen; wo soll da das Vertrauen herkommen? Dazu fangen sie an mit den Leuten familiär zu werden, das thut nicht gut! Der Bauer muß aufsehen zu seinem Pastor, als zu Gottes Mund und muß Respekt vor ihm haben, sonst macht er sich auch aus Gottes Wort nichts. — Überaus wichtig ist es, daß die Pastorate sich nach wie vor in den alten Familien erhalten, denn das macht die Geistlichkeit bei uns so ehrwürdig, daß sie eben so fest verwachsen ist mit dem Lande und seiner Geschichte, wie der Adel in ihren Gemeinden, daß sie nicht nur als Geistliche, sondern auch als Menschen fest dastehen, als Träger eines geachteten Namens,

als Häupter angesehener Familien, als Bewahrer einer Tradition, unabhängig nach oben und unten, durch Verwandtschaft verbunden mit den meisten ihrer Amtsbrüder. Wer hinterm Zaune geboren ist oder auch nur heute hier ist und morgen da, der bleibt, glaubt's mir, sein Lebtag ein Lump. Einen Fleck Erde muß der Mensch haben, soll er was Rechtes sein, von dem er weiß, hier haben deine Väter gewirkt und hier werden deine Söhne schaffen! Und daß es so ist in den Herzogtümern, das hat uns Kurländern ein so eigenartiges Gepräge aufgedrückt, uns ein konservatives, festes Wesen gegeben; das macht uns so hängen am Lande, am Protestantismus, am Deutschtum; macht, daß unser Baron lieber sein väterliches Gut verwaltet als freier Herr mit einer Einnahme von zweitausend Rubeln, als daß er im Staatsdienst zwölftausend Rubel hat; das macht, daß unsere Litteraten lieber im Lande bleiben, sich drücken und schicken, wie's eben geht, als daß sie die Heimat aufgeben und sich's wohl sein lassen zwischen Dwina und Don. Daß sie jetzt bei uns eine Art Hierarchie einführen und dem Konsistorium geben wollen, was des Adels ist, will mir nicht in den Sinn. — Glaube nicht, daß ich servil bin," fuhr der Alte fort, als er seine Pfeife, die über der Rede erloschen war, wieder in Zug gebracht hatte; — „ich bin durchaus selbständig und halte was auf meine Gemeinde und auf meinen Hof. Ich halte auch auf meine Reputation und auf mich selbst; ich bin Pastor hier von Rechts wegen. Das ist mir

nicht ins Maul geflogen, ich habe in Göttingen brav studieren und mein Examen machen müssen!"

„Ich liebe alle Menschen; aber was für den einen paßt, taugt deshalb noch nicht für den anderen. Schuster bleibe bei deinem Leisten, und Lette bleibe bei deinem Pflug!"

Wilhelm wandte bescheiden ein, daß der Lette doch nicht wohl dazu verurteilt sein könne, unter allen Verhältnissen Bauer zu bleiben, und daß auch ihm alle Berufsstände zugänglich gemacht werden müßten; daß er auch gehoben und seiner Nationalität Rechnung getragen werden müsse.

Der Alte fuhr zornig auf und rief: „Immer beim Pfluge, immer ein Knecht! Potz Wetter, Junge, ist es denn eine Schande, hinter dem Pfluge zu gehen, oder ein Knecht zu sein sein Lebtag? Wer nährt denn uns alle, wenn nicht der Bauer? Glaubst du, daß die Wolfschilds gleich Pastoren gewesen sind, oder die Langerwalds und die Annenburgs gleich Barone? Wo soll's denn hin mit den Letten! Da gibt's jetzt eine Clique, die schwatzt ohne Ende von dem Unrecht, das die Deutschen den Letten angethan haben sollen. Als ob jedes Häufchen Menschen, das sein eigenes Gequäk hat, eine Nation wäre! — Welches Unrecht haben wir denn den Letten zugefügt? Wo soll denn das stecken? Geh doch hinüber nach Litauen oder nach Rußland, wo von Fremdherrschaft nicht die Rede ist, mache die Augen auf und vergleiche. Es ist wahr, daß unsere Bauern nicht reich sind; aber bin ich es denn? Was würdest

du dazu sagen, wenn ich anfangen wollte darüber zu jammern, mein Heimwesen zu verachten und den lieben Herrgott anzuklagen, daß er mich nicht hat als Majoratsherrn geboren werden lassen?"

Gern erzählte der Alte aus der Familiengeschichte, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatte, teils durch mündliche Überlieferung, teils durch die Familienbibel. Als Lebrecht Wolfschild, der Sohn von Gottlieb Wolfschild, ein Knabe war, hatte er mit den Kindern des Dseltepillenschen Barons bei einem Tanzlehrer Unterricht gehabt, den der Baron hatte aus Paris kommen lassen, um die jungen kurischen Bären feine Sitte zu lehren. „Haue Er zu," hatte der Baron zum Lehrer gesagt, als er ihm die Schüler vorstellte, „die Jungen haben breite Schultern und können was vertragen! Haue Er zu, nichts lehrt so springen wie Hiebe!" — Und der Franzose hatte sich mit einer langen Peitsche in die Mitte des Zimmers gestellt, und wer nicht richtig sprang, bekam wirklich einen Hieb auf die Waden.

Später studierte der schmucke, blonde Bursche in Jena und war unter den wilden Studenten der wildeste. Nur des Dseltepillenschen zweiter Sohn gab ihm darin nichts nach. Sie waren gute Freunde, aber einmal gab es Händel unter ihnen und dann scharfe Pariser. Lebrechts Pariser ging durch die Lunge des jungen Barons, und des jungen Barons Pariser ging durch den rechten Arm von Lebrecht. Den jungen Baron scharrten sie auf dem Kirchhof ein, Lebrecht aber lag lange bei einem Bauern versteckt;

lange genug, um noch zu erfahren, daß sein Vater ihn verstoßen hatte. Da ging er mit böhmischen Musikanten hinaus in die weite Welt, sich mit der Flöte das kärgliche Brot erspielend. Endlich wurde er Hauslehrer im südlichen Frankreich, wo ihm schließlich ein reisender Landsmann begegnete, ihn erkannte und dem Vater von ihm Nachricht gab. Der war mittlerweile alt geworden, und der Mutter Thränen hatten ihn weich gemacht, wie der stetig fallende Tropfen den Stein aushöhlt. Der Dseltepillensche hatte selbst ein Fürwort für den Sohn bei dem Vater eingelegt. Sein Sohn war ja in ehrlichem Zweikampf gefallen, er konnte darum aus seinem Ende dem Gegner keinen Vorwurf machen. Lebrecht bekam vom Herzog Pardon und vom Vater Verzeihung, kam zurück und wurde Pastor wie seine Väter.

Lebrechts Sohn, Christian, war von weniger extravaganter Art. Er hatte zwölf Kinder, als sein braves Weib starb und ihn als Witwer zurückließ. Bei zwölf unerwachsenen Kindern kann man nicht Witwer bleiben; das sah der Pastor bald ein. Er hielt das Witwersein überhaupt für ein arges Kreuz und sah sich um, wie er es abschütteln könne, warf auch sein Auge auf eine sittsame Jungfrau, groß an Körper und lieblich anzusehen, dazu der Mitgift keineswegs entbehrend. Die lebte zu Königsberg in Preußen. Nun fürchtete er aber, sie würde seine zwölf Kinder nicht ebenso gern nehmen als ihn; er ging also mit sich und mit seiner Verwandtschaft zu Rate, und sie beschlossen alle wie ein Mann, er solle

ihr nicht bekennen, welch reicher Segen sie schon erwarte. „Und ist mir solche List auch gelungen!" hieß es in der Familienbibel. „Des waren wir froh und danketen alle und lobeten Gott!"

Zur List nahm er überhaupt gern seine Zuflucht. „Waldheim" gehörte damals einem von der Recke. Der lag lange mit dem Pastor im Streit wegen einer Wiese, hatte aber zuletzt seinen Willen durchgesetzt und die Wiese an sich gerissen. Wie der nun am nächsten Sonntag in die Kirche kam, so recht breitspurig und trutziglich, hielt der Pastor, der schon auf der Kanzel stand und predigte, plötzlich inne und sah ihn an. „Recke! Recke!" sagte er, „du arger Bube, du Kirchendieb und Heiligtumschänder — recke deine Hände gen Himmel empor und bitte den Herrn um das, was du nicht verdient hast, um seine Verzeihung nämlich."

Als nun der Baron, gar zornig darüber, ihn verklagt, hat er alle Schuld von sich geschoben und gemeint, er dürfe wohl den Sündern raten die Arme emporzurecken gen Himmel. Und der Baron hat ihm ganz und gar nichts anhaben können. — So erzählte der Alte oft lange von den aufeinander folgenden Bewohnern des alten Hauses, und alle wurden nicht müde, die wunderlichen Geschichten aus der Familienchronik anzuhören.

Vierzehntes Kapitel.

Als Wilhelm und Paul am Morgen nach dem Abend bei Langerwalds ihren Kaffee einnahmen, bat Wilhelm Paul, zu Fuchsberg zu gehen und ihm mitzuteilen, daß er auf seine Vorschläge eingehe.

„Also es soll bei dem Unsinn bleiben," rief Paul erschreckt. „Wilhelm, ich bitte dich um unserer alten Freundschaft willen, schiebt euer Vorhaben auf! In einem halben Jahre verlaßt ihr beide die Schule, und wenn denn durchaus geschossen werden soll, so schießt euch dann nach Herzenslust. Fühlt ihr denn nicht, wenn nicht das Sträfliche, so doch das Lächerliche eures Beginnens?"

„Ich kann darin nichts Lächerliches finden," erwiderte Wilhelm. „Ich glaube, daß wir auch schon auf der Schule den Schild unserer Ehre rein erhalten müssen."

„Wie ein Edelmann gedacht und gesprochen! Was hat aber eure Ehre mit eurem Duell zu thun? Selbst wenn du Fuchsbergs Ehre verletzt hättest, kann sie dadurch hergestellt werden, daß er dich erschießt?"

„Was soll ich denn aber thun? Ich habe Fuchsberg beleidigt, bin ihm also Satisfaktion schuldig, und er hat mich gefordert!"

„Ich kann die Prämisse nicht zugeben, also auch nicht den Schluß. Ich kann keine Beleidigung darin sehen, daß ich jemand abhalte, etwas Unwürdiges zu thun, einem Gebildeten nicht gestatte, einen anderen zu schlagen."

„In Ehrensachen kommt es nicht darauf an, ob wir beleidigen wollten, sondern ob der andere sich beleidigt fühlt!"

„Wenn das Ehrgefühl eines beliebigen Hansnarren mich soll zwingen können, mein Leben in seine Hand zu geben, so will ich meinesteils kein Ehrenmann sein! Dann bleibe ich lieber was ich bin, ein ehrlicher bürgerlicher Deutscher, der, wenn er sich wirklich beleidigt weiß, dem Herrgott nicht mit Pistol und Degen ins Handwerk pfuscht, sondern eine tüchtige Ohrfeige austeilt und, wenn's nötig ist, ein Dutzend dito hinzufügt."

„Hättest du an Fuchsbergs Stelle mir eine Ohrfeige gegeben?"

„Nein, denn ich hätte mich nicht beleidigt gefühlt."

„Aber wenn du dich beleidigt gefühlt hättest?"

„Ja, dann hätte ich zugeschlagen."

„Paul, das ist nicht dein Ernst!"

„Wilhelm, das ist mein voller Ernst!"

Wilhelm ging in großer Erregung im Zimmer auf und nieder. „Ich halte es gar nicht für

möglich," sagte er, „daß jemand wirklich, verzeihe, aber ich finde keinen anderen Ausdruck, so niedrig denken kann. Ich weiß auch gewiß, daß du nicht so denkst."

„Gewiß denke ich so und mir scheint, daß diese Auffassung nur die Konsequenz jedes aufgeklärten Denkens ist, daß die Bildung von uns kategorisch verlangt, mit allen diesen mittelalterlichen Traditionen gründlich und für immer zu brechen, den aristokratischen Sauerteig endlich einmal auch aus dem letzten Winkel auszufegen!"

„Wenn ich das glauben würde," rief Wilhelm heftig, „wenn ich je die Überzeugung gewönne, daß der Fortschritt der Bildung das von mir verlangt, so würfe ich nicht meine Ehre, wohl aber den Fortschritt auch aus dem letzten Winkel meines Herzens!"

Paul lächelte. „Laß mich einmal ein paar Worte zusammenhängend reden," sagte er, „und höre mir möglichst gelassen zu. Glaubst du, daß Ehre ein Privilegium einzelner Menschenklassen ist?"

„Nein, gewiß nicht!"

„Gut! Glaubst du, daß ein Bauernkind dadurch beleidigt wird, daß es von einem Kameraden geschlagen wird?"

„Gewiß fühlt es sich beleidigt!"

„Ja, und es wäscht die Beleidigung dadurch ab, daß es, wenn es kann, dem Beleidiger den einen Schlag mit fünf anderen vergilt. Würdest du dich mit einer solchen Wäsche zufrieden geben?"

„Nein, wahrhaftig nicht."

„Warum nicht?“

„Weil ich kein Bauer bin!“

„Ah, da liegt eben der Haken! Weil du dich für eine besondere Art Mensch hältst, für eine Art Edelmann, nicht von der Stammtafel, aber vom Universitätsdiplom her.“

„Paul, würdest du damit zufrieden sein, wenn auch die Gebildeten mit Fäusten aufeinander losschlügen?“

„Gewiß nicht. Ich trete ja aber auch nicht für das Faustrecht ein, sondern du, denn ich kann keinen Unterschied darin finden, ob wir mit der unbewehrten Hand oder mit dem Degen in ihr zuschlagen. Der Bauer, von dem ich sprach, ist roh und ungebildet und seiner Leidenschaften nicht Herr; der rohe Mensch schlägt zu, wenn man ihn reizt; der Gebildete aber kennt einen anderen Ausweg, er hält seine Leidenschaften nieder und geht zum Richter. Von ihm, als dem Organ des öffentlichen Gewissens, erwartet er Genugthuung, von ihm fordert er sie.“

„In der Theorie hast du recht, aber in der Praxis nicht; denn der Richter ist vielfach nicht das Organ des öffentlichen Gewissens. Er fällt sein Urteil, und die öffentliche Meinung fällt das ihre und die beiden gehen nicht selten weit auseinander.“

„Was ist die öffentliche Meinung? Darunter versteht man gewöhnlich die Meinung der sogenannten Gesellschaft, und unter dieser versteht man wieder eine Anzahl Junker und solche, die gerne welche werden möchten. Das Volk gibt sein Urteil durch

den Richter ab. Läßt du diesen Satz nicht gelten, so gibt es in deinen Augen überhaupt keinen Staat."

„Aber wie paßt zu dem, was du eben sagtest, dein eigenes etwaiges Zuschlagen?"

„Sehr einfach. Es kann sich um Beleidigungen handeln, in Bezug auf die kein sterblicher Richter entscheiden kann, ob eine Beleidigung vorliegt oder nicht. Meine Ohrfeige macht das Ganze klar. Mein Gegner bekommt die Ohrfeige, und ich wasche sie ihm durch die Verbüßung meiner Strafe wieder ab."

„Deine Philosophie ist etwas zu bunt, und vorläufig wenigstens mag ich noch nicht für sie eintreten; gehe also zu Fuchsberg!"

„Aber was hat denn das für Eile? Könnt ihr damit nicht wenigstens bis Weihnachten warten?"

„Ich nicht; es brennt mir auf der Seele, beleidigt zu haben und die Last noch nicht von Fuchsbergs Schultern nehmen zu können!"

„Mich dünkt, wenn du so zartfühlend bist, solltest du es lieber mit dem Beleidigen ernster nehmen!"

„Gut, gut, ich will's mir für die Zukunft merken; aber jetzt gehe!"

„Wenn du durchaus willst, gehe ich. Aber versprich mir, daß du wenigstens nicht einen Brief zurücklassen willst, in dem du dich des Selbstmordes anklagst."

„Nein, Paul. Auch dabei muß es bleiben."

Paul ging.

Bald darauf brachte ein Kellner aus dem Hotel de Prusse ein in ein rosa Couvert gehülltes Briefchen

von Mathilde. Das lautete also: „Lieber Wilhelm! Ich habe es bei Papa durchgesetzt, daß wir noch bis zum 17. d. M. hier bleiben, und bei Mama, daß wir heute eine Bootpartie nach Bergingen machen, wozu ich Sie hiermit in Mamas Auftrag in aller Form einlade. Papa hat mir gestern einen herrlichen Schimmel mitgebracht. Ist das nicht prächtig? Kommen Sie um 4 Uhr zu uns!

Es grüßt Sie Ihre Mathilde."

Das war eine schwere Versuchung! Sollte er die Einladung nicht lieber ausschlagen? Aber nein, das wäre unmännlich gewesen, und sein Ehrenwort, pah! das stand fest wie ein Felsen. — Und dazu duftete das Briefchen so süß und ihre kleine volle Hand hatte darauf geruht, als sie es schrieb. Er gab dem Kellner einen Rubel und ließ sagen, er würde kommen. Der Mann schmunzelte, dankte und empfahl sich. Wilhelm aber nahm das Billetchen, küßte es noch einmal, legte es in seine Brusttasche, drückte es an sein Herz, zog es dann wieder heraus und küßte es wieder. Dann öffnete er es von neuem und freute sich über die lieben kleinen, regelmäßigen Schriftzüge.

Da kam Paul zurück. „Es ist abgemacht," sagte er trocken, „Fuchsberg wird die Pistolen mitbringen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Als Wilhelm bei Frau von Langerwald eintrat (der alte Herr war schon am frühen Morgen aufs Gut gefahren), erschraken die Damen über sein bleiches Aussehen. Er erklärte es durch Kopfweh, das ihn schon seit einigen Tagen belästige, wies aber alle Mittel, die ihm die Baronin und Mathilde vorschlugen, ab.

Unterdessen versammelte sich die Gesellschaft, und alle Teilnehmer an dem Ausflug schienen ein gut Teil Frohsinn mitgebracht zu haben. Doch kam dieser Wilhelm gegenüber nicht zum Ausdruck.

Das gemessene, übertrieben höfliche Wesen der Herren, die neugierigen Blicke der Damen bewiesen ihm bald, daß man von seinem neulichen Auftreten wußte und nicht eben erbaut davon war. Man hatte ihn um seines Vaters willen in diesen Kreisen mit großer Freundlichkeit aufgenommen und empfand sein Verhalten nun als Undank. Da er nicht immer neben Frau von Langerwald stehen bleiben konnte und zu stolz war, sich seinerseits der Jugend zu nähern, war er herzlich froh, als der Neuhöffsche

Langerwald, ein entfernter Verwandter Mathildens, der ein großer Jäger vor dem Herrn war und die kurische und speziell noch Langerwaldsche Eigenschaft, sich des Unterdrückten anzunehmen, ohne zu fragen, ob ihm Recht oder Unrecht geschah, in erhöhtem Maße besaß, auf ihn zukam und nach der Zahl der von ihm im Frühling erlegten Waldschnepfen fragte. Daraus entspann sich bald ein lebhaftes Gespräch.

„Wissen Sie schon, daß ich in diesem Winter in Petersburg war? Famose Stadt! Fünfzig Rubel das Stück können Sie Bären haben, wie viel Sie wollen. Sie glauben nicht, wie leid es mir thut, daß ich nicht schon früher auf die Idee kam. Jammerschade! Warten Sie, ich bin jetzt dreißig Jahre alt, da hätte ich also schon in fünfzehn Wintern, den vorigen als Durchschnitt angenommen, 120 Bären schießen können. Was meinen Sie? Und das habe ich versäumt. So vergeht das schöne Leben ungenützt!"

Er seufzte tief. Wilhelm fragte, ob denn die Bärenjagd so gar amüsant sei; man müsse doch das Jagdhorn und das Läuten der Meute vermissen.

„Ach was! Das alles ist schön im Herbst. Aber im Winter, ich bitte Sie, was haben wir im Winter? Einen Fuchs, ein Reh, höchstens ein Elen. Da ist so ein Bär doch ein anderer Bursche. Hören Sie, was mir passiert ist! Im englischen Klub lerne ich einen Gutsbesitzer kennen. Steinreicher Mensch, Millionär, Andrei Andrejewitsch Suschkin! Schießt der Bursche" — Herr von Langerwald legte die flache Hand an den Mund und warf dem fernen

Jagdgenossen ein Kußhändchen zu — „wie der bairische Hiesel! Wir machen Bekanntschaft; am Abend bei Isler legte er mir den Arm um den Hals, küßt mich — lustiges Volk die Russen, wenn sie betrunken sind, küssen sie immer — und sagt: ‚Felix Felixowitsch,' sagt er, ‚was vergeuden wir hier die Zeit?'

‚Andrei Andrejewitsch,' sag' ich, ‚ich will verdammt sein, wenn du nicht recht hast!'

‚Felix Felixowitsch,' sagt er, ‚es ist eine Sünde von uns, bei Gott! Die Bären warten auf uns und wir schießen Französinnen.' — So sagt der scharmante Bengel und gibt mir wieder einen Kuß.

‚Andrei Andrejewitsch,' sag' ich, ‚wo hast du die Bären?'

‚In Dendroffka,' sagt der Schelm, ‚nur 900 Werst, mit der Eisenbahn zu erreichen!'

‚Wann geht der Zug?' frag' ich.

‚Um halb fünf Uhr morgens,' sagt er.

‚Dann kommen wir noch hin, wollen wir fahren?'

‚Wie wir aufstehen, kneipt er mich in den Arm, der Taugenichts, und zwinkert mit den Augen: ‚Du,' sagte er, ‚sollen wir nicht so 'n paar Petersburger Bärinnen mitnehmen?' Fixe Kerls, diese Russen.'

‚Hol' sie der Teufel,' sag' ich, ‚wollen wir uns lieber an die Waldbären halten!'

‚Auch gut,' antwortet er und nun geht's in den Schlitten und nach dreißig Stunden sind wir in Dendroffka. Am andern Tag haben sie ein paar Prachtkerls eingekreist. Andrei Andrejewitsch führt

mich mitten in einen Tannenwuchs. ‚Wo soll ich denn aber hier schießen?‘ frag' ich.

‚Eh was, da ist ja der Fußweg. Ist dir der Bär bestimmt, bekommst du ihn auch so!‘ Und er geht weg und läßt mich steh'n, und ich habe keine fünf Schritt Sicht! Kaum fangen sie an zu treiben, so heißt es auch schon: ‚Der Bär kommt, der Bär kommt!‘ und ich höre es vor mir krachen, und der Bär kommt auf mich heraus und ganz spitz. Nun war es das Fatale, daß es eine Bärin war und kein Bär, der den Kopf doch wenigstens etwas senkt. Ich ziele ihr also gerade auf die Schnauze; wie ich losdrücke, geht ihr der Schuß durchs Nasenbein, aber das Gehirn bleibt kerngesund. Die Bestie stellt sich kerzengerade in die Höhe, keine drei Schritt von mir. Zum Glück nimmt ihr das Blut das Gesicht. Sie packt statt meiner so 'ne zwanzigjährige Tanne und schüttelt sie wie einen Rosenstock. So gewann ich Zeit, ihr mit dem andern Lauf ins Gehör zu schießen!“

Während dieser lebhaft geführten Unterhaltung fing die Gesellschaft an aufzubrechen, und man ging dem Flusse zu, wo die Böte bereit lagen. Mathilde wußte es so einzurichten, daß sie mit ihren Freundinnen immer dicht hinter Wilhelm blieb, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Was fehlte ihm nur! War er wirklich krank oder fühlte er sich nur eingedenk seiner jüngsten Erlebnisse in einer Gesellschaft von lauter Edelleuten unbehaglich? Felix Langerwald hätte sie aus lauter Dankbarkeit gern

einen Kuß gegeben und sie drückte ihm, als er ihr ins Boot half, kräftig die Hand.

„Das war für das,“ sagte er lachend. „Mußt nicht so breite Spur lassen, Cousine.“

„Du bist auf einer falschen Fährte, Vetter!“

„Ah, nein, Rückspur wird nicht gejagt, Mathildchen!“

Wilhelm saß in einem anderen Boot und gab sich anfangs alle Mühe, eine ernste, würdige Miene beizubehalten; aber es ist schwer, würdevoll zu bleiben, wenn man jung ist und an einem lauen Sommerabend in fröhlicher Gesellschaft zu Boot fährt. Seinen Bootssitz teilten zwei blondlockige Töchter eines Präsidenten, sehr lustige Mädchen; sie neckten ihn mit seiner ernsten Miene und sprachen ihm Mut zu: noch sei er ja nicht Kandidat und sie seien nicht seine Examinatoren und sie versprächen ihm hoch und teuer, es auch nie zu werden. Dann nannten sie ihn „Faust“ und dann wieder „Don Juan“, er mußte sich verteidigen, und bald sprühte das Wortgefecht lustig hin und her. Als Mathilde Wilhelm wieder lachen und singen hörte, lachte und sang sie auch. Sie fuhren ins Schilf, Mathilde brach sich Wasserlilien und flocht einen Kranz daraus und setzte ihn auf ihr blondes Haar, und aus dem tropfte dann zuweilen ein Wassertropfen und glänzte hell auf.

Der schmucke Kavalier neben ihr sah sie entzückt an und wunderte sich über sich selbst, daß seine Unterhaltung das eben noch so ernste Mädchen so fröhlich gemacht hatte.

„Wissen Sie, wem Sie gleichen?“ fragte er.

„O ja,“ rief sie, „ich gleiche der Undine, als sie ihre Seele gewonnen hatte!“

Das hatte der Kavalier nicht eben sagen wollen, aber er verstand Mathilde. Zufällig war er einmal zugegen gewesen, als der Hauslehrer seiner Mutter und seinen Schwestern die Undine vorlas, und er erinnerte sich des Büchleins um so genauer, als er jenen glücklichen Zufall mehrfach in Kontertänzen trefflich ausgenutzt hatte. „Potz Wetter,“ dachte er und sah Mathilde erstaunt an.

Wilhelms Frohsinn war nur von kurzer Dauer. Als man gelandet war und der Kaffee die Gesellschaft mehr konzentrierte, fühlte er sich wieder vereinsamt und unglücklich. Mit der Wahrnehmung, daß man ihn absichtlich die allgemeine Mißbilligung seines Auftretens fühlen ließ, verflog auch der kurze Rausch, die Früchte der Winterschen Erziehung traten in ihr Recht, und der fröhliche, offene Wilhelm fühlte sich als Bürgerlicher unter Edelleuten, sah sich inmitten einer feindlichen Clique, die ihn heimtückisch eingeladen hatte, um ihn zu demütigen. Er vergaß, daß nichts natürlicher und im Grunde doch auch berechtigter war, als diese Reaktion gegen sein leidenschaftliches, herausforderndes Verfahren, das jedem Fremden ganz unmotiviert erscheinen mußte. Er sah nicht mehr Menschen um sich, nur noch hochmütige Edelleute, die nun, da sie dreißig gegen einen waren, Mut gefaßt hatten. Er fühlte den lebhaftesten Reiz, mit einem von den Herren, am liebsten mit dem schmucken

Kavalier, der neben Mathilde gesessen hatte, Streit anzufangen. Auch auf Mathilde blickte er finster und grollend. Ihr lustiges Lachen, das sonst für sein Ohr aller Himmel Sphärenmusik in sich barg, klang ihm jetzt abgeschmackt; sie war nicht besser, als ihre Vettern, wie konnte sie sonst durch ihre faden Scherze so fröhlich werden; ihre drastische Derbheit erschien ihm bäurisch, ihre frische Lebhaftigkeit unweiblich. Nachdem er widerwillig an den Gesellschaftsspielen teilgenommen hatte, benutzte er eine günstige Gelegenheit, um der Gesellschaft den Rücken zu kehren, und schlug einen einsamen Waldpfad ein.

Er wollte zurück zu Paul. „Der ist fest," dachte er, „sein Haß ist hart wie Granit. Wenn aber auch er dich verläßt — — nun noch vierundzwanzig Stunden. — Friedrich Fuchsberg führt ein sicheres Pistol!"

Während er so dahinschritt und sich verlassen fühlte von Gott und der ganzen Welt, schlug eine Welt voll Liebe ihm entgegen und klopfte ein kleines, mutiges Mädchenherz bang und ängstlich um ihn und ein blaues Mädchenauge suchte ihn mit Schmerzen.

Mathilde hatte das schnelle Erlöschen seiner Heiterkeit bemerkt und mit weiblichem Taktgefühl den Grund erraten. Und nun wußte sie, daß ihm wehe ums Herz war, und er war doch nicht da, sie konnte ihm kein freundliches Wort sagen, ihm durch keinen herzlichen Blick bezeugen, daß sie ihn verstand und treu zu ihm hielt. Aber was thun? Nach ihm zu sehen, wagte sie doch nicht.

Da rief die Mutter sie. „Mathilde, weißt du nicht, wo Wilhelm Wolfschild geblieben ist? Siehe nach ihm und sei recht freundlich gegen ihn; ich fürchte, man läßt ihn seinen jüngsten Streit fühlen!"

Er mußte im Walde sein. Mathilde ging tiefer und tiefer in den Wald und suchte ängstlich nach ihm. Da war er endlich, aber er blickte so finster vor sich hin, daß sie ihn nicht anzureden wagte.

Wilhelm glaubte auf dem Wege zur Stadt zu sein; er war achtlos in den Wald hineingelaufen und hatte sich in weitem Bogen wieder seinem Ausgangspunkte genähert; da sah er auf, und wenige Schritte vor ihm, im weißen Kleide, im Haar den Kranz von Wasserlilien, von der untergehenden Sonne mit feurigem Licht übergossen, stand Mathilde mit erschrecktem Gesicht, Thränen in den Augen. „Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich Sie erschreckt habe; ich konnte nicht erwarten, Sie hier zu finden," sagte er spöttisch.

„Wilhelm," rief sie, „wie sehen Sie aus! Sie müssen krank sein."

„Ich habe nie aristokratisch ausgesehen, mein Fräulein," erwiderte er in demselben Ton.

Das arme Mädchen blickte ihn mit starrem Entsetzen an; dann brach sie in Thränen aus. Er aber zog ihre Hände von ihrem Gesicht, bog ihr den Kopf zurück und küßte sie auf die Lippen, die Augen und die Stirn. Sie senkte den Kopf hinab an seine Brust, der feuchte Lilienkranz berührte seine Lippen

und zwischen Schluchzen drang es hervor: „Liebst du mich, Wilhelm?“

„Mathilde,“ flüsterte er leise, „ach, ich bin leidenschaftlich, von jähem Gefühl beherrscht! Wirst du nie irre werden an mir, wirst du fest und unerschütterlich daran glauben, daß ich immer nur das Gute, das Beste will in redlichem Streben, daß es nicht mein Wille ist, wenn ich abirre vom rechten Wege? Willst du?“

„Gewiß, Wilhelm,“ flüsterte sie.

„Willst du mir folgen durch alle Wandlungen meines Lebens, willst du mir folgen in den Kampf für die Wahrheit, auch wenn er geführt werden muß gegen die, zu denen du bisher gehörtest, auch wenn er sich gegen Dinge richtet, die als geweiht und unantastbar zu achten man dich Zeit deines Lebens gelehrt hat? Willst du?“

Sie neigte ihr Haupt.

„Willst du, Mathilde?“

„Ja, Wilhelm,“ sagte sie mit trauriger Stimme, und ihr kleiner Kopf bewegte sich unruhig an seiner Brust, als ob sie das Lager drückte.

Sie schwiegen eine Weile, und ihre jungen Herzen klopften laut.

„Nochmals, Mathilde, du wirst nicht irre werden an mir? Du wirst mir nie etwas Schlechtes zutrauen, nie, auch gegen mein eigenes Zeugnis nicht? Auch in der allernächsten Zukunft nicht?“

Sie fuhr erschrocken auf. „Worauf spielst du an, Wilhelm, was hast du vor?“

‚Nichts, meine Liebe! Behalte wohl, was ich dir sage: „Und wenn ich selber dir sagen sollte, daß ich etwas Schlechtes gethan habe, glaub' es mir nicht, glaube dir mehr, als mir, deinem Herzen mehr, als meiner Zunge!‘"

Sie schwiegen wieder. Endlich sagte Mathilde, indem sie lächelnd zu ihm aufsah! „Es kann nichts Schlimmes sein! Nun aber muß ich gehen! Lebe wohl, laß mich in Götzenhof nicht lange auf dich warten! — Gehst du jetzt in die Stadt zurück?"

„Ja!"

„Das ist gut so! Du bist ohnehin zu schade für die Gesellschaft! Noch einen Kuß. So, nun lebe wohl!"

Aus dem einen Kuß wurden viele. Dann gingen sie auseinander. Als sie ein Stück Weges zwischen sich hatten, eilten sie wieder auf einander zu und gaben sich den letzten Kuß. Dann schieden sie.

„Hast du ihn nicht gefunden?" fragte die Mutter, „wo warst du so lange, man hat dich vermißt!"

„Ja, Mama, aber er fühlte sich unwohl und ist in die Stadt zurückgekehrt." Sie schlang die Arme um den Hals der Mutter und küßte sie stürmisch.

Sechzehntes Kapitel.

„Junge, noch im Bett! Und was machst du mir für Geschichten!" — Mit diesen Worten stand um die zwölfte Stunde des folgenden Tages der alte Pastor am Bett seines erstaunten Sohnes. — Das war aber so zugegangen:

Der alte Herr saß am Morgen wie gewöhnlich, im Schlafrock, das Lorgnon auf der Nase und die Pfeifenspitze in den Mundwinkel geklemmt, am Kaffeetisch. Ihm gegenüber saß seine Hausfrau und strickte; Gretchen dirigierte die Kaffeekanne. Der Pastor lachte zuweilen lustig, wenn sein zahmer Finke der Hänsel, der vor ihm auf dem Tisch umherspazierte, auf den Rand der Untertasse sprang und ausglitt, oder wenn Mammi und Pappi, zwei Rattenfänger, der eine gelb, der andere grau, der eine links sitzend, der andere rechts, ungeduldig über die lange Vernachlässigung ärgerlich an des Herrn Knie kratzten, oder mit den kleinen, pechschwarzen Schnäuzchen an seine Wade stießen. Seine linke Hand spielte mit der schwarz-weiß-grünen Pfeifentroddel und die rechte steckte von Zeit zu Zeit den Mittelfinger in den

Pfeifenkopf, um die aufquellende Asche zurückzudrängen. Der Pfeifenkopf, auf dem ein Paar Schläger sich kreuzten und der das Wappen der Göttinger Westfalen trug, war zwar achtzehn Jahre jünger als der Pastor, aber doch immerhin schon recht betagt und es mochten nicht mehr viele übrig sein von denen, die er einst auf der Göttinger Kneipe gesehen hatte.

Die warme Sommermorgensonne schien ins Zimmer. Da, wo auf dem Fußboden zwei große, gelbe Fenster zu sehen waren, beschien sie Pluto, der lang ausgestreckt auf der Diele lag und zuweilen mit den Augen blinzelte oder nach einer Fliege schnappte, die das bunte Treiben auf dem Kaffeetisch überdrüssig geworden war und sich nun ein Extravergnügen daraus machte, den armen Hund, der doch die ganze Nacht über gewacht hatte und der Ruhe dringend bedürftig war, nicht schlafen zu lassen.

Da brachte der Diener die Posttasche. Der Pastor legte die eingegangenen Briefe auf ein Häuflein, die Couverts, die die lettische Zeitung enthielten, darauf, darüber die Rigasche und die Kreuzzeitung und griff nach dem Intelligenzblatt.

„Muß doch sehen, wer heuer alles zu Johannis in Flussau gewesen ist,“ sagte er. Sein Auge überflog langsam die letzte Seite, die die Fremdenliste enthielt. „Dein Bruder Karl ist auch da gewesen,“ sagte er zur Frau.

„So, wo ist er abgestiegen?“

„Im Hotel de Prusse.“

Gretchen rückte unterdessen unruhig auf ihrem

Stuhle hin und her. „Ist für mich kein Brief da?“ fragte sie endlich und errötete.

Der Pastor warf die Zeitungscouverts beiseite und griff nach den Briefen. Er besah zunächst die Adressen. „Was ist das,“ rief er, als er den dritten Brief in der Hand hielt; „dieses Schreiben ist ja per Expreß gekommen; wie kommt das in die Posttasche?“

„Es kam vor einer Stunde an, und ich fürchtete, dich zu erschrecken; da legte ich es in die Posttasche.“

„Es kommt vom Dseltepillenschen Fuchsberg! — Ich danke dir, mein Gretchen,“ fuhr der Pastor fort, indem er ihr über den Tisch weg die Hand reichte, „ich habe aber nicht so zarte Nerven, daß mich eine Estafette gerade so alle Welt erschrecken sollte.“ — Er öffnete den Brief mit dem Tischmesser, faltete ihn auseinander und las ihn, während die Pastorin und Gretchen sein Gesicht ängstlich betrachteten; ist doch eine Estafette für ein Mutter- und Schwesternherz, wenn sie aus der Stadt kommt, wo der Sohn und der Bruder, — warum nicht auch der Pflegebruder? — weilt, durchaus kein gleichgültiges Ereignis. Wer weiß im voraus, was da nicht alles passiert sein kann; da kann die Flinte beim Ausladen losgegangen oder das Boot kann umgeschlagen sein oder es kann jemand während des Badens vom Schlage gerührt worden sein. Der Brief schien übrigens in der That Ungewöhnliches zu enthalten, wenigstens verriet des Pastors Gesicht immer mehr Spannung und trug endlich einen aus Zorn und Erstaunen gemischten

Ausdruck, als er den Brief weglegte und die Frau fragend ansah.

„Er ist toll!" sagte er.

„Was gibt's, Harald?" fragte sie ängstlich. „Es ist doch nichts mit Wilhelm?"

Der Pastor nahm den Brief und reichte ihn Gretchen. „Da, lies laut," sagte er. — Und Gretchen las mit zitternder Stimme und fliegender Röte im Gesicht wie folgt:

„Mein alter Reinhard!

Du wirst erstaunt sein, von mir einen Expressen zu erhalten; es hat aber mit dem, was ich Dir zu sagen habe, große Eile! Gestern abend gehen meine Frau und ich zu meinem Friedrich und wollen bei ihm ein Stündchen verplaudern. Mir thut ein Nietnagel weh und ich sehe mich nach einer Schere um. Auf dem Tisch liegt keine, auf der Kommode auch nicht; ich ziehe also die oberste Schieblade auf, in der der Schlüssel steckt, und suche nach einer. Statt der Schere finde ich einen Brief mit der Aufschrift: ‚An meinen lieben Vater!' — Holla, denk' ich, der ist an mich; breche das Siegel auf und lese. Schreibt mir der Junge, daß er des Lebens überdrüssig geworden und nicht länger leben könne u. s. w., und daß er sich infolgedessen das Leben genommen habe. Mir geht's kalt durch die Glieder, aber da sitzt ja der Junge im Nebenzimmer auf dem Sofa neben der Mutter und scherzt und lacht. Ich krieg' ihn also vor und frage, was der Brief soll. Da wird er ganz bleich und sehr verlegen, wickelt sich wie ein

Aal und will mir einreden, der Brief wäre ein Bruchstück aus einem Roman, an dem er schreibe (als ob er ihn dann couvertiert und gesiegelt hätte!), und sucht überhaupt einen Scherz daraus zu machen. Daß dahinter etwas steckte, war mir natürlich klar. ‚Ob er nicht Streit gehabt hat,' geht's mir durch den Kopf, ‚am Ende ein amerikanisches Duell.' Ich flüstere also der Mutter zu, ihn nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen, sage, ich hätte noch ein Geschäft zu besorgen und gehe schnurstracks zum jungen Hadersleben. ‚Der muß es wissen,' denk' ich, ‚mit dem ist jetzt große Freundschaft; dazu ist der Junge dumm und großmäulig; der soll mir auf die Spur helfen.' — So erfuhr ich denn, daß mein Junge sich mit Deinem Wilhelm überworfen hat, meinetwegen, und zwar soll ein Spottlied, daß ein Bauernjunge auf mich gemacht hat, die Ursache davon sein. Nun sollen sie um ihr Leben losen wollen, die Sappermentskerls! Wie gefallen Dir die Jungen? — Komm' also schleunigst her, damit wir die Sache in Ehren beilegen. Bis dahin wird mein Friedrich gut bewacht. Dein Wilhelm scheint mir übrigens — unter uns gesagt — in schlechte Gesellschaft geraten zu sein. Komm also umgehend. Dich grüßt Dein

Rossel.

P. S. Fixe Kerls sind sie doch die Jungen! Der Himmel weiß, bedauern kann ich's nicht!"

„Harald, um Gotteswillen, fahr doch," rief die Pastorin, in Thränen ausbrechend. ‚Ich bitte dich, Herzensmann, Willis Leben steht auf dem Spiel!"

„Soll ich befehlen, daß man anspannt?“ fragte Gretchen mit abgewandtem Gesicht, um die Thränen zu verbergen, die ihre Augen füllten.

Der Alte schüttelte ärgerlich den Kopf, schmunzelte aber doch. „Wie gefällt dir dein Junge, Frau? Will sich amerikanisch schießen! Rein toll geworden!“

„Mein Gott, so laß doch anspannen und mach', daß du in die Kleider kommst; wer weiß, wann sie sich schießen, vielleicht ist es schon zu spät!“

„Ach was, wer wird so ängstlich sein! Hast 'ne Ente ausgebrütet und wunderst dich, wenn sie ins Wasser geht! Du hörst ja, daß sie den Friedrich bewachen, und einer kann das Sichschießen nicht vollbringen; es müssen zweie dabei sein. Ich komme schon noch zur rechten Zeit, dem Tausendsassa den Kopf zurecht zu setzen. Aber warum die Burschen zu einer so gefährlichen und tückischen Kampfart gegriffen haben, begreife ich nicht. Wird wohl wegen der Sekundanten gewesen sein, werden gefürchtet haben, die könnten für solche frühreife Sekundantereien auf die Hosen bekommen. Muß machen, daß ich in die Stadt komme. Sieh nicht so traurig aus, Gretchen, es ist nicht die mindeste Gefahr mehr. Wollen sie schon zurecht kriegen!“

„Vater, es ist mir nicht um die Gefahr zu thun, sondern um die Sünde!“

Der Pastor wurde etwas verlegen. „Du hast recht, mein Kind,“ sagte er, „ich will ihm für beides den Kopf waschen, für die Sünde und für die Gefahr!“

„Vater, was schreibt der Herr von Fuchsberg da von schlechter Gesellschaft, in die Willi geraten sein soll?"

„Das macht mir keine Sorge," sagte die Mutter, „das ist dummes Zeug, das schreibt er nur, weil Willi kein Gefallen an seinem Friedrich findet, der mir auch durchaus nicht gefällt und mir ein recht eingebildeter Laffe zu sein scheint."

„Mutter, Mutter," sagte der Alte lachend, indem er ihr mit dem Zeigefinger der rechten Hand drohte, „ich hege den Verdacht, daß, wenn der liebe Gott selber einmal deinem Wilhelm mißfiele, er dir auch nicht mehr lieb wäre."

Damit stand er auf, um sich anzukleiden, und eine Stunde darauf saß er im Wagen. Die Frau wollte ihn begleiten, aber er schlug ihr die Bitte ab und setzte ihr auseinander, daß Frauen von Ehrensachen ihrer innersten Natur nach nichts verstehen und darum durch ihre Gegenwart in solchen Fällen nur verwirrend und störend wirken können.

So stand der Pastor jetzt am Bett seines Sohnes und weckte ihn.

„Stehe auf, Junge! Was ist's mit eurem Duell?"

„Mit was für einem Duell, Vater?"

„Ach was, mach' mir keine Flausen! Ich weiß von allem. Hör' einmal, das war gut gemeint, aber so 'n amerikanisches Duell ist in meinen Augen doch immerhin ein ganz gemeiner, feiger Mord."

„Das hätte ich Friedrich, das hätte ich Fuchsberg nicht zugetraut," verbesserte sich Wilhelm.

„Brauchst du auch künftig nicht. Er hat nicht geplaudert, sondern der Vater hat seinen Brief zufällig, gottlob noch zur rechten Zeit, gefunden. Aber, sag' einmal, wenn ihr euch schießen wolltet, warum wähltet ihr dann nicht lieber einen ehrlichen Zweikampf, als daß ihr zum Lose grifft, wie ein paar feige, alte Weiber?"

„Zu was für einem Lose, Vater? Wir wollten uns ganz regelrecht schießen, nur ohne Sekundanten, und die Briefe wollten wir schreiben um der Sicherheit des Überlebenden willen."

„Ah so," sagte der Alte und ihm wurde sichtlich leichter ums Herz. „Warum sagtest du das nicht gleich, das verändert die ganze Sachlage! Höre einmal, ich will dir nicht böse sein; wenn man so alt ist, wie du, hat man viel Mut und wenig Überlegung, aber das muß ich dir sagen, auf die Schule gehört so etwas nicht. Hast du wieder einmal dergleichen vor, so schiebe es auf, bis du den Penäler aus- und den Studenten angezogen hast. „Jedes Ding hat seine Zeit," sagt Salomo und trifft damit den Nagel auf den Kopf. Weißt du, was mein seliger Vater jetzt an meiner Stelle gethan hätte?"

„Nun?"

„Nimm mir's nicht übel, mein Junge, aber wenn der Vater zum Sohne redet, soll er kein Blatt vors Maul nehmen: er hätte dir ein paar regelrechte Maulschellen gegeben. Da wir aber jetzt in humaneren Zeiten leben, so nimm sie für genossen an und erzähle mir, wie ihr aneinander und auseinander

gekommen seid, damit man sieht, wie man euch mit Anstand wieder zusammen bringt!"

Des Pastors Laune wurde nicht rosiger, als ihm der Sohn den Hergang des Streites erzählte. War der Alte auch noch Göttinger genug, um sich an dem „strammen, fixen Jungen" zu erfreuen, auch Kurländer genug, um das Einschreiten für den vermeintlich Unterdrückten zu verstehen, so erschreckte ihn doch der „Lettensparren", wie er des Sohnes lettische Sympathien nannte, und die, wenn auch unter dem Drucke der väterlichen Autorität und der Ereignisse des gestrigen Tages nur schüchtern zu Tage tretende demokratische Gesinnung Wilhelms nicht wenig.

Kein Freund des Raisonnierens, beschränkte er sich übrigens darauf, dem Sohne bemerklich zu machen:

1. daß jetzt vor allen Dingen fleißig gelernt werden müsse;

2. daß er sich ganz unnützer Weise in Händel gemischt, die ihn nichts angingen und daß er dieselben dadurch nur noch mehr verfahren habe;

3. daß es einem Kurländer wohl anstehe, dem Unterdrückten beizustehen, nicht aber dem Verleumder eines eng befreundeten Mannes;

4. daß alle diese Streitigkeiten mit den Letten ganz und gar nichts zu thun hätten;

5. daß die Demokratie des Teufels Dreck, also keine Speise für einen Christenmenschen sei.

Eine etwaige Debatte über diese Punkte schnitt er dadurch ab, daß er mit den Worten schloß: „Das

sage ich dir, Junge, daß so etwas nicht wieder vorkommt!"

Nachdem er so seiner Pflicht als Vater und Geistlicher genügt hatte, trat der alte Göttinger in sein Recht und er fragte den Sohn, ob und unter welchen Bedingungen er geneigt sei, sich zu versöhnen. Wilhelm dachte eine Weile nach und sagte dann, er verlange von Fuchsberg die Erklärung, daß er Dornblatt nicht habe schlagen wollen. Dann sei er seinerseits bereit, sein Einschreiten als ein voreiliges und bedauernswertes zu bezeichnen. Damit war der alte Herr zufrieden und meinte, daß müsse sich doch wohl durchsetzen lassen. Dann reichte er dem Sohne die Hand und ging zu Fuchsberg. Unterwegs dachte er eifrig darüber nach, wer wohl Wilhelm die freisinnigen Ideen und den Adelshaß in den Kopf gesetzt haben könne. „Wintersche Nachwirkungen können es nicht sein," meinte er, „solche Eingebungen haften nicht so lange im Wolfschildschen Blute. Die Wolfschilds sind immer Gottes und des Adels Freunde gewesen. Wer mag da nur dahinter stecken, daß solch dummes Zeug dem Jungen in den Kopf kommt? Daß irgend ein hypochondrischer, bleichsüchtiger, bebrillter Städter über uns Landleute die Achseln zuckt und unser bäurisches Treiben von seinem Bücherstandpunkt aus gründlich verachtet, das ist natürlich, erklärlich und schadet nichts; aber, wie kommt mein Wilhelm darauf, unsere Nachbarn zu verachten? Er geht auf die Jagd — gleich ihnen, er reitet — trotz ihnen, er fischt und angelt und krebst, wie sie, und

später werden ihm seine Düngerhaufen Odeur sein, wie ihnen. Wie kommt in seinen Kopf dieses hochmütige Herabsehen, dieser Haß, Leuten gegenüber, die ihm doch durchaus sympathisch sein müßten?" In des Pastors Seele stieg der Verdacht auf, daß Paul hinter dem allen stecken könne. Ein rechtes Herz hatte er für seinen Pflegesohn nie fassen können; dazu war er ihm zu wenig offen, zu still und in sich gekehrt. Obgleich er an ihm nie etwas zu rügen hatte, verspürte er, wenn er mit ihm zusammen war, doch immer Lust, ihn für irgend etwas zu tadeln, wofür, wußte er selbst nicht. Paul that in allem und jedem seine Pflicht, aber auch nichts darüber, und das war es, was der Alte vermißte. Nie beging er einen ausgelassenen Streich, aber man sah ihn auch nie gerührt, oder von mächtigem Gefühl ergriffen. Dazu war sein Auftreten bei aller scheinbaren Bescheidenheit so sicher und selbstbewußt. Zumal wenn Besuch aus der Nachbarschaft da war, hatte sein stolzes, zurückhaltendes Wesen den Alten oft gründlich geärgert. „Der ist's" meinte er, „der bringt ihm diese Ansichten bei. Ist auch kein Wunder, der Mutter Blut verleugnet sich nicht!"

„Will der Sache schon auf den Grund kommen," dachte er weiter, „in den Ferien wird sich schon eine Gelegenheit finden. Ist's so, wie ich glaube — nun, verstoßen will ich ihn deshalb nicht, aber mit Wilhelm zusammenbleiben darf er auch nicht!"

Mit diesen tröstlichen Gedanken trat er bei seinem Freunde Fuchsberg ein.

Am Nachmittage aber, als die Junisonne, die schon viel Lustiges und Spaßhaftes gesehen hat, in den Flussauer Schloßgarten schien, beleuchtete sie folgende Scene: Auf einem der runden Kiesplätze standen unter einem Kastanienbaume ein paar alte Herren und stritten eifrig miteinander. Trotz der bartlosen, offenen Züge, der hohen Halsbinde, dem altmodischen Hemdkragen und dem unmodernen Rock des einen, dem mächtigen Schnauz- und Backenbarte, dem verwitterten Gesichte mit zahllosen Hautfältchen ums Auge und der nachlässig modischen Tracht des anderen, war die Geistesverwandtschaft zwischen ihnen nicht zu verkennen. Der hohe, schlanke Wuchs, die laute, breite Sprache, die den Accent so weit zurückzog, wie es irgend ging und jeden Vokal halb wie einen Diphthong aussprach, die derben, treuherzigen Worte, die von der Jagd, dem Acker und dem Viehstall entlehnten Bilder und Vergleiche — das alles verriet die Kurländer von gutem, altem Schlage. Sie gestikulierten lebhaft mit den Händen, und da die Sonne sich gen Abend neigte, ahmten ihre Riesenbilder im Schatten ihnen nach.

Auf der einen Bank saß Wilhelm und auf der anderen, ihm gerade gegenüber, Friedrich Fuchsberg. Beide sahen so ernst aus, wie der Augenblick es verlangte.

„Höre, Reinhard, das kannst du durchaus nicht von Friedrich verlangen," rief der von Fuchsberg, „es ist doch nur recht und billig, wenn dein Wil-

helm seine Erklärung zuerst abgibt, denn im Grunde ist er es doch, der beleidigt hat."

„Durchaus nicht, Rossel, durchaus nicht. Das kann mein Sohn nun und nimmermehr. Eben weil er voraussetzte, daß dein Friedrich zuschlagen wollte, trat er ja ein, und nur wenn er erfährt, daß er sich darin geirrt hat, kann er sein Verfahren zurücknehmen."

Der von Fuchsberg maß den Freund mit einem langen Blicke, halb ernst, halb launig.

„Schade, Reinhard, daß du ein Pastor geworden bist," sagte er. „Wir hätten die Sache sonst selber ausmachen können, für unsere Jungen!"

„Thut mir auch leid," war die Antwort, „der Umstand läßt sich aber nicht mehr ändern. Gib also nach; ich würde dir nicht zureden, wenn ich glaubte, daß du deinem Jungen dadurch etwas vergäbest."

„Na, dann meinetwegen!"

Die Söhne wurden nun gerufen, und die Ceremonie ging in aller Form vor sich. Als die gegenseitigen Erklärungen abgegeben worden waren, wobei sich der junge Fuchsberg ruhig und sicher benahm, stieg die alte Kinderliebe wieder in Wilhelms Brust auf, und es fehlte wenig, so wäre er dem alten Spielkameraden um den Hals gefallen; aber er brachte das doch nicht fertig und beschränkte sich auf eine kurze, kalte Verbeugung.

Die Alten mochten es anders erwartet haben;

etwas wie Enttäuschung flog über ihre Gesichter. „Andere Zeiten, andere Sitten," murmelte der alte Fuchsberg, als die Freunde sich trennten, „uns aber sollen sie nicht auseinander reißen, Reinhard!"

„Gewiß nicht," sagte der Pastor und drückte dem Freunde herzlich die Hand. „Wir wollen festhalten am alten Göttinger Wahlspruch: „Alt-Kurland nun und allezeit!"

Siebzehntes Kapitel.

Ferien — welche Fülle von Jugendglück schließt dieses Wort ein! Noch ist die Arbeit uns nicht Lebensberuf, noch gilt es nicht, in der kurzen Spanne Zeit, in der wir schaffen dürfen, etwas zu leisten. Die Vorbereitung auf des Lebens Schule ist doch herzlich langweilig; auch der interessanteste Lehrer vermag nur mit Mühe unseren Geist, der sich der Wissenschaft entgegensehnt, unsere Phantasie, die die Welt durchfliegt, im Banne der Grammatik und in den Ketten algebraischer Formeln festzuhalten. Die Jugend, das Leben fordern ihr Recht, jubelnd geht es hinaus, nach Hause. Glücklich der, den eine zahlreiche Geschwisterschar an der Freitreppe mit Jubel begrüßt, glücklich der, den die Eltern mit warmem Kuß und herzlichem Handschlag im väterlichen, stattlichen Hause willkommen heißen; aber auch der ist glücklich, den zu Hause ein einsames Mütterchen erwartet, das das ganze Semester über von der Hoffnung auf die Ferien gelebt hat und das bald wieder ein ganzes Semester in harrender Sorge hoffen wird. Kein stampfendes Reitpferd, keine

fröhliche Strandzeit, kein kostbares, längst erwünschtes Buch kann es dem Sohne bieten, aber was es thun kann, das hat es für den Erwarteten gethan. Weiß wie Schnee sind die Gardinen am Fenster, die schönsten Rosen duften dem Eintretenden entgegen, kein Stäubchen haftet an Hausgerät und Diele. — Ein Dutzend Strümpfe, umbunden mit einem blauen Bändchen (blau ist seine Lieblingsfarbe) bilden auch eine Bescherung, und die Mutter weiß im voraus, was für einen prächtigen Kuß sie dafür bekommt, obgleich der Sohn die Strümpfe nicht eben nötig hat, denn er besitzt ihrer mehr als er brauchen kann. Strümpfe sind ja das einzige, was sie selbst für ihn herstellen kann. Ach, wie langsam verstreichen die letzten Tage, ehe er kommt! Es ist wahr, Gretchen liest auch hübsch aus Gottes Wort vor, aber mit ihm kann sie sich doch nicht vergleichen. Und dann kommt das liebe Mädchen auch immer nur für die Nachmittagsstunden, er aber bleibt den ganzen Tag über.

Nun ist er endlich da. Der Onkel, der, seit er sicher ist, zur Erziehung des Neffen nichts beitragen zu müssen, mit der gelehrten Laufbahn des Pflegesohnes sehr zufrieden ist, hat ihn aus langen Umarmungen entlassen; die Schwägerin Preußin hat ihn hinlänglich nach den Neuigkeiten der Stadt ausgefragt; die breitköpfigen kleinen Vettern sind ihm brav auf die Füße getreten und sind dafür von ihm mit ein paar Dutzend Pfefferkuchen beschenkt worden. Jetzt endlich ist er mit seinem Mütterchen allein, gehört nur ihr. Wie freut er sich über die

Rosen, die ihm nicht weniger schön erscheinen, seit sie ihm erzählt hat, daß Gretchen sie für ihn brachte; wie befühlt er mit prüfenden Fingern die Strümpfe, die sein Mütterchen für ihn gestrickt hat und behauptet, der Schalk, er habe ohnehin gar keine mehr. Dann zieht er die Zensur aus der Tasche; die enthält nichts als: „Gut", „Sehr gut", „Ausgezeichnet" und es handelt sich doch um so viele Fächer, daß einem schwindlig wird, wenn man nur daran denkt. Er aber behauptet, das wäre durchaus nicht das beste Zeugnis und ersinnt allerlei unaussprechbare Urteile, die noch besser sein sollen.

So saßen Paul und seine Mutter den heißen Nachmittag über beisammen. Sie erzählte ihm von allen ihren kleinen Erlebnissen und berichtete auch, daß Gretchen nach wie vor am Nachmittag bei ihr gewesen war und ihr aus der Bibel vorgelesen hatte. Sie lobte Gretchen sehr und spielte sogar als sie sah, daß dieses Lob ihm sichtlich wohlthat, in scherzhafter Weise darauf an, daß sie einmal mit einer solchen Schwiegertochter herzlich zufrieden sein würde. Ihr Scherz that ihr aber leid, als sie sah, daß er den Sohn unangenehm berührte. Daß das der Fall war, fühlte sie, obgleich er weder ein Wort sagte, noch auch ein anderer Beobachter seinem Gesicht etwas angesehen haben würde.

Draußen zog grollend ein Gewitter herauf. Sie saßen, zärtlich umfaßt, nebeneinander, sahen die Blitze zucken und hörten den Donner rollen. „Du mußt wieder viel gearbeitet haben, Paulchen," sagte die

Mutter und strich ihm das schwarze Haar aus der hohen, breiten Stirn, „du siehst bleich und angegriffen aus. Kannst du mir sagen, was du jetzt arbeitest? Kann ich das verstehen?"

„Gewiß kannst du das, Mütterchen! Ich arbeite an einer lateinischen Preisarbeit, in der ich den zweiten punischen Krieg behandeln soll. Ist meine Arbeit die beste, so bekomme ich für sie eine goldene Medaille. Die dumme Medaille verkaufe ich dann und kaufe meinem Mütterchen einen prächtigen warmen Pelz!"

Er küßte ihr zärtlich die Hand. „Gott behüte!" sagte sie; „das lasse ich durchaus nicht zu, die Medaille mußt du als Erinnerung behalten. Was sollte ich wohl auch mit zwei Pelzen? Meiner ist ja noch so gut wie neu. Erzähle mir lieber, was das für ein Krieg war, über den du schreiben willst, und wer ihn führte!"

„Den Krieg, mein Mütterchen, führten zwei große Städte miteinander; von denen hieß die eine Rom und lag in Italien, und die andere Karthago und lag in Afrika. Nachdem sie lange miteinander gekämpft hatten, siegten die Römer und verbrannten Karthago!"

„Dann waren wohl die Römer zahlreicher und wohlhabender als die Karthager?"

„Das nicht, aber sie waren einiger und liebten alle ihre Vaterstadt. Bei ihnen gab es damals keine Stände mehr und keinen Ständehaß, denn die Plebejer waren mit den Patriziern fertig geworden,

und es gab nur **ein** Recht für alles, was Römer hieß."

„Wer waren die Patrizier, Paul?"

„Die Patrizier waren das in Rom, was bei uns die Edelleute und die Litteraten, und die Plebejer waren, was wir sind — rechtlose, vogelfreie Leute."

„Wie, Paul, ‚wir'? Du bist doch auch ein Litterat?"

„Beileibe nicht, Mütterchen! Ich habe mit ihnen so wenig zu thun, wie mit den Junkern. Ich bin ein regelrechter, rechtloser Plebejer; aber Mütterchen," — er ließ den umschlingenden Arm der Mutter los — „es soll nicht meine Schuld sein, wenn wir nicht auch einmal teilnehmen an ihren Rechten!"

„Paul," sagte die Mutter und sah sich ängstlich um, „sprich nicht so! Was würde der Pastor sagen, wenn jemand ihm deine Worte hinterbrächte!"

„Der wäre von ihnen wohl nicht sehr erbaut, aber das kann an meinen Ansichten nichts ändern. Fürchte übrigens nichts, er fragt mich nicht nach ihnen und ich dränge sie ihm nicht auf. Würde er freilich einmal danach fragen, so sollte er reinen Wein eingeschenkt bekommen, auch auf die Gefahr hin, daß er ihm wie Brechwein mundet."

„Könntest du so an deinem Wohlthäter handeln?"

„Ich könnte nicht nur, ich würde und müßte es! Ich bin ihm viel Dank schuldig, und ich glaube auch, daß an seiner servilen Gesinnung mehr sein Amt und die verwünschte Gesellschaft der Edelleute,

die sich seine Freunde nennen, um ihn als Werkzeug der Unterdrückung zu gebrauchen, schuld sind, als er selbst, aber das kann an der Thatsache nichts ändern, daß die ganze deutsche Bevölkerung unseres Landes durch und durch verrottet ist, ein scheinheiliges und scheinliberales Geschlecht, das nichts kennt, als Eigennutz, nichts verdient hat, als von den Letten mit feurigem Besen aus dem Lande getrieben zu werden."

„Aber Paul, bist du denn nicht selbst ein Deutscher?"

„Nein, Mütterchen, dank dir," — er küßte ihr wieder die Hand — „fließt, Gottlob, lettisches Sklavenblut in meinen Adern, und das bißchen Deutschtum von Vaters Seite wasche ich ab, indem ich die Seite der Herren verschmähe und mich zu den Sklaven schlage."

„Und du könntest helfen, die Wolffschilds aus dem Lande zu treiben?"

„Ich kann und werde es. Erschrick nicht, mein Mütterchen, weil, was ich dir sage, deinem Ohre neu und ungewohnt klingt. Aber siehe, das Gewitter ist vorüber und die Sonne lacht wieder. Komm, wir wollen hinaus ins Freie."

Die Doktorin seufzte schwer. Konnte sie sich auch der Tragweite des Gesprochenen nicht bewußt werden, so legte sich der empfangene Eindruck doch mit Zentnerlast auf ihre eben noch so froh und frei wallende Brust. Aber sie fand keinen Ausdruck für ihre Gefühle und wollte auch den Sohn nicht reizen. Sie schwieg daher, obwohl eine innere Stimme ihr

sagte, daß wenn jemand bereit ist, die Nationalität, die ihn geboren, die Heimat, die ihn genährt hat, ohne weiteres zu wechseln, es bei ihm nicht richtig steht in Kopf und Herz.

Wie hätte sie ohne dieses Gespräch den schönen Spaziergang genossen, die feuchte, vom Gewitter gereinigte Luft, das frische Grün der Bäume, das Plätschern der eisenhaltigen, goldigen Quellen, die den alten Schloßberg hinabrannen! Nun aber war ihr die Freude an alledem verdorben; sie fürchtete für das Seelenheil des freigeistigen Sohnes, sie fürchtete auch für sein irdisches Wohlergehen, wenn er in den Kampf trat mit allem, was hergebracht war und für Recht und Sitte galt.

„Wie stehst du dich mit Wilhelm?" fragte sie.

„Gut, ich habe ihn herzlich lieb, wenn ich auch bedauern muß, daß die Natur nicht mehr Granit beim Bau seiner Seele verwandt hat. Er ist zu weich; es wäre nicht unmöglich, daß sie ihn noch einmal auf ihre Seite herüberzögen, und er Herrenprediger würde, wie seine Väter!"

„Denkt er über die Religion wie du?"

„Ja!"

„Wie will er aber dann Theologie studieren und Prediger werden?"

„Er will es thun, weil er mit dem Gedanken daran aufgewachsen ist, es nicht anders weiß. Ich lasse ihn gewähren, weil wir der Kanzeln, die leider noch immer so großen Einfluß auf unser Landvolk haben, zu unseren Zwecken bedürfen."

Auf dem Rückwege mußten die Doktorin und Paul wieder am Fuße der Ruine vorüber, die, in rote Purpurglut getaucht, den Gipfel des Hügels einnahm.

„Siehe, Mütterchen," hub Paul wieder an, „auf dem Hügel da stand einst eine Lettenburg. Ein gutmütiges, fröhliches und kindliches Volk wohnte in ihr und um sie. Da kamen die Deutschen, das Schwert in den Händen, das Kreuz auf der Brust, verbrannten die Burg, erschlugen die Männer und machten die Weiber und Kinder zu Sklaven. Sie selbst erbauten ein neues Schloß auf den Trümmern des alten, größer und fester, aus hartem Stein. Nun ist auch das zerfallen, und statt räuberischer Ritter hausen die Uhus in ihm und statt auf Menschen ist's nur auf Mäuse abgesehen. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Herrschaft der Deutschen sein wird wie ihr Symbol, dieses Schloß!"

Sie kehrten langsam nach Hause zurück und nahmen nun teil an der Geselligkeit des Laßmannschen Familienzimmers.

Die Unterhaltung war, wie gewöhnlich, angeregt, aber nicht eben besonders interessant; sie bewegte sich wesentlich um die Verwandtschaftsgrade, in denen einige benachbarte Gutsbesitzer zueinander standen. Das war das Lieblingsthema von Frau Laßmann, die jeden zwischen Griwa und Polangen lebenden Menschen nicht nur dem Namen und den Eltern und Großeltern nach kannte, sondern von den meisten auch noch ein skandalöses Geschichtchen, ein anstößiges

Detail aus dem Privatleben mitzuteilen wußte. Dabei pflegte sie die von ihr gemeinten Personen durch allerlei bezeichnende Zusätze von ihren Namensvettern zu unterscheiden und fing etwa so an: „Der Schwarzenberg, d. h. der, der damals vom Müller X. die Ohrfeige bekommen haben, nicht der, dem die Frau davongelaufen sein soll ꝛc.“; — oder: „Der Rothenberg, dessen Tochter den Hauslehrer F. geheiratet haben soll, nicht der, der wegen der Marktrichtergeschichte soll haben sitzen müssen u. s. w.!“ — War's ein Studierter, so hieß es statt dessen: „Herr Schulz, nicht der Arzt, der bei der Rekrutierung Geld nehmen, sondern der Advokat, der die schmutzigen Sachen vertreten soll u. s. w.“

Paul hörte, obgleich er diese Geschichten längst kannte, doch aufmerksam zu; das war Wasser auf seine Mühle.

Später kam auch der Postmeister; man setzte sich in die Jasminlaube im Garten und lauschte seinen Witzen, bis er, beifalltrunken, schließlich sogar zu reimen anfing und Mond, Bierflasche und Frau Laßmann abwechselnd in Knittelversen besang. Diesen Augenblick benutzte Paul, dem der Postmeister in den Tod zuwider war, um unbemerkt zu entschlüpfen und auf sein Zimmer zu eilen. Als er sich ausgekleidet hatte, kam die Mutter mit Licht und Bibel herein, stellte das Licht auf das Betttischchen, setzte sich selbst auf den Rand seines Bettes und bat ihn, vorzulesen. Er that es. Es war die Stelle von der Obrigkeit, die ihr Schwert nicht umsonst trägt, der wir

gehorsam sein sollen. Er merkte die Absicht und lächelte. Als er schwieg, hielt sie den Kopf lange gesenkt und ihre Lippen bewegten sich zum Vaterunser. Endlich löste sie die gefalteten Hände, stand auf, beugte sich über ihn und küßte ihn lange und heiß. Dann nahm sie das Licht und die Bibel und ging zur Thür. Die Hand auf der Thürklinke, blieb sie stehen und wandte sich um, als wollte sie noch etwas sagen, sie unterdrückte es aber und ging schweigend hinaus.

Als Paul allein war, hatte er das lebhafte Gefühl, daß er heute nicht gethan hatte, was er sollte, daß er Worte gesprochen, die er hätte für sich behalten oder wohl gar nicht denken sollen, daß er seinem Mütterchen bitter wehe gethan hatte. Vergebens suchte er sein Gewissen dadurch zu betäuben, daß er sich vorstellte, wie er als Mann nicht anders gekonnt hatte, wie zwischen Mutter und Sohn unbedingte Offenheit herrschen müsse, wie er sie ja nur zur Teilnehmerin der wohlmeinendsten Absichten gemacht habe; vergebens sagte er sich, daß es nur Vorurteil und Mangel an Bildung sei, wenn sie so fest am Bestehenden hing, daß es nur die weniger begabte, des Gedankens überhaupt unfähigere Natur der Frau sei, die sie so religiös mache. Um das peinigende Gefühl der Reue los zu werden, versuchte er es sogar, sich in Zorn gegen sie hineinzureden. Es war doch unverzeihlich, daß sie so gar kein Rachegefühl hegte gegen die Unterdrücker ihrer Vorfahren, gegen die Leute, die sie selbst nicht in ihre Gesellschaft zogen.

Aber das half alles nichts. War das der Dank für seiner Mutter grenzenlose Liebe, daß er ihr, was sie achtete, als verächtlich, was sie liebte, als lächerlich, was sie verehrte, als kindisch hinstellte? Daß er alle Hoffnungen, die dies einfache, beschränkte, ihm so ganz ergebene Gemüt hegte, roh und schonungslos zertrat? Seine Grundsätze konnte er um ihretwillen nicht aufgeben, von seinen Ansichten nicht lassen, das ging unmöglich, aber konnte, sollte er sie vor ihr nicht wenigstens verbergen, so lange es ging? Er nahm sich vor, künftig rücksichtsvoller zu sein. Aber auch das brachte ihm keine Ruhe. Was half es ihrem wunden Herzen, daß er künftig mit mehr Schonung verfahren wollte? „Das fehlte noch," rief er aufspringend, „daß ich das einzige Herz, das mich liebt, auch von mir stoße!" — Er kleidete sich rasch an und schlich auf Strümpfen ins Zimmer der Mutter. An der Schwelle blieb er stehen und horchte. Er hörte sie schwer atmen. Als er an ihr Bett trat und ihre Arme ihn umschlangen, sah er, daß sie bitterlich weinte.

„Mein liebstes, bestes Mütterchen," flüsterte er leidenschaftlich, „warum weinst du? Ich habe ja nur gescherzt, habe nur so gesprochen, um zu sehen, was du sagen würdest, wenn ich so dächte, wie manche junge Leute jetzt denken. Ich teile nicht ihre Ansichten; höre nur auf zu weinen, ich versichere dich, es war nur ein Scherz, ein dummer, roher Scherz."

„Nein, Paulchen," sagte die Mutter, indem sie

mit dem Rücken der Hand die Thränen aus den Augen wischte; „warum sprichst du die Unwahrheit? Dadurch kannst du mich nicht trösten. Ach Paulchen, daß du so denkst, ist meine Schuld. Ich bin lässig gewesen im Gebet für dich, da hat der Teufel Raum gewonnen in deinem Herzen. Ach Gott, lieber Gott! hilf du mir. Du hast ja gesagt, daß wenn wir Glauben haben als ein Senfkorn, wir Berge versetzen können. Herr, hilf du mir in meiner Schwachheit, lehre du mich glauben, du mich beten!"

Paul war nicht weniger ratlos, als die Mutter. „Mütterchen," flüsterte er endlich, indem er mit beiden Händen die Rechte der Schluchzenden umfaßte, „Mütterchen, du hast recht, es war unerlaubt, dich belügen, dich täuschen zu wollen; ich denke wirklich so, wie ich sprach, ich halte für gut, was dir so sündhaft erscheint, ich glaube, daß von Gott ist, was du für Teufelswerk hältst. Schnell kann ich das natürlich nicht ändern; aber Mütterchen — hörst du mich auch?"

„Ja, ich höre, sprich nur weiter."

„Aber was ich kann, will ich dir versprechen. Ich will dir versprechen, täglich in der Bibel zu lesen, am Morgen und am Abend und beim Schlafengehen wieder mein Vaterunser zu sprechen. Bist du damit zufrieden?"

„Sehr, Paulchen, sehr! Ach, wie danke ich dir! Wenn wir nur beten, so ist noch nicht alles verloren. Siehe, ich bin eine arme, einfältige Frau, aber ich versichere dir aus tiefstem Herzen und schwöre es dir

mit tausend Eiden: Es ist in keinem anderen Heil als allein in Jesu Christo! Glaubst du erst wieder an ihn, dann wirst du auch wieder Kurland lieben und die Deutschen, und wirst nicht fortgehen wollen, sondern bleiben im Lande, da Gott deinen Vater geboren werden ließ und deinen in Gott ruhenden Großvater, der Schmied war in Lievenbehrsen."

Paul antwortete nicht; er küßte der Mutter Hand, warf sich vor ihrem Bette auf die Kniee und gelobte sich mit feierlichem Schwur, daß er lieber mit der Mutter gehen wolle, als gegen sie, sofern seine innerste Überzeugung es ihm anders irgend erlaube.

Achtzehntes Kapitel.

Der Pastor war, seit er aus der Stadt zurückgekehrt war, nicht recht bei Laune, und auch Wilhelms Ankunft schien darin nichts ändern zu wollen. Er erzählte und lachte ungewöhnlich wenig, woraus Frau und Kinder den richtigen Schluß zogen, daß er sehr eifrig nachdachte. Der Inhalt dieses Nachdenkens aber war nichts anderes, als die ihm so widerwärtigen demokratischen Ansichten des Sohnes und ihre Ursache, die er in dem steten brüderlichen Verkehr Wilhelms mit dem Pflegesohn fand. Darüber hätte er gern Gewißheit gehabt, konnte aber kein Mittel finden, zu ihr zu gelangen, denn Paul wich allen solchen Gesprächen mit großer Gewandtheit aus, schwieg entweder oder ging mit „man sagt", „man behauptet", „man nimmt an" dem kitzlichen Thema aus dem Wege, und Wilhelm war zu edel, um den Freund zu kompromittieren. Auch wollte es sich nicht recht schicken, daß der Vater den Sohn über dessen Freund aushorchte. Schließlich beschloß der Pastor zu verfahren, wie er gewöhnlich in kitzlichen Fällen verfuhr, nämlich zu Langerwald zu fahren

und ihn um Rat zu fragen. Der war nicht nur über die Maßen klug und pfiffig, sondern auch ein hinreichend rücksichtsloser Mann, um, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß die Befolgung seines Rates bei diesem anstieß und jenem wehe that, die rechten Wege zu weisen.

Der Pastor ließ also anspannen und fuhr hinüber zum Freunde. Götzenhof war dafür bekannt, unter den Gütern des Landes das zu sein, was sein Herr unter dessen Landwirten war, nämlich der ersten eines. Alles sah hier aus, als wäre es erst gestern fertig geworden, als des gewandtesten Gesellen schmuckes Meisterstück.

Vor der Freitreppe traf der Pastor mit dem Herrn des Gutes zusammen, der, von einem Ausritt zurückkehrend, eben von seinem Falben stieg. Wer nicht wußte, daß er der reiche Götzenhöffsche Langerwald war, hätte es ihm nicht angesehen; denn der Baron trug von manchem Ritt abgeriebene Lederhosen, die in plumpen Schmierstiefeln verliefen, eine grobe Wandjacke und einen alten grünen Kalabreser, der voll von Löchern war, weil er mehr als einmal, als Ziel in die Höhe geworfen, einen tüchtigen Schrotschuß hatte aushalten müssen. Dazu war des Barons roter Bart voll Staub. Der Mann sah mit dem langen Kantschu in der Hand einem Wegelagerer nicht unähnlich.

„Gott straf mich!" rief er dem Pastor entgegen, „Reinhard, alter Junge! Bist du toll, bei so heißem Wetter auszufahren? Wo ist denn dein

Nachtsack?" fragte er dann, als der Pastor ausgestiegen war und sie sich die Hände geschüttelt und dreimal geküßt hatten, erst rechts, dann links, dann wieder rechts. Sie küßten sich immer beim Wiedersehen, einmal, weil sie es so gewohnt waren, dann aber auch, weil sie das für eine gute kurische Sitte hielten.

„Den habe ich zu Hause gelassen!"

„Kehr um," rief der von Langerwald dem Kutscher zu, „und fahr wieder nach Hause; bitte die gnädige Frau um den Nachtsack und komm dann wieder. Verstanden?"

„Nein, laß das, Reinecke, ein andermal. Heute kann ich nicht bleiben!"

„Wieder was Neues! Warum kannst du nicht bleiben? Heute ist Montag, folglich hast du bis zum Sonnabend noch reichlich Zeit. Wenn die Livländer sagen: ‚Ein Gast wird nicht älter als drei Tage,' so gilt in Kurland das Sprichwort: ‚Ein Gast kommt acht Tage alt zur Welt!' Fahr zu, Kutscher."

„Ei so laß doch!"

„Fahr zu!"

Der Kutscher, der den Ausgang der Verhandlung richtig voraussah (er war des Weges schon zwanzig Jahre gefahren und hatte Erfahrung), kehrte um, klatschte mit der Peitsche und fuhr davon.

Die beiden sahen ihm schmunzelnd nach.

„Solltest doch deine Pferde nicht so unnütz strapazieren, Reinhard, und das Ding immer gleich

mitbringen. Ohne Nachthemd kannst du doch die Woche nicht zubringen, und meine passen dir nicht."

„Oho," lachte der Pastor. „Zum Schurz wären sie mir zu klein."

„Ja, wer läßt dich auch so groß werden; freilich, geht's mal schlimm, kannst du dich für Geld sehen lassen."

„Ja, wenn du dich entschließt, mir auf den Rücken zu klettern, könnten wir uns auf den Jahrmärkten sehen lassen. Es wäre den Leuten ein lustiger Anblick!"

„Gott straf mich! Du bist aber nicht gerade höflicher geworden. Gibt's sonst was Neues?"

„Weiß nicht, was dir neu ist, aber weißt du, daß der Georgenhöffsche gebissen ist?"

„Nein! Vom tollen Hunde?"

„Das nicht; — vom Floh."

Sie lachten so herzlich wie zwei ausgelassene Knaben.

„Nun komm herein, Alterchen, wollen ein Glas Rheinwein trinken."

Im Zimmer des Barons warfen sie sich aufs Sofa, und der Baron schellte. Als der Diener erschien, fragte er: „Wie ist's, Reinhard, rot oder weiß?"

„Ich halt's mit weiß, weiß ist die Farbe der Unschuld."

„Rüdesheimer," befahl der Baron, zog mit dem Fuß einen Stuhl heran, legte die Beine darauf und

schob seinen Arm in den des Pastors. „Gott straf mich, es ist heiß!“

Der Wein wurde gebracht.

„Woll'n anstoßen,“ sagte der Pastor und hob sein Glas in die Höhe. „Auf Luther den alten!“

„Soll leben! ich geb's auf den Kaiser zurück.“

Sie setzten die Gläser an, leerten sie auf einen Zug und schenkten von neuem ein.

Sie schwiegen eine Zeitlang und sahen in ihre Gläser.

„Weißt du, Reinhard, dem Haberburgschen, dem hab ich neulich einen rechten Tort angethan. Der Kerl ist fuchswild! Du weißt doch, der Bursche hat neulich in Aderburg auf den Busch geklopft wegen der Alice und ist abgewiesen worden. Schick ich ihm vorgestern den Wagenbauer Mayer. ‚Herr Baron,‘ sagt dieser, ‚der Götzenhöffsche Herr schickt mich her, Sie sollen einen Wagen brauchen!‘ — ‚Nein,‘ sagt er, ‚ich brauche keinen Wagen. Wie kommt er darauf?‘ — Sagt der Mayer in aller Unschuld: ‚Der Götzenhöffsche Herr Baron sagte, falls Sie sich nicht entsinnen könnten, sollte ich Sie erinnern. Es soll der Wagen sein, zu dem Sie sich in Aderburg den Korb geholt haben.‘“

Die beiden Männer lachten still vor sich hin.

„Hat ihn wohl herausgefeuert, der Mann?“

„Hat ihn.“

„Hast du sonst noch wen unter den Fingern gehabt?“

„Den Steinhöffschen so'n bißchen. Bittet mich

der dumme Mensch, ich möchte ihm einen Koch empfehlen. Als ob bei dem Geizhals was zu kochen wäre. Ich schickte ihm einen Drechsler zu, und als er sich darüber wunderte, sagte ich ihm, in seiner Küche würde doch nur in Knochen gearbeitet. — Apropos, neulich auf der Konvokation bittet er mich, ihn in meinem Wagen mitzunehmen. Wir fahren am Abend bei Mondschein fort. ‚Du!‘ sage ich, ‚ob es auf dem Monde wirklich Menschen gibt?‘

‚Ja,‘ sagt er, ‚der Grothus soll sie ja durchs Teleskop gesehen haben.‘

‚Hat er auch Soldaten gesehen?‘ frage ich.

‚Wenn da Menschen sind, wird's dort doch wohl auch Soldaten geben,‘ sagt er.

‚Ja, wo mögen die aber bleiben,‘ frage ich, ‚wenn Neumond ist?‘

‚Wahrscheinlich beziehen sie dann das Lager.‘“

Der Pastor brach in ein homerisches Gelächter aus.

„Hast du mit dem Stolzenbergschen nichts Neues gehabt?“

Der Baron lachte. „Höre,“ sagte er, „gestern reite ich nach Katharinenhof; da muß ich durch die Stolzenbergsche Lanke und sehe, wie er mir entgegenreitet. Ich setze also meinem Gaul die Sporen ein und jage an ihm in Karriere vorüber. Nun ist der Kerl neugierig wie eine Nachtigall, schreit mir also aus voller Kehle nach: ‚Herr Baron, Herr Baron!‘

‚Ich pariere mein Pferd und erwarte ihn.‘

‚Was gibt's neues?‘ fragt er.

‚Alle Kammerherren sind zu Hofnarren ernannt,‘ rufe ich ihm zu und jage weiter. Hättest das dumme Gesicht vom Herrn Kammerherrn sehen sollen!“

„Wo doch die Lust am Necken herrühren mag,“ sagte der Pastor, „die uns Kurländern so tief im Blute liegt!“

„Wird wohl mit dem Frohsinn im allgemeinen zusammenhängen. Nimmt auch ab, die Lust daran. Wird alles immer schlechter in der Welt; freue mich aufrichtig, daß ich kein Knabe mehr bin. Möchte in der neuen Zeit nicht so alt werden, wie ich geworden bin, zum Teil wenigstens noch in der guten alten!“

„Du hast recht. Weißt du, ich bin heute auch wegen der neuen Zeit zu dir gekommen.“

„Was gibt's? Hast du mit dem Konfusorium (so nannte der Baron das Konsistorium) Streit bekommen? Hab's lange gehofft, hab's nicht begreifen können, daß es nicht schon geschehen ist!“

„Nein, mit dem habe ich nichts zu thun gehabt!“

„Was tausend! Hast du etwa eine Sache im Oberhofgericht? Dann gib sie verloren! Gott straf mich, dann kann dir der Kaiser selbst nicht helfen, dann ist alles verloren!“

Der Baron sprang auf und lief auf und ab. „Willst du ein Beispiel,“ rief er, „ein recht eklatantes Beispiel? War je eine Sache gerecht, so war es meine Klage gegen den — den Mörder meines Sultan. In meinem Hofe hat er mich überfallen, wie ein Räuber, mir das Tier niedergeschossen. Nun,

du weißt, wie sanftmütig ich mich benommen habe. Ich habe dir mein Wort gegeben, ihn nicht zu fordern, mir mein Recht nicht selbst zu suchen, es vom Gerichte zu erwarten, und ich habe es gehalten. Hätte das nicht eine Belohnung verdient? Hätten sie ihn nicht wenigstens zu einem Halbjahr schwarze Kammer verurteilen müssen? Statt dessen weisen sie erst meine Klage ab, nehmen sie zum zweitenmal gar nicht an. Also jedermann soll das Recht haben, im Lande umher zu reiten und zu morden, nur ich nicht. Ich soll ruhig zusehen, wie sie mir die Meinigen vor der Nase totschießen, in meinem eigenen Hof, auf meinem Grund und Boden, erst meine Hunde, dann meine Frau, meine Kinder zuletzt. Ich soll ruhig zusehen müssen und unterdes klagen und klagen und mich allemal abweisen lassen. Gott straf mich, wenn sie in Petersburg auch so denken, wenn der Senat diese Mordtheorie billigt, Reinhard, ich sage dir, Gott straf mich, ich weiß nicht, was ich thue. Ich laß mich nicht mißhandeln, ich laß mich nicht mit dem Revolver totschießen."

„Höre einmal, Reinecke," sagte der Pastor, „laß ein vernünftig Wort mit dir reden. Ich gebe dir zu, daß Rossel unrecht hatte, aber vergiß nicht, daß er auch ein heftiger Mann ist —"

„Gott straf mich, was geht mich seine Heftigkeit an? Ich bin auch heftig. Darf ich morden, weil ich heftig bin? Kannst du als Prediger mir zureden, zu morden, weil ich heftig bin?"

„Nein, aber sieh, er hat doch auch nachgegeben, reitet nicht mehr durch deinen Hof."

„Weil er weiß, daß, falls er ihn betreten würde, ich ihn massakrierte," schrie der Baron im höchsten Zorn, „weil ich ihn erwürgen würde mit meines Sultans Fell und aufhängen an der Scheunenthür, anderen Raubvögeln zum Exempel. Du bist sonst immer mein Freund gewesen und ich danke dir dafür, aber in dieser Sache hast du an mir gehandelt wie mein Feind. Erst hast du mir das Wort abgenommen, daß ich ihn nicht prügele, dann daß ich ihn nicht fordere, dann, daß ich ihm nicht einmal einen groben Brief schreibe, und jetzt willst du noch gar, ich soll ihn dafür um Verzeihung bitten, daß er mir meinen Hund erschossen hat!"

„Nein, das will ich durchaus nicht. Rossel hat Schuld, Rossel soll dich um Verzeihung bitten, und es ist recht, daß du darauf bestehst, denn eine Mannsperson ist kein Frauenzimmer und soll sich nichts vergeben. Aber in deinem Herzen solltest du nicht so böse sein auf den alten Freund. Das fordere ich von dir und das kann ich fordern. Weil Rossel Unrecht gethan hat, darfst du ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Ist schon schlimm genug für ihn, daß er jetzt deines Rates entbehren muß, wo er die Ernte einheimst, die alle seine Neuerungen getragen, oder vielmehr nicht getragen haben; wo er in Verlegenheit steckt bis über die Ohren."

„Steht's denn so schlimm mit ihm?"

„Schlimmer als schlimm! Nach meiner Berechnung ist er dem Bankerott auf Schußweite nahe!"

„Reinhard," sagte der Baron, indem er sich setzte und seine Hand auf des Pastors Bein legte: „Sage selbst, hat er mich nicht bitter gekränkt? Muß ich nicht Genugthuung verlangen und habe ich irgend welche erhalten? Wenn er sich wirklich im Unrecht fühlt, und das muß er doch, warum reitet er nicht zu mir herüber und sagt: ‚Verzeih, Reinecke, bist auch oft genug unnütz heftig gewesen?' Das ist's eben: so unbegreiflich es mir ist, er will nicht einsehen, daß er unrecht hat."

„Vergiß eines nicht: seine Verhältnisse gehen täglich mehr zurück; da ist's kein Wunder, daß er stolzer ist und mehr auf sich hält, als früher. Du solltest das Klagen aufgeben, das ihn nur noch mehr verstockt, und das übrige seinem guten Herzen und mir überlassen. Wir beide wollen ihn dann schon dazu bringen, daß du alle Satisfaktion bekommst."

Davon wollte der Baron nichts wissen; denn eine so prächtige Gelegenheit, zu klagen und Appellationen über Appellationen einzureichen, konnte er unmöglich aus den Händen geben. Um das dringende Bitten des Freundes loszuwerden, fragte er, wodurch denn die neue Zeit den Pastor neuerdings verletzt habe.

„Siehst du," sagte der Pastor und nahm einen tiefen Zug, „das ist ein kitzlicher Fall. Du wirst dich noch erinnern, daß ich einen Hundsfott von Lehrer hatte, den ich wegjagte, weil er im Kruge

Rossels Leute aufhetzte. Der Iltis ist jetzt weg, aber der Asafötidageruch ist leider geblieben. Mein Junge, der Wilhelm, hat den Kopf voll verrückter Ideen, spielt den Adelsfeind und Freigeist und spottet über das Land. Natürlich kommt das in meiner Gegenwart nur sehr schüchtern zum Vorschein, aber die Mutter erzählte mir, daß er, wenn er mit meinen Frauenzimmern allein ist, räsonnieren soll wie Robert Blum. Nun ist ja mein Wilhelm ein viel zu guter offener Junge und hat außerdem zu gutes Pastorenblut in den Adern, um das Zeug, wenn er es auch mal gehört hat, lange mit sich herumzutragen. Da muß also jemand sein, der immer wieder nachheizt. Ich habe den Verdacht, daß diese schürende Hand niemand anderem angehört, als meinem Pflegesohn, dem Paul Schwarz. Der Junge ist so unheimlich verschlossen, dazu gar nicht wie ein junger Mensch. Nun ist aber der Bengel glatt wie ein Aal, aus ihm ist nichts herauszubringen, und Wilhelm mag ich nicht über ihn ausfragen."

„Gott straf mich, warum jagst du denn den Jungen nicht aus dem Hause?"

„Dazu mag ich mich nicht entschließen. Er ist einer kreuzbraven Witwe einziges Kind und völlig mittellos. Der Junge ist ferner durch mich aus jedem anderen Berufe gerissen, und wenn ich meine Hand von ihm abziehe, kann er nicht studieren. Dazu bin ich meiner Sache noch nicht gewiß. Es wäre denn doch nicht unmöglich, daß alle beide aus einer dritten unsauberen Quelle schöpfen. Mir macht

die Geschichte über die Maßen viel Sorge und Kummer."

„Gott straf mich! Worüber sorgst du dich denn? Doch nicht um deinen Wilhelm? Der Junge scheint mir zum Demokraten viel zu heißes Blut zu haben. Schicke ihn hinaus nach Berlin und gib ihm die ersten zwei Jahre einen tüchtigen Wechsel. Er wird dann noch ebenso viel Schulden machen und mit seinen Corpsbrüdern ein lustiges Leben führen. Duelle, Mädchen und die Kneipe werden ihn dann schon auf andere Gedanken bringen. Die Burschenschafter und Demokraten waren immer arme, nüchterne und keusche Gesellen. Ein regelrechter Corpsbursch denkt, wenn er einmal ins Leben tritt, mehr an sein Amt, als an den Staat, und hat seine Frau mehr lieb, als die Freiheit. Je mehr der Mensch auf der Universität austobt, um so zahmer wird er nachher. Was aber den Schwarz anbetrifft, so will ich dir über seine Gesinnungen binnen heute und vierzehn Tagen die bündigste Auskunft erteilen. Schicke mir nur deinen Wilhelm herüber. Hast du mit deiner Vermutung recht, und bist du wieder einmal zu sentimental gestimmt, den Burschen einfach fortzujagen, nun, so gib ihm ein anderthalbtausend Rubel und laß ihn nach Petersburg gehen oder Moskau. Damit ist die Hinwegräumung eines solchen Freundes nicht zu teuer erkauft. Also, schick mir deinen Jungen! Jetzt aber will ich mich ankleiden und dann wollen wir zum Mittagessen."

Er schellte und begann Toilette zu machen.

„Du," sagte er, als er die Lederhose abgestreift hatte, und schlug sich mit der flachen Hand aufs entblößte Schienbein. „Die alten Handwerker verstanden es doch besser. Sieh einmal, diese Hosen hat mir noch mein seliger Alter angezogen und sie halten noch immer!"

„Ja, wenn so'n Schweinsleder gut gegorben wird, so hält's merkwürdig lange," war die Antwort.

„Gut gesagt! Hast, wie ich sehe, noch den Mund auf dem rechten Fleck. Aber was das beste ist, heute abend holen wir uns den Doktor und machen eine Partie Préférence.

„Wie geht es deinem Jungchen?" fragte der Pastor.

Der Baron zuckte die Achseln. „Schlecht," antwortete er, „sehr schlecht!" Zu helfen ist ihm nicht, so kann man ihm nur ein baldig Ende wünschen. Aber es fällt einem schwer, Bruder, dieser Wunsch, sehr schwer!"

Der Pastor legte seinen linken Arm um den Hals des Freundes und drückte mit der freien Hand seine Rechte: „Mut, Mut, Bruder, es ist noch keiner so krank gewesen, daß ihm der liebe Herrgott nicht hätte helfen können, wenn er wollte."

„Das ist's eben, er will nicht!"

„Das kannst du doch nicht wissen. Ich selbst habe manches Kind schon kränker gesehen, als deinen Emil und kenn's jetzt als großen, robusten Mann."

„Laß es sein, Reinhard! Es ziemt einem Manne nicht, sich Illusionen zu machen. Ist's mir bestimmt,

daß meine Güter einmal in fremde Hände kommen, so will ich dem Unvermeidlichen wenigstens mutig ins Gesicht sehen."

„Es muß dir doch ein Trost sein, daß du eigentlich nicht sagen kannst, sie kämen in fremde Hände. Mathilde und Felix stehen dir nahe genug, und ich kalkuliere, die beiden werden noch einmal ein Paar."

Der Baron schüttelte den Kopf. „Ich glaub's nicht; glaube auch nicht, daß sie für einander passen; sind sich zu ähnlich die beiden! — Komm, wollen wir hinübergehen zum Kleinen!"

Sie gingen Arm in Arm ins Krankenzimmer. Der Knabe, der an der Albuminerie litt, war augenblicklich frei von Schmerzen und spielte in seinem Bettchen mit einem chinesischen Geduldspiel.

„Wie geht es, Emilchen?" fragte der Pastor, indem er den Knaben auf die Stirn küßte und sich auf den Rand des Bettchens setzte.

„Ich danke, ganz gut!" antwortete das Kind, das entsetzlich abgemagert war, und sah ihn aus seinen tiefliegenden schwarzen Augen an. „Haben Sie vielleicht gehört, ob Robert Hadersleben bald zu mir kommen wird?"

„Nein, mein Schatz!" antwortete der Baron schnell für den Pastor. „Hier in der Gegend ist die Rinderpest, da hat sein Vater Furcht vor Ansteckung und ist mit der ganzen Familie ins Bad nach Plönen gegangen. Im Herbst, wenn die Gefahr für Vater und Sohn vorüber ist, werden sie wiederkommen; dann wird dich der Robert besuchen. Du kannst

dir dann von ihm erklären lassen, um was sich die Erde dreht."

„Was ist's damit?" fragte der Pastor.

„Sein Vater gab einmal in der Schule eine hübsche Erklärung darüber. Er meinte, sie drehe sich um eine Deichsel. Vielleicht hat sich das Talent auf den Sohn vererbt."

Sie plauderten eine Zeitlang mit dem Kinde, dann sagte der Baron:

„Sag einmal, kennst du vielleicht einen Studiosus Roß?"

„Nein, habe den Namen mein Lebtag nicht gehört. Was ist's mit ihm?"

„Der junge Mann war vorgestern hier, sagte mir, er hätte gehört, daß ich bisweilen Geld leihe und bat mich um siebenhundert Rubel, deren er noch zum Studium bedürfe. Nun, der Junge gefiel mir; hat so eine freie, offene Art; denke aber doch, siebenhundert Rubel findet man nicht auf der Straße. Sage also, um ihn auf die Probe zu stellen, ich könnte ihm nicht mehr geben als zweihundert. ‚Die kann ich nicht brauchen,' sagte er, dankte mir für den guten Willen, ihm zu helfen, und fuhr fort. Nun wußte ich also, daß er die siebenhundert Rubel wirklich nötig hatte, schickte ihm also einen Reitknecht nach, ließ ihn bitten, zurückzukommen und gab ihm das Geld. Der Junge hat mir sehr gefallen; er war auch nicht ein bißchen servil in der kitzlichen Lage."

„Das war brav von dir," sagte der Pastor; „du erfüllst das Wort: ‚Der Reiche soll dem Armen

helfen' ehrlich, aber etwas erkundigt hätte ich mich doch noch nach dem Grünspecht!"

„Das ist nicht nötig; man erkennt die Art am Klopfen. Da ist z. B. der Gesellius, weißt du, der früher Priestershof gepachtet hatte. Es ging dem Manne herzlich schlecht; er hatte Unglück auf Schritt und Tritt und kam zurück bei allem Fleiß. Als die Arrende ablief, war er mit seinem bißchen Hab und Gut fertig. Da reit ich hinüber zu dem Mann und frage ihn, was er zu thun gedenkt. ‚Das weiß Gott allein,' sagte er. ‚Herr Gesellius,' sage ich, ‚Gott straf mich, Sie sind ein tüchtiger, fleißiger Mann und, soviel ich weiß, auch ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Sie werden mir's nicht übelnehmen, daß ich mich als Wildfremder in Ihre Angelegenheiten mische und Ihnen fünfhundert Rubel auf so lange Zeit ohne Prozente leihe, als Sie ihrer bedürfen.' — Der Mann spricht kein Wort, wendet sich ab und drückt mir die Hand. ‚Das ist Vollblut,' denke ich, reite weg und schicke ihm das Geld. Siehst du, jetzt ist der Mann Pächter zweier großer Güter im Oberlande, und hat mir mein Geld zurückgezahlt bei Heller und Pfennig und fünf Prozente dazu."

„Geschieht aber nicht immer!" bemerkte der Pastor.

„Nein; mancher will's nicht und mancher kann's nicht! Was thut's? Sind wir Edelleute die Herren im Lande, so ist's auch unsere Pflicht, den ärmeren Landsleuten zu helfen, auch auf die Gefahr hin, dabei eine Einbuße zu erleiden!"

Der Diener bat zu Tisch.

Als der Pastor am Freitag morgen seinen Kutscher anspannen ließ, wartete er vergeblich auf den Wagen, denn der Götzenhöffche hatte in der Stille Contreordre gegeben, und als er sich selbst in den Stall begeben wollte, fand sich's, daß dieser fest verschlossen und der Schlüssel in der Tasche des Barons war, der allen Bitten unzugänglich blieb und erklärte, die Pferde des Pastors erst am Sonnabend morgen freigeben zu wollen. Nach langem Hin- und Widerreden einigte man sich auf den Freitag abend und auch das erst, nachdem der Pastor seinen letzten Trumpf ausgespielt und hoch und teuer versichert hatte, er würde anderenfalls sich augenblicklich zu Fuß auf den Weg machen. Das schlug denn durch, und der Pastor fuhr am Freitag abend nach Hause, wo man ihn übrigens auch gar nicht früher erwartet hatte; denn Götzenhof stand bei allen Freunden seines Besitzers in dem wohlbegründeten Rufe, daß man zwar leicht hinein, aber nur schwer wieder heraus komme.

Neunzehntes Kapitel.

Wilhelm war aufs angenehmste überrascht, als der Vater ihn fragte, ob er nicht am folgenden Tage nach Götzenhof hinüber reiten wolle, und es war ein Glück für ihn, daß er in einer dunkeln Jasminlaube saß, als ihm der Vorschlag gemacht wurde, denn das Blut, das ihm dabei in die Wangen stieg, hätte sich sonst als ein arger Verräter erwiesen. Als er abends in sein Zimmer kam und sich aus dem geöffneten Fenster beugte, schien es ihm unmöglich, schon zur Ruhe zu gehen; er ging leise die Treppe hinab und begab sich in den Park. Er fühlte sich von einer heißen Sehnsucht nach Mathilde ergriffen. In dem Gebüsch rauschte es wie das Rauschen ihres Kleides und aus dem dunkeln Wasser des Baches tauchte ihr blühendes Bild empor. Er setzte sich auf die Bank unter den drei verwachsenen Eichen, die einst ihr Lieblingsplatz war. Er lehnte sich an die mittlere Eiche: an ihr hatte sie einst gelehnt; er ließ die Blätter, die die Schößlinge getrieben hatten, durch seine Hände gleiten: mit ihnen hatte sie einst gespielt; er beugte sich hinab zum Wasser und kühlte mit ihm

seine glühende Stirn: es hatte einst ihren Leib umspült. Er setzte sich wieder und tastete mit der Hand am Stamme hin, bis er die Stelle fand, in die er einst hineingeschnitten: „Mathildens Ruh'!" Er sah trotz der Finsternis, die ihn umgab, ihr freundlich lächelndes Gesicht, und er hörte wieder ihr: „Habe Dank, lieber Wilhelm." So saß er lange und blickte zu den Sternen auf, die durch die Zweige auf ihn herabfunkelten, und unbestimmte Hoffnungen erfüllten sein Herz und machten es sehnsuchtsvoll schwellen.

Als Wilhelm am folgenden Morgen aufbrechen wollte, kam ein benachbarter Prediger eines Geschäfts wegen, und da Pastor Wolffchild schon in aller Frühe zu einem Kranken gefahren war, mußte Wilhelm dem Gast Gesellschaft leisten. Darüber wurde es Mittag, ehe er fort konnte.

Rings um das Pastorat wurde eifrig Heu gemacht, und die Hast der Arbeit ließ keinen Gesang aufkommen. Auf den Wiesen zu beiden Seiten des kleinen, träge dahinfließenden Baches, arbeitete jung und alt; die Mädchen in weißen Hemden und bunten Röcken, die Männer ohne Weste, mit weit zurückgeschlagenen Hemdenkragen. Selbst die Kinder, die am Rande des Grabens hockten, aßen ihre saure Grütze, als ob auch sie eingeheimst werden mußte, ehe das Gewitter losbrach.

„Du, Ingu," sagte ein kleiner, blonder Junge, indem er von einem großen Stück Brot ein kleineres abbrach und über seine Schulter weg einen besorgten Blick auf die schwarze Wolke am Horizonte warf,

„was glaubst du, regnet es manchmal so stark, daß die Ferkel ertrinken?"

„Jawohl," war die Antwort.

„Auch so, daß die Schweine umkommen?"

„Das versteht sich!"

„Auch die Kühe?"

„Auch sie!"

„Auch die Menschen?"

„Nun, ich glaube nicht, daß mein Vater ertrinken würde, der ist stark!"

Ein kleiner, schwarzer Köter, der neben dem Bübchen im Grase lag, schien am Sonnenstich zu leiden, wenigstens warf er sich mit ganz unnatürlicher Wut Wilhelms Rappen entgegen, bellte wie besessen und drehte sich alle fünf Schritte einmal um sich selbst. Das trieb er so wohl eine halbe Werst weit.

Gewiß war es übrigens noch nicht, daß das Wetter überhaupt heraufkam. Kaum ein Viertel des Himmelsgewölbes nahm der schwarze Berg ein, an dessen Abhang schwefelgelbe, untermischt mit schneeweißen Wölkchen trieben. Hin und wieder fuhr ein greller Blitz aus ihnen, wie ein vom alten Perkohn geschleuderter Hammer; dann grollte es wie das Brummen zorniger Bären.

Wilhelm und sein Pferd waren froh, als sie endlich die schützende Mauer des Götzenhöffschen Tierparks erreicht hatten, in deren Schatten sie sich in rascherem Tempo bewegen konnten. In diesem erreichten sie bald den Garten und den stillen Weiher in ihm, in den Silberweiden ihre durstigen Zweige

tauchten, und an dessen Oberfläche Herden gemästeter Karpfen in träger Ruhe die Mittagssonne auf sich wirken ließen. Auf dem Teich schwamm im Schatten der Bäume ein Boot, und auf seinen Bänken saßen Mathilde und Frau von Langerwald in leichten, weißen Kleidern und lasen in einem Buche. Der Hufschlag des Pferdes ließ sie aufsehen, und Mathilde, die wußte, daß Wilhelm kommen würde, warf das Buch ins Boot, griff nach den Rudern und war mit zwei Schlägen am Halteplatz.

„Binden Sie Ihr Pferd an und kommen Sie zu uns," rief sie ihm zu, „hier ist es herrlich kühl!"

Wilhelm hatte diese Aufforderung nicht erst abgewartet, sondern, sobald er das Boot und die Damen erblickte, sein Pferd angehalten, war abgesprungen und stand nun grüßend am Ufer. Als das Boot landete, sprang er hinein und ruderte es behende an seinen alten schattigen Platz. Bald waren sie in das lustigste Geplauder vertieft.

Der Baron lag unterdessen in seinem Zimmer auf der Couchette und rauchte aus einer langen Stambulka mit einem kindskopfgroßen Meerschaumkopf und einer spannlangen Bernsteinspitze. Er hatte den Kopf weit zurückgebeugt und verfolgte mit den Augen die Rauchringe, die sich, sich immer weiter ausdehnend, bis zur Decke erhoben. Von Zeit zu Zeit hörte er mit dem Rauchen auf, sagte langsam: „Halts Maul" und rauchte dann wieder weiter. Der Mann, dem diese freundschaftliche Mahnung zu teil wurde, stand mit dem Rücken gegen einen Schrank gelehnt

und schien durchaus nicht geneigt, ihr nachzukommen. Er redete vielmehr nach wie vor und schwur Stein und Bein, der Herr Baron habe Füchse haben wollen und keine Schimmel; er habe auch nur Füchse nötig, und die, die er, der Händler, gebracht habe, wären die besten, die seit Jahr und Tag in Janischek und Flussau zu haben gewesen wären. Der Bauer, der sie verkaufe, habe selber 150 Rubel fürs Stück bezahlt, wolle aber, um nur einen Handel zu machen und weil er bares Geld brauche, unter dem Einkaufspreise losschlagen und verlange daher nur 120 Rubel.

„Ich habe dir schon gesagt, Moses, daß ich keine Füchse brauchen kann. Scher' dich zum Teufel."

„Soll sich Gott erbarmen, Herr Baron! Wie können Sie sagen, Sie brauchen keine Füchse? Haben Sie doch nötig für Tannenhof zwei Füchse und für Birkenfeld drei Falben! Was werden Sie machen mit Schimmeln? Haben Sie doch auf dem großen Hofe genug Pferde, haben Sie doch drei zu viel, was Ihnen der Slaum Hirsch hat angeschmiert zu Flussau auf dem Pferdemarkt. Herr Baron, kaufen Sie die Füchse."

„Nein, ich habe Schimmel bestellt und keine Füchse!"

„Soll ich doch sein verflucht und verdammt, wenn Sie nicht haben bestellt Füchse. Hier an diesem Ort haben Sie zu mir gesagt: „Ich brauch' ein paar Schweißfüchse für Tannenhof," haben Sie gesagt, „aber es müssen plätzige Gäule sein!"

„Mach', daß du hinaus kommst; ich kann keine Füchse brauchen!"

„Nu, können Sie sie nicht brauchen, so können Sie sie nicht brauchen, aber besehen können Sie doch die Pferde. Können sie doch betrachten! Kostet das eine kein Geld und das andere keinen Dank. Werden Sie sehen, daß es sind vierjährige Pferde, sind gute Pferde, sind gesunde Pferde, sind plätzige Pferde."

Der Baron wälzte sich langsam auf die rechte Seite, so daß er den Handelsmann ansehen konnte und sagte: „Ne, Moses!"

„Erbarmen Sie sich, Herr Baron! Kommen Sie heraus, sehen Sie sie an. Beides Hengste, mutig und stark (Moses scharrte, um das Feuer der Tiere wiederzugeben, mehrmals mit dem Fuß auf dem Boden), haben einen Hals so breit und eine Brust so!" Er reckte dabei die Arme auseinander und maß mit den Händen einen Raum ab, in dem Hals und Brust eines Mammut reichlich Platz gefunden haben würden.

„Hengste!" sagte der Baron im Tone tiefsten Bedauerns.

„Warum nicht Hengste?" fragte Moses. „Ist's nicht recht, daß es sind Hengste? Haben Sie doch lauter Hengste auf Ihre Güter, warum sollen meine Hengste sein Wallache?"

Der Baron wälzte sich langsam wieder auf die linke Seite und kehrte dem Juden den Rücken zu.

„Sprechen Sie doch, Herr Baron! Reden Sie

doch! Warum sollen's diesmal nicht sein Hengste, Herr Baron?"

„Weil ich keine Hengste haben will, Schafskopf!"

„Gott gerechter! Soll ich sein verdammt, Herr Baron, wenn ich weiß, warum Sie diesmal nicht wollen haben Hengste und haben sonst immer gekauft Hengste!"

„Brauchst du auch gar nicht zu wissen!"

Der Jude wischte sich mit einem blau und weiß gestreiften Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Willst du einen Schnaps haben, Moses?"

„Warum soll ich nicht wollen haben einen Schnaps, Herr Baron!"

„Den werde ich dir geben; aber die Füchse kann ich nicht brauchen!"

„Werden Sie mir geben einen Schnaps, werden Sie die Füchse können gebrauchen auch!"

Der Baron schellte und ließ einen Schnaps bringen.

„Daß Sie sollen gesund sein!" sagte Moses und leerte das Glas mit einem Zuge.

Der Baron kehrte sein Gesicht wieder dem Juden zu. „Was sollen sie kosten?"

„Hab' ich doch schon gesagt den äußersten Preis, was sie sollen kosten: 240 Rubel sollen sie kosten."

Der Baron schloß statt aller Antwort die Augen. Moses wartete eine Weile, dann sagte er: „Ist es zu viel?"

Keine Antwort.

„Herr Baron, finden Sie, daß das ist ein großer Preis?"

Keine Antwort.

„Herr Baron, wo wollen Sie kaufen ein Paar Schweißfüchse, vierjährig, gesund, mit die Knochen, fehlerfrei, für 240 Rubel?"

„Mach', daß du fort kommst!"

„Nu, Herr Baron, was soll ich gehen heraus, wenn Sie mir doch gleich wieder werden rufen herein? Was wollen Sie geben für die Pferde?"

„Hör' auf!"

Lange Pause. Der Jude wischte sich mit dem blaugestreiften Taschentuch wieder den Schweiß von der Stirn. — Der Baron schien eingeschlafen zu sein.

„Herr Baron, was lassen Sie mir stehen bei die Hitze. Haben Sie ein Mitleid mit mir und mit den Pferden. Was wollen Sie geben?"

„Was verlangst du?"

„Was soll ich verlangen, Herr Baron? 200 Rubel verlange ich; das ist der allergenaueste Preis. Bei Gott!"

„Hundert und fünfzig!"

Moses schlug die Hände zusammen. „Bin ich denn ein Ganev, Herr Baron, daß Sie mir bieten 100 mit 50 Rubeln. Hab' ich denn die Pferde gestohlen? Oder bin ich ein Waisenvater? Gott soll mich schützen und bewahren; wo wollen Sie kaufen für 100 mit 50 Rubeln ein Paar Schweißfüchse, vierjährig, gesund, mit die Knochen, fehlerfrei? Haben Sie ein Einsehen, Herr Baron! Habe ich doch abgelassen 40 Rubel mit einmal, daß wir können

machen ein Handel; legen Sie zu 50, werden es sein zweihundert!"

„Hundert und fünfzig!"

„Haben Sie Erbarmen, Herr Baron! Wo soll ich verkaufen die Pferde für 100 Rubel mit 50? Hab' ich doch Weib und Kinderchens derheim in Szagarren, muß ich doch bringen Geld derheim, muß ich doch haben ein Profit! Werden Sie doch nicht nehmen an von mir ein Geschenk, wenn ich werde verkaufen unterm Einkaufspreis?"

„Vorsichtig, Moses!" warnte der Baron.

„Nu, Herr Baron, kann man doch machen einen Scherz. Wollen Sie sie haben für 100 mit 75 Rubeln?"

„Hundert und fünfzig!"

Der Jude seufzte und griff nach der Mütze.

„Ist heute kein Geschäft nicht zu machen mit dem gnädigen Herrn Baron. Soll Ihnen Gott erhalten bei Gesundheit und Kraft! Adies!"

Er griff nach der Thürklinke, während er einen lauernden Blick auf den Baron warf. Der aber rührte sich nicht. Moses ließ die Thürklinke wieder fahren, legte die Mütze auf den Tisch und sagte ärgerlich: „Nu, nehmen Sie sie für 100 mit 60 Rubeln!"

Der Baron rührte sich nicht.

„Nu, ist's noch zu viel? Ich sage, daß Sie können behalten die Pferde für 100 mit 60 Rubeln."

„Hundert und fünfzig!" sagte der Baron so langsam und zwischen den Zähnen heraus, als ob es ihm

die größte Mühe kostete, überhaupt noch etwas zu sagen. Dann senkte sich sein Haupt noch tiefer auf die Brust. Der Schlaf schien eben im Begriff, die Thore seiner Sinne zu schließen.

„Herr Baron wollen jetzt schlafen! Ich werde kommen nach einer Stunde wieder," sagte Moses.

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Herr Baron," schrie Moses, so laut er konnte: „hundert neun und fünfzig, keinen Kopeken billiger."

Der Angeschrieene steckte die Nase nur noch tiefer ins Kissen.

„Hundert acht und fünfzig mit ein halb!"

Der Baron stöhnte tief, als ob er träumte.

„Hundert fünf und fünfzig!"

„Hundert und fünfzig!" seufzte der Baron.

„Hundert fünf und fünfzig! Nicht, Herr Baron? Nicht?"

Keine Antwort. Der Jude griff nach seiner Mütze und eilte hinaus. Vor der Thür blieb er stehen und horchte. Nichts rührte sich im Zimmer. Nach ein paar Minuten trat er wieder ein.

Der Baron schnarchte jetzt laut.

„Herr Baron, sagen Sie den äußersten Preis, was Sie wollen geben? Wollen Sie geben hundert mit ein und fünzig?"

„Topp," sagte der Baron und sprang so frisch und munter auf, als wenn ein anderer im Nebenzimmer geschlafen und geschnarcht hätte. „Nun komm, wir wollen die Gäule jetzt besehen!"

Vor der Thür, bei den Füchsen, entstand doch

wieder Streit. Der Jude wollte unter dem Vorwand, der Bauer gebe sie dafür nicht her, noch drei Rubel mehr haben, während der Baron kaltblütig erklärte, der eine Fuchs habe einen schlechten Huf, er könne infolgedessen nur 150 Rubel geben. Während der Jude aufs heftigste zeterte und der Baron mit stoischer Ruhe sein Gebot wiederholte, erschienen die Damen und Wilhelm auf dem Hof. Der Baron begrüßte Wilhelm herzlich, aber der schalkhafte Ausdruck seines Auges machte seine Frau, die ihn bemerkte, unruhig. Dann wandte er sich wieder zum Juden.

„Ich wundere mich, Herr von Langerwald," sagte Wilhelm, „daß Sie sich mit dem Moses einlassen! Er soll ja der größte Gauner unter allen Roßkämmen der Gegend sein!"

Der Baron schmunzelte und erwiderte, während er auf den schlanken Hals des streitigen Fuchses klopfte: „Mich betrügt man nicht so leicht. Aber siehst du, Moses, was du für einen feinen Ruf im Lande hast! Gott straf mich! ich möchte mit einem solchen nicht behaftet sein! Dafür, daß dein Leumund ein so schlechter ist, will ich dir noch drei Rubel abziehen. Jetzt bekommst du nur noch 147 Rubel, und willst du die Füchse dafür nicht lassen, so nimm sie wieder mit!"

Damit ging die Gesellschaft lachend ins Haus und zur Tafel.

Der Jude überließ sich, als er sich allein sah, für eine Weile ganz seinem Zorn und verwünschte

Wilhelm nach Herzenslust. „Warte nur, du Grünschnabel," murmelte er, „dir tränk' ich den ‚Betrüger' noch einmal ein! Wirst schon noch einmal von mir kaufen, und meine Schuld soll es dann nicht sein, wenn ich dir nicht einen Gaul aussuche, auf dem du Hals und Bein brichst." Endlich aber gab sich Moses auch mit 147 Rubeln zufrieden und zog mit dem Gelde und ohne die Füchse ab.

An der herrschaftlichen Tafel saß man zu fünfen, außer den beiden Damen und dem Baron nahmen auch der Arzt, ein hübscher, eleganter Mann in den besten Jahren, und Wilhelm an ihr teil. Die Tischunterhaltung zeichnete sich dadurch von der in Götzenhof üblichen aus, daß der Hausherr mehrmals Äußerungen machte, die Wilhelm durch ihren Liberalismus ebenso aufrichtig erfreuten und überraschten, wie sie die Baronin mit einer ungewissen aber bangen Sorge erfüllten.

Als die Tafel aufgehoben war, ritt der Baron aus; die Baronin, die mit dem Arzt ungefähr seit Mathildens Geburt ein platonisches Liebesverhältnis unterhielt, das ihrerseits auf Liebe, seinerseits auf Weltklugheit beruhte, setzte sich mit ihm ins Kaminzimmer, das an den Saal stieß, und Wilhelm und Mathilde spielten in diesem Federball. Wilhelm spielte heute ungewöhnlich schlecht, denn er verwandte mehr Aufmerksamkeit auf seine Gegnerin, als auf den Ball. Das nahm dieser übel und fiel bei jedem zehnten Schlag zu Boden. Mathilde, die die Ursache des Mißgeschicks erriet, schlug Wilhelm mit möglichst

lauter Stimme vor, mit ihr ins Bibliothekzimmer zu gehen, wo sie ihm die neu angeschafften Gustav Doréschen Illustrationen zum Don Quixote zeigen wollte. Sie warfen die Bälle fort und eilten lustig hinauf. Dort herzten und küßten sie sich nach Herzenslust.

Das Bibliothekzimmer hatte den Vorzug, daß es im Korridor vor ihm so schallte, daß man es gleich hörte, wenn jemand kam.

„Meine holde Mathilde,“ flüsterte Wilhelm, während er ihren kleinen zarten Körper umschlungen hielt, „hast du etwas Sehnsucht nach mir gehabt?“

„Ja, Willi, aber ich dachte mir schon, du würdest nicht lange auf dich warten lassen. Es war aber hübsch von dir, daß du nicht gleich kamst, wir müssen vorsichtig sein!“

Wilhelms Gesicht verfinsterte sich. „Wir werden harte Kämpfe zu bestehen haben!“ sagte er.

„Um so besser,“ meinte sie lachend, während ihre feine Rechte die Falten von seiner Stirn strich, „um so besser! Dann kannst du mich dir erobern mit Blei und Stahl! Hast du Furcht?“ fragte sie neckisch.

„Mathilde,“ erwiderte er ernst, „ich fühle die Kraft in mir, dich auf meinen Armen einem Heere von Feinden zu entreißen, aber gegen die Eltern kämpft man nicht mit Blei und Stahl!“

„Närrchen,“ sagte sie lachend, „macht dir das wirklich Sorge? Werde nur etwas Tüchtiges, und der Segen unserer Eltern wird nicht auf sich warten lassen. Um von den Müttern gar nicht zu reden,

so nehme ich die Väter auf mein Teil. Unsereins, mein Schatz, kommt mit Küssen, wenn wir sie recht zu gebrauchen verstehen, weiter, als ihr mit all euren Waffen. Welcher Mann, zum Beispiel, brächte es zu Wege, daß du vor ihm auf den Knieen lägest, und jetzt wirst du doch gleich vor mir knieen!" — Sie trat einen Schritt zurück: „Niedergekniet!" rief sie. Der Erfolg rechtfertigte ihre Behauptung augenblicklich, denn Wilhelm kniete in der That entzückt vor ihr nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen. „Steh' auf!" sagte sie plötzlich ernst und lehnte, als er sich erhob, ihr Haupt wie verschämt an seine Brust. „Nimm mir die Kinderei nicht übel," sagte sie lächelnd, „aber es ist wirklich ein schönes, wonniges Gefühl, dich Stolzen, Trotzigen, so weich und demütig zu sehen! Wie ist das anders geworden! Erinnerst du dich noch, wie du mich damals beim Kurnikspiel, als Paul zum erstenmal im Pastorate war, blutig schlugst?"

„Verzeih', Mathilde, ich will jenen Schlag gut machen, indem ich alle Schicksalsschläge, die dir drohen, auffange. Herrlich, Mathilde," rief er, indem er sie leidenschaftlich an sich drückte, „herrlich, wenn sie stark und schmerzhaft wären, wenn ich mein Blut für dich lassen könnte!"

Sie schloß ihm bittend den Mund: „Sprich nicht so lästerlich!" sagte sie.

Er nahm die Hand fort und küßte sie. „Ach, Mathilde," sagte er, „es mag lästerlich sein und selbstsüchtig, aber ich wünsche dich oft in Lebensgefahr,

damit ich dein süßes Leben retten könnte, indem ich meines für dich hingebe.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Wilhelm, wir wollen nicht für einander sterben, sondern für einander leben."

So trieben sie es fort, bis Wilhelm sagte:

„Mathilde, ich habe noch eine große Bitte an dich auf dem Herzen. Versprich mir aber, daß du sie mir, wenn ihre Erfüllung dir unangenehm ist, rundweg abschlagen wirst. Gib mir die Hand darauf!"

Sie schlug herzhaft ein. „Was könntest du bitten, was zu erfüllen mir nicht Seligkeit wäre! Daß du nichts Unrechtes bitten wirst, weiß ich ja im voraus!"

„Darüber bin ich eben im Zweifel, Mathilde, und du sollst mir helfen, ihn zu lösen. Ich wollte dich bitten, mir einen Ort zu nennen, wo ich wenigstens noch einmal mit dir ganz allein sein kann. Liegt darin etwas Unrechtes?"

Mathilde neigte nachdenkend den Kopf und sah zu Boden. „Nein," sagte sie endlich und sah ihm hell ins Gesicht, „was kann darin Unrechtes liegen? Wollen wir doch nichts Schlechtes thun! Komm morgen abend um halb zehn Uhr in mein Häuschen im Tierpark. Du wirst schon irgendwie über die Mauer gelangen. Dann lassen wir den bösen Hirsch, der nur mich, und was mit mir ist, leidet, los, und sind sicher vor jeder Überraschung!" — Sie klatschte in die Hände. „Ach, Wilhelm, das wird herrlich sein!"

Sie verabredeten noch, daß Mathilde Wilhelm bis halb elf Uhr erwarten und so lange den Hirsch

eingesperrt halten sollte. Später wollte Wilhelm nicht kommen, da ihnen dann die Zeit zu karg zugemessen wäre. Sie wollten in diesem Falle lieber ein neues Stelldichein verabreden. Nachdem sie das beschlossen hatten, gingen sie hinunter, um nicht durch allzulanges Ausbleiben Aufsehen zu erregen.

Am Abend lud der Baron Wilhelm unter dem Vorwand, ihm eine neue Art Revolver zu zeigen, in sein Zimmer, hielt ihn hier fest und schlug ihm endlich vor, ein Glas Rheinwein miteinander zu trinken. Wilhelm, der sonst kein Kostverächter war, wäre zwar heute lieber bei den Damen geblieben, allein der Vorschlag ließ sich nicht wohl ablehnen.

Der alte Herr hatte richtig gerechnet. Kaum hatte Wilhelm eine halbe Flasche Geisenheimer im Leibe, als auch die Glut in seinem Herzen, verbunden mit der durch die Fenster hereindringenden heißen Sommerluft und dem Feuer des Weines, ihn in eine Stimmung versetzte, in der auch ein weniger gewandter Mann, als der Baron, aus ihm herausbekommen hätte, was nur irgend in ihm war.

So wußte denn der alte Herr bald, woran er war. Er erfuhr, daß Wilhelm von großen, aber vorläufig noch äußerst unklaren Weltbeglückungsplänen erfüllt war; daß er nichts vom Christentum hielt; daß er ein Gegner des Adels war und daß er den festen Entschluß gefaßt hatte, das Volk, das er irgendwie von irgend jemand auf irgend welche Weise befreien wollte, in den Letten zu finden. Er wußte auch, daß Wilhelm eine große Verehrung vor dem

überlegenen Charakter Pauls hatte und daß dieser ungefähr ebenso dachte wie er. Das Resultat der Unterredung war, daß Wilhelm den Baron in seinem Herzen um Verzeihung bat, ihn bisher für einen eingefleischten Aristokraten von der härtesten und schlimmsten Art gehalten zu haben und daß er über die Entdeckung seines Irrtums sehr erfreut war, während der Baron seinerseits zwar seine Freude an dem edel denkenden Jüngling hatte, diesen aber einmal für noch äußerst grün hielt, und ferner der Meinung war, es sei hohe Zeit, ihn von dem verderblichen Freunde, dem alle Schuld zu geben er sehr geneigt war, zu trennen.

Er schrieb also auf das Zettelchen, daß er durch Wilhelm dem Freunde schickte, nur das eine Wort: „Haful!" allwomit man einen Fuchs als tot zu bezeichnen pflegt. Mit diesem „Haful", seines liebsten Freundes in der Tasche und eitel Liebe und Seligkeit im Herzen, ritt Wilhelm spät abends nach Hause.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Pastor beschloß am folgenden Morgen, die Angelegenheit mit Paul sofort zum Austrag zu bringen. Es war ihm dabei nicht ganz wohl zu Mute, denn er war nicht recht im Klaren darüber, ob er richtig handelte; auch hätte er gern vorher gewußt, wie Paul sich zu seinen Vorschlägen stellen würde. Diese sollten dahin gehen, daß er Paul zwar nach wie vor mit seinen Geldmitteln erhalten wollte, daß dieser aber in Flussau getrennt von Wilhelm wohnen und später eine andere Universität beziehen sollte. Um über alle Bedenken hinwegzukommen, half er sich damit, daß er sich Pauls Ansichten und dessen Einfluß auf Wilhelm mit möglichst schwarzen Farben ausmalte und sich darüber in großen Zorn hineinredete. Als er sich in der rechten Stimmung fühlte, ging er ins Familienzimmer, in dem, wie er wußte, Paul, der zum Besuch anwesend war, neben der Pastorin saß und ihr Seide abwickeln half, und rief ihn in ziemlich barschem Ton in sein Zimmer. Paul, der sich durch den ungewöhnlichen Ton der Anrede etwas verletzt fühlte, stand auf, legte die Seide weg und folgte

dem Pastor. Dieser ließ ihn eintreten, schloß die Thür, und wandte sich dann, mit einem Salto mortale mitten ins Gefecht springend, mit der Frage an ihn: „Junge, was machst du mir für Geschichten?"

Pauls Gesicht blieb so ruhig wie immer, und nur seine Nasenflügel bebten ein wenig, als er fragte, was der Pastor meine.

„Wo hast du alle die verfluchten Ideen her," fuhr der Pastor heraus, „mit denen du mir meinen Wilhelm vergiftest? Ist das der Dank dafür, daß ich dich von der Straße aufgenommen habe, als du so arm warst wie eine Kirchenmaus, und dich erzogen habe wie mein eigenes Kind? Dankst du so deiner guten Mutter, die dich in Kummer und Sorge erzogen hat und deren einzige Hoffnung du jetzt bist? Glaubst du, Grünschnabel, daß, wenn der liebe Gott die Welt hätte anders haben wollen, als sie ist, er sie nicht hätte anders werden lassen? Fühlst du dich berufen, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen? Leugne nur nicht," fuhr der Alte fort, obgleich Paul durchaus nicht aussah wie jemand, der leugnen will, „ich bin hinter alle deine Schliche gekommen. Und wenn du selbst schlechte und gemeine Gesinnungen hast, ist's damit noch nicht genug, mußt du mir auch noch meinen unschuldigen Jungen verderben, und aus ihm einen Gottesleugner und Demokraten machen? Du bist mir mit deinem scheuen, tückischen Wesen immer schon verdächtig vorgekommen, ich habe dir immer angesehen, daß du ein schlechtes Gewissen hast. Verdient hättest du, daß ich dich jetzt mit

Schimpf und Schanden aus dem Hause jage, aber um deiner guten Mutter willen, will ich — —"

Der Pastor konnte nicht ausreden. Hoch aufgerichtet, mit blitzenden Augen trat Paul dicht an ihn heran. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte keinen Laut hervor. Er löste mit bebender Hand die Uhr und die Kette aus seiner Weste und schleuderte sie fort; er zog sein Portemonnaie aus der Tasche und warf es ihr nach. Dann drehte er sich langsam um und ging auf die Thür zu.

Der Pastor eilte ihm nach und legte die Hand auf seine Schulter. „Was soll das heißen, Junge?"

„Das soll heißen," sagte Paul, indem er die Hand zurückstieß, sehr langsam, „das soll heißen, Herr Pastor, daß ich für Sie kein Junge, sondern Herr Schwarz bin, und daß Sie das Geld, das für mich auszulegen Sie so freundlich waren, in wenigen Tagen zurück erhalten werden." — Damit wandte er sich wieder ab und wollte fortgehen.

„Was soll das, Paul?" fragte der Pastor erschreckt und ergriff ihn wieder am Arm. „Du hast mich mißverstanden!"

„Lassen Sie meinen Arm los," knirschte Paul ganz leise, „lassen Sie ihn los, bei Gott, lassen Sie ihn los!"

Der Pastor ließ den Arm fahren und trat zurück. Der Jüngling sah in diesem Augenblick gefährlich aus; es lag eine furchtbare Leidenschaftlichkeit in seinen funkelnden Augen, in seinem totenbleichen Gesicht, mit der die Tonlosigkeit der Stimme unheimlich

kontrastierte. Es war kein toter Fuchs, der vor dem Pastor stand, sondern ein lebender Löwe. Aber dieser sprang nicht zu. Er wandte sich ab und verließ langsamen Schrittes das Zimmer, ging ebenso, ohne auch nur einen Blick auf die Pastorin, Gretchen und Wilhelm zu werfen, durch das Familienzimmer und weiter in den Vorsaal, griff mechanisch nach seiner Mütze, öffnete die Hausthür und ging ins Freie. Wer nur seine Gestalt gesehen hätte, wie sie langsam durch die Allee ging und den Weg nach Jakobsburg einschlug, hätte ihm nicht angesehen, welch ein Schmerz seine Brust durchwühlte.

„Ausgestoßen," rief es in ihm, „vertrieben wie ein Marder, der sich tückisch in Haus und Keller gestohlen; fortgejagt wie ein unbrauchbarer Hund; verstoßen wie ein räudiges Schaf! So treibt er mich fort, mich, den Aufzögling, den ihm eine zudringliche Mutter auf den Hals lud. Was liegt ihm an mir? Fort mit der fremden Kreatur, sie hat Geld genug gekostet. Aber man kann es noch herausschlagen, indem man sie zum Sündenbock macht, ihr des Sohnes Schuld aufpackt und sie zum Teufel in die Wüste jagt. Recht so! Handelte es sich um den Sohn eines Predigers, der eine zahlreiche Verwandtschaft hat, oder gar um einen jungen Edelmann, da wäre immerhin Vorsicht geboten, aber mit einer halbdeutschen Witwe Sohn braucht man nicht viele Umstände zu machen. Das kommt nicht herum; sein Onkel fühlt sich deshalb nicht weniger geehrt, wenn man einmal ein paar Worte mit ihm redet und er

thut uns vielleicht noch den Gefallen und jagt ihn auch aus dem Hause. Da wird denn jedermann klar und deutlich erkennen, woher Wilhelm auf solche Abwege geraten konnte, daß er es wagte, mit seinen adeligen Schulkameraden anzubinden. Der Bube aber mag im Graben verhungern, er und seine Mutter!"

Seine Mutter! Wie ein Schwert drang ihr Name in Pauls wundes Herz. „Arme, arme Mutter!" Er hielt einen Augenblick inne im Gehen und warf einen wilden Blick um sich. Dann ging er langsam weiter. „Meine arme, arme Mutter!" dachte er. Hin alle Hoffnungen, zerstört alle deine Träume! Der, für den du das Höchste erfleht, das Reichste erhofft hast — ausgestoßen aus dem Hause seines Pflegevaters, verstoßen wie ein Aussätziger, beraubt aller Mittel dir zu helfen, dir ein ruhiges, sorgenloses Alter zu bereiten! Du selbst vielleicht dein Lebenlang preisgegeben dem Spotte deiner Verwandten, mindestens ihrem rohen Mitleid! O Mutter, Mutter, wozu gabst du mir das Leben!"

Eine atemraubende Angst faßte ihn, eine selbstlose, verzweifelte Angst um seine Mutter, seine arme, unschuldige, nichts ahnende Mutter. Er faltete die Hände, als wollte er beten, aber er ließ sie wieder herabsinken und warf den Kopf stolz zurück: „Nein, nicht jetzt!" dachte er. „Habe ich im Glück nicht gebetet, so will ich auch im Unglück nicht beten! Das wäre feige."

Sterben, o Gott, nur sterben! Er eilte dem nahen Flusse zu, er fühlte einen stechenden Schmerz in der

Brust, aber er lief weiter und weiter, bis er am Ufer des Flusses stand. Das Wasser lag so unbewegt da, wie ein Weiher; kaum daß sich an der Bewegung der Oberfläche erkennen ließ, nach welcher Seite die Strömung ging, und die Julisonne schien glühend heiß auf die reifenden Kornfelder; es war still und friedlich ringsum, die Natur schien in träge Ruhe versunken. Paul beugte sich über die Flut; ein Sprung, das Wasser brandete zwei-, dreimal auf und war dann wieder so ruhig und still wie jetzt. Aber er vermochte diesen Sprung nicht zu thun; denn eine bebende Hand hielt ihn zurück und eine flehende Frau umklammerte seine Kniee. Er fühlte sie deutlich, diese Hand, und er sah sie deutlich, diese totbange Frau, und er fuhr mit der Hand über ihr graues Haar und sagte: „Sei ruhig, mein Mütterchen, ich will es nicht thun. Ich will leben bleiben, um deinetwillen, will des Lebens Last auch noch künftig tragen um deinetwillen, der Reichen Spott und Hohn, der Vornehmen Mißhandlung auch noch länger über mich ergehen lassen um deinetwillen! Ich will arbeiten und kann arbeiten, und dein Gebet wird mir Arbeit verschaffen. Dann werde ich ihnen die Zähne weisen, den Elenden, die uns Arme hetzen wie das Wild, die uns zu sich nehmen in ihre Häuser als ein Spielzeug, an dem sie ihre Launen und ihren Übermut auslassen können. Die Stunde, in der mich der Baalspriester aus dem Hause stieß, soll mancher Mann noch einmal bedauern.“ — Paul seufzte schwer, aber ihm ward doch leichter ums Herz. „Es ist gut so,

wie es gekommen ist," dachte er, „sehr gut! Will ich dereinst den Armen helfen, so muß ich selbst erst erfahren haben, wie bitter Armut schmerzt und wie vogelfrei sie macht. Mein Herz mußte erst hart geschmiedet werden durch solche Erfahrungen. Wer steht mir denn dafür, daß ich nicht sonst durch Wohlleben und Freundschaft verführt worden wäre, daß ich nicht mein Herz an ein Weib aus den Reihen jener Menschen gehängt haben würde. Gesteh' ich's nur, die Versuchung war mir nahe genug. Ich aber will nicht nachgeben, will mein Haupt aufrecht tragen, will mich nicht beugen vor den Mächtigen dieser Erde, vor dem Mächtigen im Jenseits. Komm, Schicksal, laß uns ringen Mann gegen Mann!"

Als er in das Zimmer der Mutter trat, erschrak sie über sein bleiches Gesicht. „Bist du krank, Paulchen?" rief sie, indem sie sich von ihrer Arbeit erhob.

„Es ist nichts, mein Mütterchen! Erschrick nicht, ich habe nur starkes Kopfweh. Draußen ist es heiß, und ich bin schnell gegangen. Liebstes Mütterchen," sagte er dann, indem er sie umschlang und auf die Stirn küßte, „kannst du mir wohl fünfzig Rubel leihen? Hast du so viel?"

„Was willst du damit?" rief die Mutter erschreckt. „Hast du Schulden?"

„Nein, mein Mütterchen, das nicht! Komm, wir wollen etwas auf- und abgehen. Nein, ich habe keine Schulden, aber ich bin doch alleweile alt genug geworden, um mir mein Brot selbst zu verdienen. Ich will daher nicht mehr das Gnadenbrot beim

Pastor essen und mir selbst ein Amt suchen, durch das ich mich erhalten kann. Ich bitte dich um die fünfzig Rubel, weil ich nach Riga will, um mich dort nach einem kleinen Beamtenposten umzusehen!"

„Aber, Paul, was redest du nur? Ich verstehe nicht, was das alles soll."

„Laß mich ausreden, mein Mütterchen," sagte Paul und küßte sie wieder, „laß mich ganz zu Ende reden! Du weißt, daß ich unschuldig daran bin, daß ich in des Pastors Haus kam, daß ich damals ein kleines, unmündiges Kind war und von niemand um meine Meinung befragt wurde. Glaube nicht, daß ich dir über deine damalige Handlungsweise Vorwürfe machen will, ich zweifle nicht daran, daß du nach bestem Wissen und Wollen handeltest. Du weißt aber auch, daß ich fleißig war, daß ich meinem Pflegevater ein gehorsames Kind war, daß er mich nie hat schelten müssen, nie, auch nicht um einer Kleinigkeit willen; du weißt auch, daß ich mich bemühte, die Wohlthaten, die er mir erwies, durch treue Liebe für seinen Sohn zu vergelten, daß Wilhelm auf mich hätte bauen können in Not und Tod. Was du noch nicht weißt, ist, daß der Pastor mich heute aus seinem Hause gejagt hat wie einen Hund, weil er der Meinung ist, ich übe einen schlechten Einfluß auf seinen Sohn!"

Die Doktorin taumelte zurück und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. Der Sohn umfaßte sie, geleitete sie bis an einen Stuhl und stand dann ruhig und fest vor ihr.

„Ach Gott, ach Gott," schluchzte sie, „das haben deine Ansichten verschuldet!"

„Ja, mein Mütterchen," war die ruhige Antwort. „Das haben meine Ansichten verschuldet! Ich will dir gerne zugeben, daß sie ungewöhnliche sind; sie mögen auch falsch sein, aber nach meiner festen Überzeugung sind sie richtig. Ich kann von ihnen nicht abgehen, man belehrte mich denn eines Besseren. Aber hat denn eine Gesinnung wie die meinige verdient, daß man mich um ihretwillen aus dem Hause stößt? Mein Mütterchen," fuhr er fort und umarmte die Mutter stürmisch, „es ist der Armen herbes Los, das Fußkissen fremden Übermutes zu sein. Sollen wir unser Elend noch durch eine niedrige Gesinnung vertiefen? Laß uns unser Schicksal mit stolzem Sinne tragen! Sei ohne Sorge! Ich fühle die Kraft in mir, uns auch ohne Hilfe anderer unser tägliches Brot zu verdienen. Es ist noch kein fleißiger, nüchterner Mann verdorben."

Aber die Mutter verstand die stolze Sprache des Sohnes nicht und weinte bitterlich. „Das hat uns alles getroffen, weil du nichts von Gott wissen willst, Paul, und weil ich im Gebet träge gewesen bin. Und er wird dich noch ferner schlagen mit hartem Leide, bis du deinen Nacken unter sein Joch beugen und ihm stille halten wirst. Ach, Paulchen," sagte sie dann, indem sie ihm ihr von Thränen überströmtes Gesicht zuwandte und seine Hand ergriff, „bitte, bitte, laß mich zum Pastor gehen und für dich bitten. Ich weiß, er wird es mir nicht abschlagen."

Paul wandte sich für einen Augenblick unwillig ab; für einen Augenblick nur, dann beugte er sich wieder freundlich über die Mutter und küßte sie. „Nein, mein Mütterchen," sagte er, „das darfst du nicht thun. Und wenn er selber zu mir käme und bäte mich auf den Knieen, wieder zu ihm in sein Haus zu kommen, ich thäte es nicht!"

Pauls Gesicht sah freundlich aus und sein Mund lächelte, als er das sagte, aber der Ton seiner Stimme war hart und rauh und fiel wie Keulenschläge auf der Mutter Herz. Sie kannte diesen Ton nur zu gut. Was Paul in ihm sagte, dabei blieb es, daran war nichts mehr zu ändern.

„Warum aber, Paulchen, warum?" fragte sie klagend.

„Weil er mich beleidigt hat, mein Mütterchen, weil der freche Mann glaubte, er könne mich, der nichts ist und nichts hat, ungestraft beleidigen. Gib mir das Geld! Geschehen muß etwas; ich möchte gerne schon heute abend fort!"

Die Mutter stand auf und wollte zur Kommode gehen, aber ihre Kräfte versagten. Paul unterstützte sie rasch, legte sie auf das Sofa und schob ihr ein Kissen unter den Kopf. Nun lag sie da und schluchzte herzbrechend, während der Sohn mit schweren Tritten und mit noch schwererem Herzen auf- und niederging.

So laut waren diese Tritte und die Schläge seines Herzens, daß er es nicht hörte, wie ein Wagen vor der Thür hielt, jemand rasch die Treppe herauf eilte und hastig die Thür aufriß.

Der Pastor war durch Pauls Benehmen nicht wenig erschreckt worden. Er hatte ihn ja nur tüchtig ausschelten wollen und geglaubt, der Jüngling würde ihm selbst dafür dankbar sein. Erst jetzt erkannte er, daß es doch ein gewaltiger Unterschied ist, ob ein Vater zum Sohn so spricht oder ob ein Pflegevater diese Sprache gegen den Pflegesohn führt. Es fiel ihm schwer auf die Seele, daß er wenig edel gehandelt hatte, als er Paul seine Armut vorwarf, die eigene Großmut rühmte; es fiel ihm auch schwer auf die Seele, daß er durch seine Heftigkeit nur sich selbst hatte Mut machen wollen. „Es hätte mich gegen die Gerechtigkeit meiner Sache mißtrauisch machen müssen, daß ich des Zorns bedurfte," rief es in ihm, „denn wo hätte es mir je an Mut gefehlt, wenn ich ihrer gewiß war." — Der Pastor hatte überdies aus Pauls Verhalten die Überzeugung gewonnen, Paul könne unmöglich ein Gottesleugner und Demokrat sein. Mit diesen beiden Worten verband er den Begriff eines je nach den Umständen feigen oder frechen, jedenfalls aber immer niedrig denkenden Menschen. In seinem Privatchristentume nahm die Demut nur eine sehr untergeordnete Stelle ein, es schmeckte sehr nach dem alten deutschen Sprichwort: „Gottes Freund aller Welt Feind." — Der klügste Ratgeber hätte Paul keinen besseren Rat geben können, als zu handeln, wie er gehandelt hatte. Der Pastor war zu sehr Kurländer vom alten Schlage, um nicht der Meinung zu sein, daß man auf dem Gebiete der Ehre, auf dem Gebiete trotzigen Hervor-

kehrens der Persönlichkeit, kaum je zu weit gehen kann. Paul hatte mit einem Schlage sein ganzes Herz gewonnen und er war jetzt ebenso sehr bemüht, ihn sich und seinem Sohne zu erhalten, wie er vor einer Stunde bestrebt war, ihn von sich zu entfernen. „So handelt kein Mensch, der nicht einen Rückhalt hat am lieben Gott; und wer sich selbst so hoch hält, der wird auch anderer Rechte ehren," das waren die Schlußsätze seines Nachdenkens. Als er zu diesem Resultat gekommen war, ging er hinüber zu den Seinigen und sagte:

„Kinder, euer Vater hat einen dummen Streich gemacht; helft ihr ihm, ihn wieder gut zu machen! Ich glaubte, Paul stecke hinter all dem dummen Zeuge, das sich neuerdings in Wilhelms Kopf festgesetzt hat, und habe ihn schwer beleidigt. Fahrt ihr jetzt zu ihm hinüber und schafft mir seine Verzeihung. Sagt ihm, daß ich, wenn er darauf besteht, selber zu ihm kommen will. Ich meine aber, er wird das von einem alten Manne nicht verlangen!"

Die Familie erschrak nicht wenig über diese Mitteilung. Während Wilhelm in den Stall lief, um anspannen zu lassen, eilten die Pastorin und Gretchen auf den Pastor zu. Die Pastorin war eifrig bemüht, ihn vor ihm selbst zu entschuldigen; Gretchen umschlang den Hals des Vaters, küßte ihn auf den Mund und die Hand, sah ihn voll heißer Liebe an und sagte: „Mein liebstes, bestes Väterchen!" — Das that ihm im tiefsten Herzen wohl, denn das war der Dank seines frommen Töchterchens dafür,

daß er sein Unrecht so offen eingestand und es so männlich wieder gut zu machen suchte. „Schon gut, mein Gretchen," sagte er lächelnd, „fahre aber jetzt hin und hilf mir, den Trotzkopf wieder zurecht zu bringen. Wirst's nicht ganz leicht haben, denn er ist ein prächtig stolzer Junge. Aber wenn's dir nicht glückt, glückt's keinem!"

Gretchen war eine fromme Christin, aber es that ihr doch wohl, daß ihr Liebling so stolz war!

Wilhelm ließ das Pferd tüchtig ausgreifen, während sie nach Jakobsburg fuhren.

„Vater ist doch ein herrlicher Mann," rief er, „wie rückhaltslos gesteht er ein, daß er unrecht gehabt hat, wie groß ist's von ihm, daß er, der alte Mann, so bereit ist, dem Jünglinge seine Schuld abzubitten!"

„Das kann er, Wilhelm," erwiderte die Schwester, „weil er an Gott glaubt, weil er weiß, daß es ein kläglich Ding ist, seine Sache hier auf Erden durch Trotz und Eigensinn durchzusetzen, wenn man sie doch vor dem Weltrichter, dem Herrn der Heerscharen, verlieren muß. Der wahre Christ, Wilhelm, wird sein Unrecht immer auch vor den Leuten offen eingestehen, denn, was thut ihm ihr Urteil und wäre es noch so hart, wenn er weiß, daß sein Heiland ihm vergeben hat. Ach, Wilhelm, gebe er, der alle Dinge vermag, daß die schweren Stunden, die Paul jetzt um deinetwillen erlebt, das letzte Unheil seien, das deine Ansichten anrichten! Brüderchen, ich will nicht über sie urteilen, es mag ja sein, daß ich als

Mädchen nichts von ihnen verstehe, aber eines weiß ich: ‚Was ohne Gottes Beistand unternommen wird, das gedeiht nicht; was nicht von Gott ist, das geht zu grunde!‘ — Ich glaube gern, daß ihr das Beste wollt; wie sollte ich von euch wohl anderes annehmen; aber eben deshalb wünschte ich, daß ihr diese Übergangsperiode möglichst schnell durchmachtet. Ich weiß ja gewiß, ganz gewiß, daß wir uns einst am Herzen Gottes wieder zusammenfinden werden, aber ach, bis dahin kann noch viel Zeit vergehen!"

Als die Geschwister eingetreten waren, eilte Wilhelm mit offenen Armen auf Paul zu, während Gretchen sich seiner Mutter zuwandte. Als sie sie weinen sah, neigte sie ihr schönes Haupt über die alte Frau und weinte leise mit ihr.

Paul erwiderte Wilhelms Umarmung und Kuß herzlich. „Ich danke dir, Wilhelm, daß du gekommen bist, um Abschied zu nehmen," sagte er.

„Wie so, Abschied?" fragte Wilhelm.

„Weil wir uns nach dem, was vorgefallen ist, heute zum letztenmale sehen!"

„Liebster Paul," sagte Wilhelm treuherzig, „selbst wenn alles so bliebe, wie es ist, so wäre damit denn doch noch nicht gesagt, daß auch unsere Freundschaft aufhören müßte; die steht denn doch, wie ich hoffe, auf festeren Füßen. Dann aber liegen die Dinge auch, gottlob, noch nicht so schlimm. Wir sind hier, um dich in Vaters Namen um Verzeihung zu bitten. Er hat dich falsch beurteilt, Paul. Er schickt uns zu dir und läßt dir durch uns die Versöhnungshand

reichen! Schlage ein um unser aller willen und" — — Wilhelm hielt ihm die Rechte hin.

„Und um Jesu Christi willen," sagte Gretchen, ihr Haupt erhebend, und reichte ihm auch die Hand.

In Pauls Gesicht stieg ein dunkles Rot auf; er zitterte am ganzen Leibe. Aber er ergriff die dargebotenen Hände nicht, sondern verhüllte sein Angesicht und wandte sich in hastiger Bewegung ab.

„Paul," sagte Wilhelm und schlang seinen Arm um den Nacken des Freundes, „willst du den alten Mann so demütigen, daß er selbst herkommen und um deine Vergebung bitten muß? Wenn du es verlangst, wird er es thun. Das ließ er dir sagen!"

„Gib nach, Paul," sagte Gretchen leise, indem sie die Hand auf seine freie Schulter legte; uns allen muß viel vergeben werden!"

Paul wandte sich um, drückte Wilhelm hastig ans Herz, küßte stürmisch Gretchens Hand, nickte mit dem Kopf und trat dann schnell ans Fenster. Sie sollten die Thränen nicht sehen, die über sein Gesicht liefen.

Die Mutter wollte auf ihn zueilen, aber Gretchen hielt sie zurück. „Lassen Sie ihm Zeit," bat sie.

Sie schwiegen lange; endlich wandte Paul sich um. „Habt ihr noch einen Platz im Wagen?" fragte er, „ich will euch begleiten!"

„Das ist hübsch, Paul," rief Wilhelm und drückte ihm die Hand.

„Ich danke dir," sagte Gretchen.

Paul trat auf die Mutter zu, sah ihr lange in

die Augen und drückte sie an sein volles Herz. „Mein liebstes, bestes Mütterchen,“ sagte er leise.

Dann gingen sie. Im Wagen sprachen sie kein Wort. So kamen sie ins Pastorat.

Der Pastor umarmte Paul auf der Flur, ging dann mit ihm in sein Zimmer und zog ihn neben sich auf das Sofa.

„Ich bin dir eine Erklärung meines Betragens schuldig, mein Junge,“ sagte er. „Damit, daß ich erkläre, ich sei heftig gewesen, ist's nicht gethan; du mußt auch wissen, wie ich dazu kam. Du wirst mir selbst zugeben, daß du früher ein ungewöhnliches Kind warst, daß du jetzt ein ungewöhnlicher junger Mann bist. Ich bin eine gerade Natur; da war mir, ich muß es dir offen gestehen, dein kaltes, verschlossenes Wesen sehr antipathisch, und ich dachte mir, dahinter stecke nichts Gutes. Als ich nun bemerkte, daß Wilhelm sich allerlei Zeug hat in den Kopf setzen lassen, da dacht' ich, — es war schlecht von mir, aber ich dachte so, — daß du es am Ende wärest, der ihm das alles beigebracht hat. Ich weiß nicht, ob du auch so thöricht denkst, wie er?“ — Der Pastor hielt fragend inne.

„Ich teile Wilhelms Ansichten,“ sagte Paul.

„Nun,“ fuhr der Pastor fort, „dann verzeih' meine herben Ausdrücke. Aber ich bin manches Jahr älter als ihr, und kann deshalb von dem, was ihr eure Ansichten nennt, nicht viel halten. Aber es mag besser sein, wenn ich mich nicht hineinmische und ihr

euch auf eure Weise austoben könnt; jetzt, da ich weiß, daß ich dir unrecht gethan habe, daß du nicht schlecht denkst, sondern nur auf Abwege geraten bist, kann ich es ja auch. Sei also wieder mein lieber Sohn wie bisher und vergib dem alten Bären, daß er so täppisch zufuhr. Er hielt dich für jünger als du bist!"

„Vater," sagte Paul (er hatte den Pastor auch schon bisher immer so genannt), „du bist so offen gegen mich gewesen, daß ich dir das nicht besser vergelten kann, als indem auch ich es bin. Glaube mir, daß ich dir wegen der harten Worte, die du zu mir gesprochen hast, nicht mehr zürne, ganz und gar nicht mehr; glaube mir auch, daß ich nicht undankbar bin, daß ich weiß, wie viel ich dir schulde, nicht nur für den Unterhalt, den du mir gütig gewährt hast, nicht nur für das Geld, das ich dir gekostet habe, nein, für diesen Augenblick! Vater, er wird nicht verloren gehen, das fühle ich im innersten Herzen. Ich will dir, so lange ich lebe, ein guter, gehorsamer Sohn und Wilhelm ein treuer Freund sein, aber fordere nicht von mir, daß ich in dein Haus zurückkehre, daß ich mich auch ferner von dir erhalten lasse! Das kann ich nicht. Es mag ein thörichter, kindischer, sündhafter Stolz sein, der mich daran verhindert, aber ich kann seiner nicht Herr werden. Jeder Bissen Brot würde mir im Halse stecken bleiben, mein Rock würde mir zum Nessusgewande, mein Lager zum Folterbett werden. Ich mag ein

schlechter, unedler Charakter sein, aber ich trug schon bisher schwer an den Wohlthaten, dir mir deine Güte erwies; von jetzt an würde mir diese Last unerträglich sein. Ich wollte mich heute morgen nach einem Subalternposten umsehen; das will ich nicht mehr. Ich will beim Studium bleiben, aber erlaube mir, daß ich mir das Geld dazu selbst als Lehrer erwerbe. Schone des kindischen Knaben, dringe nicht in ihn, zu übernehmen, was durchzuführen über seine Kräfte geht. Nur Selbständigkeit kann mich retten, kann mich machen, wie du mich haben willst: offen und frei! Müßte ich noch ferner Wohlthaten annehmen, auch nur von dir, so würde ich ein tückischer Knecht. Was meine Ansichten anbetrifft, so habe ich sie mit Wilhelm zugleich von Winter empfangen. Ich will aber nicht leugnen, daß ich auch, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, mich bestrebt haben würde, sie auf Wilhelm zu übertragen; denn Vater, sie mögen so thöricht sein wie sie wollen, ich halte sie für die einzig richtigen, und du selbst mußt es billigen, daß auch der Jüngling schon eintritt für das, was er für das Rechte hält!"

Der Pastor drückte Pauls Rechte. „Wenn du selbst von mir keine Unterstützung empfangen kannst, ohne sie als Last zu empfinden," sagte er, „so will ich sie dir nicht aufdringen. Versprich mir aber, daß du wenigstens bis Weihnachten nach wie vor auch in dieser Beziehung mein Sohn bleibst! Hast du dann dein Abgangsexamen gemacht, so kannst

du ja nach deinen Willen handeln. Willst du mir darin entgegenkommen?

„Ja," sagte Paul, „herzlich gern!"

„Wohl also! Ich hoffe, daß du dich noch besinnst und einsiehst, daß Armut niemand schändet, und daß du bedenkst, wie viele vor dir auf Kosten anderer Leute studierten und doch die Besten im Lande wurden. Aber wie dem auch sei, diese unangenehme Geschichte hat jedenfalls das Gute gehabt, daß unsere Herzen sich gegeneinander aufschlossen. Brauchst du je Rat oder Hilfe, so komm zu mir. Ich kenne dich jetzt und ich habe dich herzlich lieb!"

Als Paul am Abend zur Mutter zurückkehrte, eilte sie ihm mit strahlendem Gesicht entgegen und schloß ihn in ihre Arme.

„Ist alles wieder in Ordnung, mein Herzenskind?" fragte sie.

„Ja, mein Mütterchen! Ich bleibe bis Weihnachten noch in Flussau. Dann aber will ich Lehrer werden und mir das Geld, das ich zum Studieren brauche, selbst verdienen."

Die Mutter fuhr erschreckt zurück. „Hat er dir denn nicht ganz verziehen?" fragte sie.

Pauls Lippen zuckten schmerzlich. „Ja, und er wollte, daß alles beim alten bliebe; aber das kann nicht sein! Doch wir haben ja noch ein halbes Jahr vor uns, mein Mütterchen!"

Mit diesem Troste gab sich denn auch die Doktorin zufrieden. „Steht er erst wieder mit den

Bewohnern des Pastorats auf vertrautem Fuße," dachte sie, „so wird er diese Ideen schon wieder aufgeben." Aber Mutter und Sohn waren doch noch in großer Aufregung, als sie ihr Lager aufsuchten. Sie lagen in der Nacht noch lange wach in ihren Betten und suchten Herr zu werden über die Eindrücke des ereignisvollen Tages.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wilhelm hatte den Freund bis nach Jakobsburg begleitet, einmal, weil sein Herz des Erlebten voll war und er das Bedürfnis hatte, mit dem Freunde darüber zu sprechen, dann aber auch, weil das der prächtigste Vorwand war, sein Pferd mitzunehmen und lange auszubleiben. Er befand sich in großer Aufregung. Seine ohnehin erregten Nerven ließen ihn die Spannung, in der er sich befand, noch quälender empfinden. Er hatte dem Freunde von dem Stelldichein erzählt und dieser hatte es durchaus mißbilligt. „Warum," hatte Paul gefragt, „hast du das junge Mädchen zu einem Schritt überredet, der es möglicherweise sehr kompromittieren kann? Auch abgesehen davon, daß ich von eurer Verlobung nichts Gutes erwarten kann, muß ich dich schon um deiner Geliebten willen bitten, auszubleiben. Es scheint mir wenig edel, ein solches Verhältnis gegen den Willen der Eltern anzuknüpfen und fortzuführen, und in solchen Fällen ist nicht das junge Mädchen, sondern der Mann verantwortlich. Darüber, daß euer Verhältnis gegen den Willen deiner und ihrer

Eltern geschlossen ist, könnt ihr euch keine Illusionen machen. Ich will von dir nicht verlangen, daß du Mathilde aufgibst, ich weiß, daß du das nicht kannst; aber wenn ihr euch wirklich liebt, wird eure Liebe doch auch andauern, ohne durch Küsse und Umarmungen bekräftigt zu werden!" — So sprach Paul, aber seine Worte vermochten nicht, Wilhelm anderen Sinnes zu machen. Sobald Paul ihn verlassen hatte, stieg er zu Pferde und eilte auf einsamen Feld- und Waldwegen Götzenhof zu. „Wenn sie mich liebt und ich sie liebe, was gehen uns da die Eltern an?" dachte er. „Wir sind, gottlob, keine Kinder, und wenn die alten Leute Vorurteile haben, so ist's an uns jungen, sie eines Besseren zu belehren." — Bei alledem war ihm doch unbehaglich zu Mute und sein Gewissen wollte sich nicht ganz zur Ruhe bringen lassen. Er ließ sein Pferd im Schritt gehen und ging nochmals mit sich zu Rate. Aber das wäre ja erbärmlich gewesen, wenn er jetzt, nachdem er selbst Mathilde um das Stelldichein gebeten hatte und sie ihn erwartete, ausgeblieben wäre. Also vorwärts! Noch jenes Birkenwäldchen und vor seinen Augen lag die Mauer des Hirschparks. Aber wie hinüber kommen? Die Mauer war hoch und kein Baum nahe genug, um als Leiter zu dienen. Über dem Hin- und Herreiten verging viel Zeit. Endlich half Wilhelm sich dadurch, daß er sein Pferd mit dem Rücken nach der Mauer zu stellte, den Halfter an einer Birke befestigte und vom Rücken des Pferdes aus einen tollkühnen Sprung machte.

Dieser glückte, es gelang ihm, den oberen Rand der Mauer, in der einzelne Steine ausgebrochen waren, zu erfassen und den Körper nachzuziehen. Das Herunterkommen war leicht, denn im Innern standen viele Bäume dicht an der Mauer. Unten angelangt, stand Wilhelm hoch aufatmend still. Sein Herz klopfte hörbar, ihm war zu Mute, als bestände er nicht sein erstes Liebesabenteuer, sondern als wollte er einen Einbruch begehen. Er horchte ängstlich, aber nichts regte sich. Nun eilte er auf den Fußspitzen über den weichen Rasen der Mitte des Parks zu, wo, wie er wußte, Mathildens Gartenhäuschen stand. Aber es war lange her, seit er zum letztenmale mit ihr dort gewesen war, und damals hatte er es am hellen, lichten Tage gesehen; jetzt war die Sommernacht zwar auch nicht finster, aber hier im Walde war es doch immer dunkel genug. So fand er sich denn, nachdem er wohl eine halbe Stunde vorwärts geeilt war, zu seinem Schrecken wieder an der Mauer. Als er still stand, um sich zu orientieren, erkannte er, daß er sich verirrt hatte und durchaus nicht wußte, wo er war. Der Tierpark war sehr weitläufig, man konnte in ihm lange umherirren, ehe man einen bestimmten Punkt fand. Wilhelm war in der verzweifeltsten Stimmung und wollte eben wieder auf gut Glück in den Wald eindringen, als es nicht weit von ihm in den Büschen rauschte und knackte. Er blieb wieder stehen. Wer konnte das sein? Er drückte sich fest an eine Tanne und hielt den Atem an. Das Rauschen im Laub und das

Brechen der Zweige dauerte fort. Es kam offenbar jemand immer näher, stand dann eine Weile still und schritt wieder vor. Wilhelm strengte seine Augen aufs äußerste an; endlich sah er, daß er einen stattlichen Edelhirsch vor sich hatte, der eben auf einer kleinen Lichtung wieder still hielt, mit dem Fuße stampfte und dann ein lautes, Mark und Bein erschütterndes Gebrüll ausstieß. Er hatte Wilhelm offenbar bemerkt und bot der fremden, ihm unheimlichen Erscheinung den Kampf an. Wilhelm erschrak. Er wußte, daß der Götzenhoffsche Hirschpark einen Hirsch beherbergte, vor dessen Wildheit sich jedermann fürchtete, und der nur dem alten Parkwächter, Herrn von Langerwald und seiner Tochter wohlwollte; er wußte auch, daß ein zorniger Hirsch ein gefährlicher Feind ist, und wußte es von diesem insbesondere nur zu gut, denn derselbe hatte vor etwa einem Jahr einen Buschwächter, der den Parkwächter besuchen wollte und sich unvorsichtig in den Park gewagt hatte, überfallen und ihn, obgleich der Mann mit einem derben Knotenstock bewaffnet war, entsetzlich zugerichtet. Mathilde hatte Wilhelm zwar versprochen, das Tier einzusperren und erst nach seinem Eintreffen als Liebeswächter wieder loszulassen, aber der Hirsch konnte sich ja befreit haben. Noch eine Hoffnung blieb übrig. Vielleicht war es ein anderer Hirsch, der sich verscheuchen ließ. Wilhelm trat also schnell vor und klatschte in die Hände, aber er schien dadurch den Zorn des Tieres nur noch angefacht zu haben. Der Hirsch kam langsam näher

und stand endlich kaum fünf Schritt vor Wilhelm, der sich, so gut er konnte, durch die Tanne deckte und sich bereit machte, bei einem Angriff zur Seite zu springen. Er war in einer furchtbaren Lage. Er wagte nicht, um Hilfe zu rufen — was hätte man dazu gesagt, wenn man ihn zu dieser Zeit hier im Parke gefunden hätte — und es ließ sich anderseits nicht absehen, wie er den Hufen und dem Geweihe des Hirsches, der immer lauter, immer zorniger brüllte, entkommen sollte. Jetzt beugte das stolze Tier den Nacken und stürzte vorwärts. Nur durch einen verzweifelten Sprung gelang es Wilhelm, dem Schicksale, gespießt zu werden, zu entgehen und sich hinter eine andere Tanne zu retten. Blitzschnell warf sich der Hirsch jetzt dorthin und Wilhelm flüchtete hinter einen anderen Baum. So wechselten sie in rasender Geschwindigkeit stets den Kampfplatz. Aber es war ein ungleicher Kampf. Glitt Wilhelm in der Dunkelheit, auf dem unebenen Boden, aus, so war er verloren; auch konnten auf die Dauer seine Kräfte es mit denen des Hirsches nicht aufnehmen. Schon rann der Schweiß in Strömen von seiner Stirn, er konnte kaum noch weiter springen, schon mehrmals hatten ihn die abstehenden Enden des Geweihes getroffen. Er sah ein, er mußte zu einer anderen Kampfart übergehen. Vor allem galt es, sich vor dem Geweih und den Hufen des Tieres zu schützen. Wilhelm sprang das nächste Mal nicht beiseite, sondern sprang dem Hirsch, noch ehe er vom Fehlsprunge ganz umkehren konnte, gerade entgegen

und ergriff mit beiden Händen die Wurzeln des Geweihes über der Stirn. Die Todesangst gab ihm Riesenkräfte und er drückte sich eng an den Hirsch. Vergeblich suchte das wütende Tier die Last loszuwerden; es warf den Kopf zurück, aber sein Feind blieb daran hängen; es stürzte mit ihm gegen einen Baum, aber Wilhelm ließ nicht los, obgleich er das Gefühl hatte, als würden ihm alle Knochen zerbrochen. Der Hirsch warf sich wie rasend zu Boden, der Feind blieb dicht an ihm; er warf sich ins dichte Gebüsch, der Feind ließ sich nicht abstreifen. Der Staub und der Rasen, den es aufwarf, blendeten Wilhelms Augen, das Brüllen des Tieres, das Knistern der brechenden Zweige, das Krachen des eigenen Leibes betäubten sein Ohr. Er hatte nur noch den einen Gedanken: „Was werden sie sagen, wenn sie dich morgen zerfleischt finden?"

Er hörte nicht, daß der Ton einer Pfeife greller und immer greller, näher und immer näher ertönte; er vernahm nicht den entsetzten Ruf einer Frauenstimme dicht neben ihm. Er sah aber einen Blitz die Dunkelheit erhellen, hörte einen Knall, fühlte, daß der Hirsch mit ihm niederstürzte und verlor dann die Besinnung. Als er wieder Gedanken fassen konnte, allmählich, anfangs wirr und wüst, dann immer geordneter, immer bestimmter, fühlte er, daß er nicht mehr auf dem feuchten Rasen, sondern auf einem Lager ruhte und daß man seinen Arm und seine Brust mit kaltem Wasser wusch. Er hörte auch, wie eine rauhe Männerstimme lettisch sagte:

„Er ist nicht tot, verlassen Sie sich darauf! Es würde ja sonst kein Blut fließen. Wie werden wir ihn nur nach Hause schaffen?"

„Ach, Jakob," hörte er Mathilde sagen, „ich fürchte, das wird nicht nötig sein. Soll ich nicht doch lieber Hilfe herbeirufen?"

„Wie Sie meinen, Fräulein! Das ist Ihre Sache. Aber nötig ist es nicht, und ich meine, der Herr Baron wird nicht gerade sehr erfreut sein, wenn er den Jungherrn hier findet!"

„Aber wenn er nun stirbt!"

„Das wird er gewiß nicht. Halten Sie nur die Wunde hier etwas auseinander, damit das Wasser hineinkommt. So!"

Wilhelm hielt die Augen geschlossen. Es war ein gar zu schönes Gefühl, so von der Geliebten gepflegt zu werden, und er fühlte sich überdies todmüde. Endlich hielt er es doch nicht mehr aus, sie in der Angst zu lassen, und schlug die Augen auf. Mathilde warf sich mit einem Jubelschrei auf ihn und bedeckte seine Stirn, seine Augen mit feurigen Küssen.

Auch Mathilde hatte den ganzen Tag in großer Erregung verbracht. Zwar wies sie die auftauchenden Bedenken ihres Gewissens damit ab, daß es ja nichts Schlechtes war, was sie vorhatte, und daß sie kein Unrecht beging, wenn sie mit ihrem Geliebten ein paar Stunden allein im Park zubrachte. Wenn das ohne Wissen der Eltern geschah, so lag das nur daran, daß Wilhelm noch zu jung war, um schon jetzt mit ihrem

Vater über ihre künftige Verbindung zu sprechen, und wenn sie der Mutter nichts davon gesagt hatte, so geschah es, um ihr unnütze Sorge zu ersparen; aber trotz all dieser Ausreden war Mathilde doch voll banger Erwartung und Spannung. Sie hatte den Parkwächter, den alten Jakob, ins Geheimnis gezogen, und er hatte, nachdem er zuerst allerlei Bedenklichkeiten erhoben und sich ohne Ende den Kopf gekratzt hatte, zuletzt darin gewilligt, das Parkthor zu hüten und den Hirsch einzusperren. Sie war den Tag über mehrmals ins Gartenhäuschen, das sie mon repos nannte, gegangen und hatte nachgesehen, ob in ihm alles in Ordnung war. Sie pflegte dort oft mit Lesen, Arbeiten, dem Füttern der Fasanen und Hirsche, oder auch mit Scheibenschießen halbe Tage zu verbringen.

So langsam auch die Sonne ihre Rundreise vollzog, endlich sank sie doch zum Horizont und färbte die Gipfel der Bäume mit purpurnem Rot.

Mathilde erklärte, sie würde in den Park gehen und erst spät zurückkehren. Da der Baron nichts lieber hatte, als wenn seine Tochter selbständig, ja excentrisch verfuhr, und auch alle anderen daran gewöhnt waren, sie ihre eigenen Wege gehen zu sehen, so wurde ihr kein Hindernis in den Weg gelegt. Sie eilte dann nach mon repos. Sie schärfte Jakob, der sie am Eingang in den Park erwartete, noch einmal ein, ja alle Pförtchen zu schließen, und überzeugte sich durch den Augenschein, daß der Hirsch wohlverschlossen war.

Mon repos war aus schlanken, ungeschälten Birkenstämmen sehr zierlich erbaut, und Tisch, Sofa und Stühle wetteiferten an Weiße mit den Wänden und dem Dach. Ein Bücherbrett enthielt die Lieblinge in Goldschnitt: Goethe, Reinecke Fuchs, altdeutsche Dichter, Don Quixote, zwei Mappen mit geduldigem Papier, das sich so gut beschreiben wie bemalen ließ. An der Wand hingen Büchse und Armbrust, auf dem Tisch lag ein Revolver neben der Reitpeitsche. Mathilde setzte sich auf die Bank vor der Thür und wartete. Von Zeit zu Zeit sah sie nach der Uhr und wartete weiter. Sie sah, wie erst noch die Wipfel der höchsten Bäume gerötet waren, wie dann nur noch die leichten Wölkchen hoch oben am Zenith in fliegender Glut strahlten, wie endlich die Nacht dunkel und immer dunkler auf die Erde herabsank. Warum kam er nicht? Längst schon konnte er bei ihr sein. Warum versäumte er leichtsinnig kostbare Minuten? So dachte sie anfangs. „Was kann ihn nur zurückgehalten haben?“ dachte sie dann und „wann kommt er, damit wir eine neue Stunde verabreden?“ — Endlich war's entschieden, daß er heute nicht mehr kommen würde.

„Laß den Wolfgang los, Jakob,“ sagte sie zu dem eben vorübergehenden Wächter, „der junge Herr kommt heute doch nicht mehr!“

Sie lehnte sich zurück an die Lehne der Bank und blickte hinauf zu den funkelnden, blitzenden Sternen am Firmament. „Wie lange,“ seufzte sie, „werde ich warten müssen, bis wir für immer

vereinigt sein werden?“ — Einen Augenblick lang meinte sie, daß es doch schön wäre, wenn Wilhelm ein oder zwei Jahre Landwirtschaft studierte und dann zurückkäme, um sich ein Gut zu kaufen, aber sie verwarf den Gedanken, er durfte nicht von dem Gelde seiner Frau leben. Sie schloß die Augen und träumte von einer schönen Zukunft.

Ein lauter Ton riß sie aus ihren Träumereien. Das war Wolfgangs Gebrüll. Ihr fuhr der Gedanke durch den Sinn, ob Wilhelm nicht doch noch gekommen war, und sie erschrak. Sie horchte ängstlich, aber alles blieb still. Dann ertönte das Gebrüll von neuem, kurz, abgerissen, zornig. Aber es kam von einer ganz anderen Gegend, als aus der Wilhelm hatte kommen wollen. Wieder das Gebrüll und jetzt wieder und wieder. „Fräulein,“ rief der herbeieilende Jakob, „um Gotteswillen, pfeift, am Ende ist es doch der Jungherr!“

Mathilde eilte in den Pavillon und ergriff die Pfeife und den Revolver. Rasch setzte sie die Pfeife an die Lippen, und ihr Pfiff drang schrill und gellend durch die stille Nacht. Kam Wolfgang nicht, so war das ein sicheres Zeichen, daß ihn etwas ganz Außergewöhnliches abhielt. Wieder erscholl das Gebrüll und jetzt nicht mehr von Zeit zu Zeit, nicht mehr stoßweise, nein, fort und fort. Mathilde flog wie ein Pfeil der Gegend zu, in der der Kampf stattfand; denn daß es sich um einen solchen handelte, erkannte sie an dem Krachen und Brechen der Äste. Endlich sah sie den Hirsch und dicht an ihm eine

dunkle Masse, die offenbar ein Mensch war. „Wilhelm!“ rief sie entsetzt, „Wilhelm, bist du es?“ — Sie erhielt keine Antwort. Jetzt war sie bei den Kämpfenden; sie erkannte Wilhelm, trat dicht an den Hirsch heran und jagte ihm die Kugel mitten ins Herz. Aber ach, mit dem Hirsch brach auch Wilhelm zusammen, und während der Hirsch sich wenigstens noch im Todeskampfe bewegte, blieb Wilhelm regungslos liegen. Mathilde warf sich verzweifelt über ihn, denn auch der alte Jakob, der mittlerweile herbeigekommen war, fand kein Wort des Trostes; auch er hielt Wilhelm für tot. „Schade, daß Sie schossen,“ sagte er, „dem Jungherrn konnten Sie doch nicht mehr helfen. Was wird der Herr sagen, wenn er den Hirsch tot findet?“

„Schweig!“ rief Mathilde heftig, „hilf mir den Herrn aufheben!“ — Der Alte gehorchte. „Der lebt noch,“ sagte er. Er brachte den Bewußtlosen, obgleich er mehrmals stehen bleiben mußte, um sich auszuruhen, glücklich nach mon repos.

„Mein lieber, lieber Wilhelm,“ rief Mathilde, als der erste Freudensturm über sein Erwachen vorüber war, „wie fühlst du dich? Bist du schwer verletzt?“

„Ich weiß nicht, ob ich es bin,“ erwiderte Wilhelm und machte einen Versuch, sich aufzurichten. Es gelang ihm. Er fühlte sich freilich sehr müde, sein Körper war wie zerschlagen, und seine fast ganz von der Haut entblößten Hände, sowie die vielen kleinen Wunden, die er im Kampf davongetragen

hatte, brannten wie Feuer; aber er wußte jetzt, daß er nicht ernstlich verwundet war. So richtete er sich denn auf, suchte seine Kleidung, die arg zerfetzt war, in Ordnung zu bringen und sah lächelnd zu, wie Mathilde eifrig bemüht war, durch kalte Umschläge seine Schmerzen zu lindern.

„Laß es genug sein,“ sagte er endlich, „schicke den Alten fort und setze dich zu mir; wir haben uns noch viel zu erzählen, denn es ist uns viel kostbare Zeit verloren gegangen!“

Als sie sich neben ihn gesetzt hatte und er sie umschlungen hielt, vergaß er aller seiner Schmerzen und begann von seinen Plänen und Hoffnungen zu erzählen. Die liefen auf einen kurischen Volkstribun im Talar hinaus. So gern Mathilde auch seinen feurigen Worten lauschte, so hatte sie doch von ihrem Vater ein zu großes Teil gesunden Menschenverstandes mit auf die Welt bekommen, um nicht mitunter im Schutze der Dunkelheit überlegen zu lächeln. Aber sie freute sich an seiner frischen Begeisterung und genoß in vollen Zügen das Glück, den Geliebten so ganz anders geartet zu sehen, als die anderen jungen Männer ihrer Bekanntschaft. Wilhelm erzählte ihr auch von den Ereignissen des Tages und sprach besorgt davon, daß Paul am Ende wirklich auf seinem Plan, in Zukunft auf eigene Kosten studieren zu wollen, bestehen würde. Mathilde beruhigte ihn über diesen Punkt, indem sie versprach, im schlimmsten Fall dafür zu sorgen, daß ihr Vater Paul seine Kasse zur Verfügung stellte.

Es wurde ferner beschlossen, eine regelmäßige Korrespondenz einzuleiten, und eine alte Dame, die früher in Götzenhof Haushälterin gewesen war und jetzt in Flussau lebte, wurde als Vermittlerin in Aussicht genommen. Auch kamen sie überein, Gretchen ins Geheimnis zu ziehen, weil diese es mit Recht schmerzlich empfinden konnte, daß ihr in einer so wichtigen Angelegenheit kein Vertrauen geschenkt worden war.

„Gretchen wird sich zwar gegen unser Verhältnis aussprechen," sagte Mathilde, „aber daraus mußt du dir nichts machen, Willi! Du weißt ja, wie sehr ich sie liebe, aber sie sieht das Leben denn doch gar zu sehr von der Jammerthalseite an. Wir werden einen tüchtigen Strauß mit ihr ausfechten müssen. Übrigens liebt sie Paul, wie ich dich liebe!"

„Ja, aber sie sind nicht verlobt. Das weiß ich. Sie würde das wohl für Unrecht halten, und dann, unter uns gesagt, ich weiß nicht, ob sie wiedergeliebt wird! Ich glaube es zwar, aber Paul fängt nicht davon an, und ich, als Bruder, kann ihn nicht danach fragen!"

Der alte Jakob störte die Unterhaltung, indem er Mathilde darauf aufmerksam machte, daß sie vermißt werden würde. „Gleich," sagte sie, aber sie blieben doch sitzen; „gleich," sagten sie auch zum zweiten, zum drittenmale.

Endlich ermannte sich Wilhelm. „Ich muß fort," sagte er und wollte sich erheben. „Gleich," erwiderte sie und hielt ihn wieder.

„Man muß dich ja vermissen, Mathilde," flüsterte er.

„Gleich."

„Mathilde, man wird mich sehen!"

„Gleich!"

„Mathilde, ich fürchte, die Morgenluft könnte meinen Wunden schaden!"

Sie ließ ihn los und sprang auf. „Wirst du reiten können?" fragte sie besorgt.

„Ich hoffe."

Sie gingen langsam durch den erwachenden Park. Die Schnarrwachtel schlug im Feld ihr lautes, eintöniges Lied; hie und da schlüpfte ein früh erwachter Vogel durch das Laub; der Tau lag wie ein zarter Schleier auf dem Rasen. Der alte Jakob trug bedächtig eine Leiter hinter ihnen her. Ach, da war schon die Mauer! Noch ein langer, langer Kuß, dann half Wilhelm sich mühsam die Leiter hinauf und verschwand hinter ihr. — Jakob, der mitgestiegen war, um Wilhelm aufs Pferd zu helfen, kam wieder zurück.

„Wie werden wir den Tod des Hirsches erklären?" fragte Jakob.

„Konnte er reiten?"

„Ja, er klagte über Schmerzen, aber es ging. Aber was werden wir dem Herrn sagen?"

Mathilde antwortete nicht. Sie wandte sich um und ging langsam mon repos zu. Sie fühlte sich noch von Wilhelm umschlungen.

Erst in mon repos kam sie ganz zu sich und sah mit Schrecken, daß das Sofa, die Diele, sie selbst voll Blutflecken waren. Aber sie konnte sich aus ihrer

Betäubung nicht aufraffen. „Dem Herrn,“ sagte sie mechanisch und ging langsam dem Parkthore zu; sie fühlte wieder nur, daß Wilhelm sie umschlungen hielt und sie immerfort küßte.

Als sie in ihrem Zimmer war und sich ausgekleidet und zu Bett gelegt hatte, sprach sie wieder mechanisch: „Dem Herrn,“ und fühlte wieder, daß Wilhelm sie umschlang und sie küßte, und ihre Lippen bewegten sich wie zum Kuß, bis sie in schweren, tiefen Schlaf versank.

Auch Wilhelm fühlte, während er durch den hellen Morgen im Schritt nach Hause ritt, wie Mathilde an seiner Brust ruhte, und er fühlte das auch, als er sich zu Hause todmatt in Kleidern auf sein Bett warf.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde erwachte nach kurzem Schlafe durch den Schreckensruf, den ihre Zofe ausstieß, als sie die Blutflecken auf ihren Kleidern bemerkte. Jetzt, da die Ruhe sie erquickt hatte und die Sonne hell ins Zimmer schien, war Mathilde wieder das selbständige, energische Mädchen wie immer. Sie befahl ihrer Dienerin, das strengste Stillschweigen zu beobachten, damit die Eltern, denen sie selbst mitteilen wolle, wie sie sich verletzt habe, nicht erschreckt würden, kleidete sich rasch an und eilte dann in den Tierpark. In mon repos fand sie Jakob eifrig bemüht, die Blutflecken aus Diele und Gerät zu entfernen. Sie schärfte ihm ein, sorgfältig auf das, was sie ihm sagen würde, acht zu geben, um sich nicht etwa in Widersprüche zu verwickeln. Sie wollte, sagte sie, zu Hause erzählen, daß sie gestern abend, durch das heftige Brüllen von Wolfgang aufmerksam gemacht, nach der Gegend geeilt sei, woher der Lärm ertönte, und dort den Hirsch im Kampfe mit einem Menschen gefunden habe. Als das Tier auf ihren Ruf nicht hörte, habe sie es niedergeschossen; dem Fremden aber sei es gelungen,

im Schutze der Dunkelheit zu entkommen. Sie erzählte ihm diese Version mehrmals, und er mußte sie wiederholen, um ihr zu beweisen, daß er sie verstanden und behalten hatte. Dann befahl sie ihm, sich auf den Schauplatz des gestrigen Kampfes zu begeben und sorgfältig nach verräterischen Überresten von Wilhelms Kleidung zu suchen und sie, falls sich welche finden sollten, aufzuheben und in Sicherheit zu bringen. Später sollte er mon repos um jeden Preis, schlimmstenfalls mit Hilfe des Hobels von den häßlichen Flecken reinigen. Nachdem sie des Alten Eifer noch durch das Geschenk eines Fünf-Rubelscheines angefeuert hatte, begab sie sich auf den Rückweg. Zu Hause fand sie die Eltern beim Kaffee und erzählte ihnen ihr gestriges Abenteuer nach der oben angegebenen Version. Die Mutter billigte ihr energisches Verfahren, der Vater aber geriet darüber in großen Zorn und war der Ansicht, daß es dem Fremden, der sich doch jedenfalls in diebischer Absicht über die Mauer geschlichen hatte, ganz recht geschehen wäre, wenn ihn der Hirsch getötet haben würde. Mathilde hätte, wenn sie sich so wenig besann, den Hirsch zu opfern, jedenfalls doch mit dem andern Laufe den Dieb niederschießen sollen, sie hätte aber am besten gethan, den Hirsch und seinen Gegner sich selbst zu überlassen. Er fügte noch, indem er ärgerlich mit seinem Taschentuche seinen Lorgnon rieb, hinzu, Wolfgang sei ein durchaus unersetzliches Tier gewesen, und man habe alle Ursache zu glauben, daß nun die Bäume im Parke binnen wenig Wochen ab-

gehauen und gestohlen, die Hirsche und Rehe aber abgeschlachtet und geraubt werden würden. Dann stieß der Baron die von ihm noch kaum berührte Tasse beiseite, stand auf, ging in den Vorsaal, nahm Hut und Reitpeitsche und begab sich ins Freie, um den Schauplatz des Kampfes und die Leiche des mutigen Wächters in Augenschein zu nehmen. Er befand sich eben am Rande des Teiches, auf dem Wilhelm neulich die Damen gefunden hatte, als der Roßhändler Moses aus einer der den Teich umschließenden Hecken hervorkroch, ihn mit lebhaftem Mienenspiel mit der Hand herbeiwinkte und mit lispelnder Stimme rief: „Herr Baron, Herr Baron, auf ein Wort!“

Der Baron, der über des Juden unvermutetes Erscheinen, sowie über die Vertraulichkeit und das Heimlichthun im Gebaren des Mannes im höchsten Grade empört war, blieb stehen und rief überlaut: „Was kriechst du da in den Hecken umher, du Schurke? Komm hierher, wenn du mir etwas zu sagen hast und sprich laut! Ich habe mit deinesgleichen keine Geheimnisse!“

Der Jude, der sich durch die abstoßende Antwort nicht warnen ließ, lief eilig herbei, stellte sich, ohne die Mütze vom Kopfe zu nehmen, vor den Baron hin, lächelte ihn verschmitzt an und sagte:

„Herr Baron! Wie haben Sie mit mir keine Geheimnisse nicht, wenn ich habe Sie mitzuteilen ein Geheimnis?“

Der Baron, der in hohem Grade über das selt-

same Wesen des Menschen erstaunt war und unruhig wurde, fragte ihn heftig, was das alles zu bedeuten habe.

„Herr Baron! Der junge Mensch, was vorgestern kam mit Ihre Damens, als wir machten den Handel wegen der Füchse, war den Pastor aus Jakobsburg sein Sohn?"

„Ja, aber was soll das?"

„Nu! kann man doch fragen, ob er ist den Pastor sein Sohn. Werden Sie hören auch, warum ich habe gefragt! Seind Sie doch ein gütiger Herr Baron und ein zuverlässiger Herr Baron, was kauft viele Pferde und was bezahlt die Pferde, was er kauft, bar! Seind Sie doch anders, als der Dseltepillensche Baron, was hat von mir gekauft" —

„Zur Sache, Moses, ins Teufels Namen," rief der Baron ungeduldig, „was geht dich der junge Wolfschild an?"

„Können Sie erfahren auch, was er mir geht an! Werden Sie erfahren, daß er Ihnen geht auch an. Aber der Dseltepillensche Baron hat gekauft von mir" —

„Gott straf mich," rief der Baron in höchster Ungeduld, „zur Sache, oder meine Reitpeitsche soll dich, so wahr ich lebe, lehren, mich ein anderes Mal unnütz aufzuhalten!"

Moses, der aus Erfahrung wußte, daß mit dem alten Herrn nicht zu spaßen war, und überdies glaubte, seine Neugierde hinreichend gereizt zu haben, um eines reichen Lohnes für seine Botschaft gewiß

zu sein, blinzelte den Baron listig an und fragte halblaut: „Herr Baron, haben Sie gewußt, daß der junger Mann gestern abend ist gewesen in Ihrem Park?“

Herr von Langerwald fuhr zurück. Ihm ahnte, was kommen würde; blitzähnlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Wilhelm jener Fremde gewesen und daß der Hergang der Sache von Mathilde nicht ganz getreu wiedererzählt worden war. Er kreuzte die Arme über der Brust und sagte kurz: „Vorwärts!“

„Nu, werde ich kommen vorwärts; werde ich erzählen alles. Gestern abend habe ich mit meiner Kobbel geschlafen hier im Kruge. Des Abends hab' ich gedacht: „Willst 'mal hinübergehen zum Nammikwirt, ob er dir nicht wird verkaufen seinen schwarzbraunen Hengst, wovor er hat verlangt vorige Woche den gora großen Preis von drei und siebzig Rubel. Nu! hab' ich gedacht, wenn er ihn dir wird verkaufen für fünfzig Rubel, kannst du ihn nehmen zu, vor den Apotheker in Jakobsburg, wer sucht ein Schwarzbraunen zu sein Pferd, zu ein Paar. Nu! bin ich gegangen zu ihm, aber er hat bestanden auf seinen sündhaften Preis, und ich hab' ihm gewünscht, der schwarze Korn soll wachsen vor seiner Thür, und bin gekommen zarrick durch die Felder. Seh' ich, wie kommt ein Reiter durch den Roggenfeld und reit' hin und her mangs der Mauer. Oi! denk' ich bei mir: ‚Das ist ein junger Mann, das ist ein großer Mann, das hat blonde Haare, das muß sein der Sohn von

seinem Tättle, das muß sein der Jungherr von dem Pastor aus Jakobsburg! Was will der hier zu die Zeit?' Hab' ich gedacht, ich werd' sehen, was er will und hab' mir versteckt im Roggen und hab' gesehen, was er will. Ist er geritten hin und wieder und hat immer gesehen nach der Mauer und dann hat er wieder gesehen nach der Erd', und dann hat er wieder gesehen nach rechts und nach links. ‚Moses,' hab' ich zu mir gesprochen, ‚gib acht Moses, der Jungherr will klettern über die Mauer und wenn er sieht nach der Mauer, dann sucht er a ausgebrochene Stell', und wenn er sieht nach der Erde, dann sucht er a hohen Stein, und wenn er sieht nach rechts und nach links, dann sucht er a Baum, was steht nah' genug an der Mauer!' Hernach hat er den Pferd gebunden mit dem Kopf an ein Baum und hat ihn zugekehrt mit den Hinterteil nach der Mauer und hat gethan einen grausamen Sprung und hat gekriegt zu fassen den Rand und ist gestiegen herüber. — Hernach ist es eine Zeitlang gewesen ganz still; dann hat der böser Hirsch angefangen zu machen ein fürchterlichen Gebrüll. Dann ist gefallen ein Schuß, aber nicht laut, sondern muß es gewesen sein aus ein Pistol, und hernach hat der Hirsch nicht mehr gebrüllt. Nu! hab' ich gedacht, willst sehen, Moses, was er hat gehabt vor! Ist doch en Sünde und en Schande von so 'n jungen Herren, hab' ich gedacht, daß er klettert des Nachts über die Mauer und schießt den Herrn Baron seinen Hirsch, und ist doch noch Sommerzeit. Hab' ich lange gelegen und habe müssen

warten, und seind mir die Kleider quatschnaß geworden von dem Tau. Hernach, wie es hat angefangen zu werden hell, ist der Jungherr wieder gestiegen herab, aber auf einer Leiter, was der Parkwächter hat gelassen vor ihm erst herunter. Und ist der Jungherr herabgestiegen, als ob er hätt' Eier in alle Taschen und die Sprossen hat er oben gehalten mit dem Kinn, statt mit die Hände, und die Hände hat er gehalten weit weg von sich, wie ein Paar Flügel von ein Puter, welcher ist bös! Der Parkwächter ist gestiegen nach ihm herunter und hat ihm den Pferd losgebunden, und der Jungherr hat dabei gestanden mit weit weggefallene Hände. Er ist gewesen mit Blut, der Jungherr, und seine Kleider sind gewesen zerrissen und zerkoddert, als ob er wär' nicht den Pastor aus Jakobsburg sein Sohn, sondern ein jüdischen Bettler sein Kind. ‚Wird's gehen, Jungherr?' hat der Parkwächter gefragt und hat ihn aufgenommen und hat ihn gehoben auf den Sattel. Der Jungherr hat genommen die Zügel zwischen den Zähnen und hat genickt mit dem Kopf und gesagt: ‚Sag' dem Fräulein,' hat er gesagt, ‚daß ich reiten kann!' und ist geritten fort im Schritt und hat gesehen aus, wie ein geschlagener Mann und ein zertretener Mensch. Wie der Parkwächter ist gewesen gestiegen wieder über die Mauer, bin ich herangelaufen und hab' gehört, wie er hat gesagt: ‚Was werden wir aber dem Baron sagen, Fräulein?' — Das gnädige Fräulein hat geantwortet und hat gesagt: ‚Konnte er reiten?' — Mehr hab' ich nicht gehört,

aber ich hab' gedacht bei mir: ‚Gott gerechter!‘ hab' ich gedacht, ‚was für ein Glück von dir, Moses, daß du bist gekommen diesen Weg und hast gesehen alles und hast gehört alles und kannst es sagen an den Herrn Baron!“

Moses schwieg und sah den Baron erwartungsvoll an. Letzterer blickte in heftiger Bewegung zu Boden. „Es ist gut, Moses,“ sagte er endlich aufsehend, und die zahllosen kleinen Fältchen um seine Augen bewegten sich, ineinander übergehend, hin und her. „Willst du nun auch den Lohn haben, den eine solche Kunde verdient?“

„Wenn der Herr Baron wird geben dem armen Moses noch einen besonderen Lohn, wird der nicht zuhalten die Hand!“

„Gut,“ sagte der Baron und fuchtelte mit der Peitsche hin und her. „Heda!“ rief er dann dem eben in einiger Entfernung vorübergehenden Gärtner zu, „gehen Sie in den Stall und schicken Sie mir den Kutscher und die Reitknechte her. Sagen Sie ihnen, jeder solle einen tüchtigen Strick mitnehmen! Ich habe erst noch ein anderes Geschäft abzumachen, Moses!“

„Ich kann warten,“ antwortete dieser und verbeugte sich.

Auf dem Teiche, der tief und von ziemlich weitem Umfange war, ruhte ein schmales, langes Floß, das dazu benutzt wurde, den Wäscherinnen als Standpunkt zu dienen, und das jetzt nicht weit vom Ufer regungslos dalag. Der Baron bestieg ein Boot, ruderte sich

ans Floß, zog dieses dann ans Ufer und setzte sich auf den Rand des Bootes.

„Bist du ein Freund vom Baden?“ fragte er den Juden.

„Nein,“ erwiderte dieser grinsend. „Ich kann nicht begreifen, wie man kann finden eine Freud' und haben ein Vergnügen, daß man geht ins kalte Wasser!“

„Es kommt nur auf den ersten Versuch an,“ fuhr der Baron lächelnd fort, indem er den Kopf beugte und über sein Lorgnon weg den Juden fixierte. „Wie wär' es, wenn du heute deinen ersten Schwimmversuch machtest?“

„Der Herr Baron sein ein lustiger Mann, ein witziger Mann, ein spaßhafter Mann,“ war die Antwort.

„Nein, ich meine es ganz ernsthaft,“ sagte der Baron, der den Kutscher und die Stallknechte, mit Stricken versehen, herbeieilen sah. „Ich habe die Absicht, dich deinen ersten und letzten Schwimmversuch abhalten zu lassen. Ich werde dich nämlich ersäufen lassen, du Hund!“

Der Jude versuchte zu lachen, aber ihm wurde doch unheimlich, als er die vier Leute an seiner Seite sah. Der Baron war durch seine Excentricität und seine hartnäckige Ausdauer im Durchsetzen auch der aberwitzigsten Einfälle bekannt; ihm war auch das Tollste zuzutrauen.

„Was der Herr Baron für grausame Scherze

kann machen!" sagte Moses und sah sich mit scheuen Blicken um.

„Bindet ihn," befahl der Baron.

Die Leute, die an den strengsten Gehorsam gewöhnt waren und in diesem Falle noch durch Nationalhaß angespornt wurden, fielen über den laut schreienden und sich verzweifelt wehrenden Roßkamm her und banden ihn in wenig Sekunden so fest, daß er kein Glied rühren konnte.

„Soll ich ihn knebeln?" fragte der Kutscher, ein langer, hagerer Mensch mit einem mächtigen Schnurrbart, indem er aus seiner Rocktasche ein großes, rot karriertes Taschentuch hervorzog und es in die Form eines Knebels brachte.

Der Baron nickte. Im nächsten Augenblick konnte der Geknebelte nur noch gurgelnde Töne ausstoßen. — Der Baron stand auf und trat vor ihn hin. „Du Schurke," sagte er langsam, „ich will dich lehren, um der Leute Höfe herumkriechen und mit deiner verfluchten Zunge die Töchter anständiger Leute verleumden!" — Dann rief er die Leute beiseite und gab ihnen so leise, daß der Jude ihn nicht hören konnte, seine Befehle. Diese bestanden darin, den Gebundenen an einen Strick zu binden, ihm den Knebel aus dem Munde zu nehmen und ihn so lange unter dem Flosse hin- und herzuziehen, bis er die Besinnung verlöre, ihn aber beileibe nicht etwa wirklich zu ersäufen. Dann trat er nochmals an den Juden heran.

„Schade um dich, Moses!" sagte er höhnisch.

„Bist ein geschlagener Mann, mußt sterben, wie eine Katze! Nehmt ihn!"

Die Leute hoben den Juden auf und trugen ihn auf das Floß, mit dem sie sich jubelnd vom Ufer entfernten. Dann verfuhren sie nach der ihnen gegebenen Vorschrift, warfen den laut um Hilfe Rufenden ins Wasser und zogen ihn der Länge nach unter dem Floße durch, worauf sie ihn unter rohen Späßen am anderen Ende wieder auffingen. Das trieben sie so fort, bis er endlich regungslos auftauchte und die Besinnung verloren zu haben schien.

„So," sagte der Baron, „und nun sorgt dafür, daß er wieder zu sich kommt!"

Sie banden ihn los und es gelang ihnen, den Geschwemmten in kurzer Zeit wieder zu sich zu bringen. Er sprang auf und sah sich entsetzt um.

„Mach, daß du mir aus den Augen kommst!" rief ihm der Baron zu, „oder ich laß die Hunde holen!"

Der Jude warf einen wirren Blick auf den Baron und seine grinsenden Helfer, hob mit beiden Händen seinen durchnäßten Kaftan auf und floh, so rasch ihn seine Beine tragen wollten, wobei seine von Nässe triefenden langen Haare ihm wirr und wüst um das totenbleiche Gesicht flogen.

Der Baron sah ihm ingrimmig nach. „In der guten alten Zeit hätte ich die Bestie wirklich ersäufen dürfen," murmelte er, und schlug den Weg, der in den Park führte, ein. Er wußte sehr wohl, daß der tolle Streich straflos bleiben würde, denn er war

der Verschwiegenheit seiner Leute gewiß und kannte Moses hinreichend, um zu wissen, daß er sein Abenteuer für sich behalten würde, um noch manchen Fuchs oder Rappen an den Baron zu verkaufen. Er fühlte aber noch das lebhafteste Bedürfnis, jemand zu prügeln und war fest entschlossen, ihm zu genügen. Wenn er sich dem Juden gegenüber ungläubig gestellt hatte, so geschah das nur aus Stolz. Denn er war nur zu sehr überzeugt, daß alles sich so verhalten hatte, wie Moses angab. Der Baron begab sich zum Gartenhäuschen und fand dort Jakob damit beschäftigt, mit einem Filzlappen den Boden von mon repos zu reinigen. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, auf den Alten zu, packte ihn am Kragen und schlug schweigend mit der Reitpeitsche so lange auf ihn los, bis er den Arm nicht mehr heben konnte. Der Parkwächter schwieg seinerseits ebenfalls und suchte sich nur durch lebhafte Bewegungen vor dem allzu hartnäckigen Verweilen der Peitsche auf einer und derselben Stelle des Körpers zu schützen. Endlich hörte der Baron mit dem Schlagen auf, setzte sich auf einen Stuhl, schlug das eine Bein über das andere und sagte, indem er den Knopf seiner Reitpeitsche an die Lippen preßte: „Erzähle!"

Da Jakob nicht bekannt war, inwieweit der Baron in die Ereignisse der vorigen Nacht eingeweiht war, geriet er in die größte Verlegenheit. Er entschloß sich dahin, den Hergang in der ihm von Mathilde eingeprägten Weise zu erzählen.

Als er schwieg, stand der Baron auf, packte ihn

am Kragen und verfuhr mit ihm, wie vorhin, setzte sich dann wieder und wiederholte lakonisch: „Erzähle!“

Jakob kam zu der Überzeugung, daß der Baron alles wußte, und daß ferneres Leugnen Mathilde nichts nützen ihm selbst aber schaden konnte. Er versprach also, um Verzeihung flehend, indem er die Kniee des Barons umfaßte, die ganze Wahrheit zu erzählen und erfüllte dieses Versprechen bis ins Detail, nur hin und wieder in seinem Bericht innehaltend, wenn die Augen seines Herrn ihn gar zu zornig anfunkelten. Er versicherte immer wieder, er sehe wohl ein, daß er vom Hofe gejagt werden müsse und gejagt werden würde, daß er verdient habe, gebunden dem Hauptmannsgericht eingeschickt zu werden, ja, daß er von Rechts wegen wert sei, niedergeschossen zu werden. Alles dieses sagte er aber nur, weil er den Widerspruchsgeist, der in dem Baron steckte, hinreichend kannte, um zu wissen, daß nichts ihn so sicher vor allen drei Eventualitäten schützen konnte, als eine seinerseits ausgesprochene Erwartung. Wie sehr er recht hatte, zeigte sich, als der Baron nach längerem Nachdenken also zu ihm sprach: „Gott straf mich! Hör mal, Jakob, wenn du zu schweigen verstehst, so soll dir nichts weiter geschehen. Ich verlange von dir auch so wenig Klagen oder Angaben über das Fräulein, daß ich dich vielmehr, falls du mir mit solchen kämest, kopfüber die Treppe hinunterwerfen würde; ich erwarte aber von dir künftig zweierlei: Erstens, daß du dem Fräulein bei seinen Thorheiten nicht noch behilflich

bist, und zweitens: daß du mir, wenn ich dich selbst nach solchen Dingen frage, die Wahrheit sagst. Daß der junge Herr mit meiner Tochter verlobt ist, wußte ich," fügte er hinzu, denn der Gedanke, der Knecht könne annehmen, daß seine Tochter hinter seinem Rücken ein derartiges Verhältnis hatte, war ihm unerträglich, „ich wußte nur nicht, daß sie noch so spät abends zusammenkamen."

Er fragte nun noch nach Einzelheiten des Kampfes, und der alte Mann, der seinen Herrn seit dessen Kinderjahren kannte, verfehlte nicht, Mathildens Entschlossenheit und Kaltblütigkeit, sowie Wilhelms Kraft, Mut und Gewandtheit ins hellste Licht zu stellen. Er sah, wie wohl seine Worte dem Baron thaten.

„Ein Teufelsmädchen," dachte dieser, als er wieder dem Ausgange des Parkes zuschritt. „Ein prächtiges, ein großes Mädchen! Mein Blut, Gott straf mich! Darum vorsichtig, Reinecke, vorsichtig! Jetzt gilt es klug sein! Widerspruch meinerseits wäre da Öl ins Feuer! Wenn überhaupt noch ein Mittel hilft, so ist das völliges Gewährenlassen! Der Junge geht fort; ich muß dafür sorgen, daß er ein paar Jahre lang nicht zurückkommt, und unterdes wird sie nicht blind sein! Ich werde sie im Winter nach Flussau bringen, im Sommer ins Bad, und es werden sich schon Leute finden, die ihr mehr zusagen, als dieser Knabe!"

Aber so recht glaubte der Baron selbst nicht an die Kraft dieses Mittels; die Langerwalds waren in Haß und Liebe ein stahlhartes Geschlecht, und Mathilde

war eine echte Tochter ihres Hauses. „Im schlimmsten Falle," tröstete sich der Baron, „ist das Unglück ja auch so alle Welt groß nicht. Der Junge ist, wenn auch kein Edelmann, so doch aus einer der besten und geachtetsten Familien des Landes, dazu erträglich wohlhabend und von noblem, ritterlichem Sinn. Ihm einmal das Indigenat zu verschaffen, würde so alle Welt schwer nicht halten. Dann mögen die beiden meinetwegen ein neues Geschlecht begründen. Das Sprichwort sagt: ‚Pastors Kinder und Müllers Vieh, wenn's gut gerät, ist's gutes Vieh!' Aber wenn es geht, soll sie mir doch lieber ihresgleichen heiraten! — An der ganzen Geschichte ist übrigens doch eigentlich wieder nur mein Lappen von Frau schuld, die sich um nichts bekümmert, als um Verse und um den Doktor. Ich will sie" — —

Damit ging er hinauf zu seiner Frau, die er in ihrem Boudoir, über eine Stickerei gebeugt, fand. Mathilde war nicht zugegen, das war ihm lieb. Er setzte sich der Baronin gegenüber in einen Sessel, schlug das rechte Bein über das linke, ergriff mit beiden Händen den rechten Fuß und fixierte die Dame mit gebeugtem Kopf über das Lorgnon weg. Ein Blick auf ihn genügte ihr, um zu erkennen, daß ihr eine jener Stunden bevorstand, in denen ihr Gemahl seine böse Laune an ihr auszulassen pflegte. Davon überzeugten sie seine Stellung, seine lachenden Augen, seine spöttisch übereinander gekniffenen Lippen. Sie machte die Bemerkung, daß er in diesem Augenblick einem Affen sehr ähnlich sah. Sie beugte ihren

Kopf über die Arbeit und erwartete geduldig den Angriff, der, wie sie wußte, nicht eher erfolgte, als bis nur noch die Linke den Fuß hielt, während die Rechte nach einer Schere griff, um jede Spottsalve mit leichtem Klirren begleiten zu können. Endlich beugte er sich vor und die Schere klirrte.

„Gott straf mich!" sagte der Baron im Tone größter Heiterkeit.

Die Baronin schwieg.

„Gott straf mich, Isalie!" wiederholte der Baron, indem er ihr durch das Hinzufügen ihres Namens zu verstehen gab, daß sie es nicht mit einem Ausrufe, sondern mit einer Anrede zu thun hatte. Seine Frau schien diesen Wink aber nicht zu verstehen, sie beharrte wenigstens in hartnäckigem Schweigen.

„Gott straf mich! Isalie, solltest du für deinen dir angetrauten Mann kein Wort mehr haben?"

Die Baronin errötete. „Ich kann nicht wünschen," sagte sie, „daß der gottlose Wunsch, der in deinem Lieblingsausrufe liegt, in Erfüllung gehe!"

Diese Antwort machte auf den Baron einen sichtlich angenehmen Eindruck; er reckte sich behaglich, wie jemand, der von einer sehr angenehmen Aussicht für die Zukunft spricht.

„Ich wünsche das wohl, Isalie! Jeder Christenmensch sollte sich das wünschen. Bist du keine Christin, Isalie?"

Sie schwieg.

„Ich wünschte, Isalie, du wärest eine recht eifrige Christin!"

Sie blickte auf und sah ihn erstaunt an.

„Ich bin der Meinung," fuhr er fort, „daß du in diesem Falle deinen häuslichen Pflichten mehr nachkommen würdest, meine Liebe, als das bisher der Fall gewesen zu sein scheint!"

„Hast du dich über etwas zu beklagen?"

„Über vieles, meine Teuere, über sehr vieles! Beispielsweise erlaube ich mir der Ansicht zu sein, daß von dem, was, deinen Büchern nach, wir fünf Menschen verzehren, die ganze Garde zu Pferde gesättigt werden könnte!"

Dieser Vorwurf war so ungerecht, daß er so wenig eine Antwort verdiente, wie er eine fand.

„Dann," fuhr der Baron langsam fort, „möchte ich, ehe ich zu etwas Wichtigerem übergehe, dich darauf aufmerksam machen, daß ich von meiner Frau erwarten zu dürfen glaube, daß sie bei Zusammenstellung des Speisezettels mehr auf meinen Geschmack, als auf den des Doktors Rücksicht nimmt!"

„Das geschieht auch, Friedrich, wie du ja selbst weißt. Es wird in dieser Beziehung nicht nur mehr, sondern einzig und allein auf dich Rücksicht genommen!"

„Gott straf mich!"

„Ja, Friedrich, nur auf dich!"

„Gott straf mich! Warum fährst du mich so an?"

„Ich habe dich nicht angefahren," sagte die Baronin mit vor Erregung zitternder Stimme, denn sie wußte nun, was kommen würde.

„Gott straf mich! Das ist weit gekommen! Ich darf nicht einmal mehr zu sagen wagen, daß ich es nicht in der Ordnung finde, daß der Doktor als Hauptperson in meinem Hause behandelt wird, ohne angefahren zu werden! Ich darf das nicht einmal in der bescheidensten Form auszudrücken wagen; dieser Gedanke darf mir gar nicht einmal durch den Kopf gehen!“

Die Baronin erhob sich, richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und wollte das Zimmer verlassen. Ihr Gemahl rührte sich nicht, ließ sie aber keinen Augenblick aus den Augen.

„Jetzt soll sogar deine Tochter dieselben Pfade wandeln; in der That sehr mütterlich!“

Die Baronin, die schon die Thür erreicht hatte, wandte sich um und trat vor ihn hin: „Was soll das heißen, Friedrich?“ fragte sie.

„Das soll heißen, daß du besser thätest, deine freundliche Gesinnung gegen die Litteraten nicht auch auf deine Tochter zu verpflanzen!“

„Ah, also, das sind die Pfade, die ich wandle?“

„Leider!“

„Damit hat es keine Not!“ sagte sie und wandte sich um, um zu gehen.

„Du solltest bedenken,“ fuhr ihr Gemahl fort, „daß nicht jede das Glück hat, in deinem Alter zu stehen und einen so kühlen und vorsichtigen Liebhaber zu haben, wie du!“

„Friedrich,“ sagte sie traurig, „ich bitte dich nicht, mich mit solchen Roheiten zu verschonen; du solltest

bei deinen Scherzen aber wenigstens unser Kind aus dem Spiele lassen!"

„Ja, wenn ich das nur könnte! Das ist's ja eben, was ich will! Dein platonisches Verhältnis mit dem Doktor macht mir sehr wenig Sorge, denn weiter zu gehen ist der Biedermann viel zu furchtsam, und daß er sich durch Liebesgeplauder mit dir eine bessere Verköstigung auszuwirken glaubt, dagegen habe ich nichts. ‚Chacun a son goût' sprach der Ochs zur Kuh! Wenn aber mein Kind anfängt, bei Nacht und Nebel Rendezvous zu haben, so geht mir das über den Spaß, und ich frage die Mutter: „Wo warst du, als das geschah?"

„Das ist eine abscheuliche Verleumdung, Friedrich! Wer dir das gesagt hat, hat frech gelogen. Mathilde hat nie etwas Derartiges gethan!"

„Gott straf mich! Hast du schon gehört, Frau, daß ich etwas als wahr erzählte, was sich nachher als nicht zuverlässig erwiesen hätte? Ich will dir nun aber etwas sagen: ‚Ein andermal sprich weniger von Schiller und Goethe und denke mehr an dein Kind!'. Würde ich einmal zu der Überzeugung kommen, daß dein platonischer Hausfreund dich allzusehr von deinen Pflichten abzieht, so würde ich ihm ohne weiteres den Stuhl vor die Thür setzen. Von jeher hat man mit Recht von den Müttern verlangt, daß sie über alles au fait sind, was ihre Töchter angeht. Und nun frage ich dich: ‚Weißt du, daß deine Tochter mit Wolfschilds Sohn ein Liebesverhältnis hat? daß sie gestern nacht im Parke mit

ihm zusammengewesen ist? daß sie um seinetwillen mir meinen Wolfgang niedergeschossen hat?"

„Nein," erwiderte die Baronin mit fester Stimme, „ich weiß von alledem nichts, gar nichts; denn das alles ist nicht wahr!"

„Das alles ist nicht wahr!" spottete der Baron; „du hast in solchen Fällen eine angenehme, wohlthuende Bestimmtheit. Du folgst in solchen Fällen nur deinem Gefühl und in der That mit glänzendem Erfolge. Wie wäre es aber, wenn du jetzt, statt dich den Eingebungen deines Gefühls zu überlassen, zu deiner Tochter hinaufgingest und sie nach der Wahrheit oder Unwahrheit dieser von ihrem leiblichen Vater ausgesprochenen Verleumdung fragtest? Mir scheint das ein ebenso praktisches, wie empfehlenswertes Verfahren!"

Frau von Langerwald befolgte den Rat ihres Mannes und verließ das Gemach. Der Baron stand auf, ging auf sein Zimmer, steckte einige geheftete Büchelchen mit der Inschrift: ‚Inventar am ꝛc.' — in seine Tasche, begab sich in den Stall und kündigte plötzlich eine Generalrevision des Inventars an. Nachdem er hier die erwünschte Gelegenheit, seine böse Laune auszutoben, gefunden hatte, begab er sich zu gleichem Zweck und mit gleichem Erfolg in den Viehstall und in die Ackergerätscheune und kam erst nach einigen Stunden zurück. Jetzt ging auch er zu Mathilde hinauf.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Vorsichtig, Reinecke," sprach der Baron zu sich, während er die Treppe hinanstieg, „vorsichtig. Vergiß nicht, daß das Mädchen kein Maul hat und daß Graf Sandor selber sie nicht aufhielte, wenn sie die Trense zwischen die Zähne nähme!" — Vor der Thür blieb er einen Augenblick stehen und horchte. Es war im Zimmer mäuschenstill, seine Frau also nicht mehr dort.

Als er eintrat, erhob sich Mathilde von ihrem Stuhl und eilte ihm entgegen. Er drückte sie an sich und richtete ihren widerstrebenden Kopf auf. „Du hast geweint, mein Turteltäubchen," rief er, als er ihre rotgeweinten Augen bemerkte. „Ist der Sperber auf dich gestoßen, meine Lerche? Mag er sich vorsehen, daß ihm nicht ein Stärkerer über den Hals kommt! Ja mag er!"

„Es ist nichts, Papa! Bist du böse auf mich?"

„Nein, mein Vögelchen, durchaus nicht, aber wir wollen ein paar ernsthafte Worte miteinander reden, wenn's dir recht ist und du es deinem alten Vater

nicht übel nimmst, daß er Freundespflicht an dir erfüllen will. Komm, wir wollen uns auf das Sofa da setzen!"

Der Baron verschloß die Thür, und sie nahmen auf dem kleinen Sofa unter dem Epheu Platz.

„Und nun, mein Reh," begann der Baron, indem er die Tochter zärtlich auf die Stirn küßte, „will ich dir mein Herz ausschütten. Siehst du, ich bin ein zu alter Waidmann, um nicht zu wissen, daß gerade das beste Wild am ehesten austritt und fremde Äsung sucht; will's dir auch nicht zur Schuld anrechnen, daß du nicht den Buschwächter um Rat gefragt hast, welcher Bock dir gefallen soll, denn eine Ricke ist keine Kuh und ein Buschwächter ist kein Viehpfleger! Dazu ist natürlich und althergebracht, daß man in Liebessachen mehr Vertrauen hat zu Milchbärten, als zu Graubärten, und den Liebsten für einen zuverlässigeren Freund hält, als den Vater. Auch weißt du hoffentlich, daß ich nicht der Mann dazu bin, mein Kind nach dem Geldgewicht zu verheiraten, und daß Wappenglanz mich nicht lockt; weißt hoffentlich auch, daß ich dich zu gut kenne, um zu glauben, daß ich, wenn ich je auf dergleichen sänne, es bei dir durchsetzen könnte; denn du bist mein echtes Kind und in dir fließt, Gott straf mich, meiner Väter trotziges Blut, das kein Gesetz kennt, als den eigenen Willen. Aber Mathildchen, in dem Acker, den du da angebrochen hast, stecken viele Stobben. Daß der junge Mann kein Edelmann ist, thut nichts, einmal, weil's deine Sache ist, ob du

einmal mit ‚Madame' zufrieden bist oder nicht, dann aber auch, weil ich es mir durchzusetzen getraue, daß er einmal das Indigenat bekommt; denn sein Vater hat viele Freunde unter uns, der Name hat einen guten Klang, und er wird als dein Mann einmal reich sein!"

Mathilde drückte dem Vater die Hand; er küßte sie mehrmals auf den Mund und fuhr fort:

„Aber gerade darin, daß du einmal reich sein wirst, liegt auch eine Gefahr. Ihr jungen Leute denkt jetzt wohl nicht anders, als daß Wilhelm später auch als dein Mann Pastor bleibt und von seinem Erwerbe lebt. Glaube es aber einem alten Manne: das ist eine Illusion! Ein Pastor, dessen Frau ein so großes Vermögen hat, kann keiner bleiben; das führte auch der wackerste Mann nicht durch. Er müßte also sein Amt aufgeben und Gutsbesitzer, das heißt mit anderen Worten, Verwalter der Güter seiner Frau werden! — Unterbrich mich nicht, mein Kind, ich weiß, was du sagen willst. ‚Mein Gut ist sein Gut,' willst du sagen, ‚und meine Habe ist seine Habe!' — So denkt der, des die Habe ist, aber nicht der andere. Ist er ein vornehmer Mann, und nur an der Seite eines solchen kann ich mir mein Kind denken, so reibt das Hemd, das seine Frau ihm angeschafft hat, ihn wund, und auch der leichteste Traber stößt, den er für ihr Geld erwarb. Er möchte lieber als Tagelöhner sich und sein Weib bei saurer Grütze und Hering ernähren, als sich von ihr bei Champagner und Pasteten erhalten lassen.

Wenn er das nicht kann, so wird er mißtrauisch und hart, und das Glück fliegt davon, noch ehe die Zeit es flügge gemacht hat. Es gibt nichts Eckigeres und Schneidenderes, nichts Unerträglicheres, als einen vornehmen Mann, der nicht sein eigener Herr ist, der sich von Verhältnissen, die er nicht ändern kann, gedrückt fühlt. Er würde dir zwei Dinge nie vergeben, an denen du unschuldig bist und denen du auch nicht abhelfen kannst: daß du von altem Adel und daß du reich bist! Je hochgesinnter er ist, um so härter würde er dich behandeln, einzig und allein, damit auch in der bösesten Stunde nie in dir der Verdacht aufsteigen könnte, daß er dich deshalb gewählt habe. — Sage nicht: ‚Nun, so will ich mein Geld dem Lande schenken, und als Pastorin Wolffchild bin ich so gut bürgerlich wie er!“ Das ist ein zu unnatürlicher Schritt, als daß sich darauf auf die Dauer ein Menschenglück bauen ließe. Auch müßtest du dich dazu losmachen von deiner Familie, die Rebe müßte sich lösen vom Weinstock, und es bleibt doch selbst das unvernünftige Vieh, die Feldhühner, in einer Kette beisammen. Aber auch in dem jungen Mann selbst liegt manches, was du nicht wahrnimmst, ich aber erkenne; denn so kurz die Tochter sieht, so scharf blicken die Eltern. Er ist feurig, leidenschaftlich, voll edler Gesinnung, aber noch jung, sehr jung, nicht nur den Jahren, sondern auch dem Charakter nach. Kannst du dein Lebensglück auf ein so schwankendes Fundament bauen wollen, dein Nest auf einem Bäumchen anlegen, von dem du noch nicht

wissen kannst, ob es einmal eine Edeltanne wird, oder eine Krüppelfichte? Aber selbst, wenn er ein rechter Mann wird, wer steht dir dafür, daß ihr euch vollständig miteinander einlebt? Wer bürgt dir dafür, daß du in seiner Abwesenheit nicht jemand anders lieb gewinnst, oder er sein Auge auf eine andere wirft? Ich gebe zu, daß beides höchst unwahrscheinlich ist, aber es ist doch schon zu oft und zu vielen geschehen, als daß ihr euch beide davor gesichert dünken könntet. Und damit komme ich zu der Moral meiner ganzen langen Rede. Ich verlange von euch nicht, daß ihr euch aufgebt, aber ich bitte euch um eines: ‚Verlobt euch nicht!‘ Thue deinem Vater den Gefallen, mein Kind, und warte damit, bis er von der Universität zurückgekehrt ist, bis er auch dem Geiste nach erwachsen ist! Nimm mir's nicht übel, aber noch seid ihr beide denn doch nur große Kinder. Habt ihr euch wirklich lieb, so ist es später noch immer Zeit genug, euch zu finden. Versprich mir, daß ihr euch nicht verloben werdet!“

„Vater, das kann ich nicht, denn wir sind schon verlobt!“

„Nun, so nenne es anders! Versprich mir, daß ihr euch in dieser Zeit nicht sehen und nicht schreiben wollt. Willst du mir das versprechen? Denke daran, daß du keinen Menschen hast, der dich mehr liebt, als ich, nicht hast und auch nie haben wirst; denke daran, daß die Kinder Vater und Mutter ehren sollen, damit sie lange leben und es ihnen wohlgehe auf Erden; denke daran, daß du selbst einmal Mutter

sein und um das Glück deiner Kinder bemüht sein wirst. Glaubst du freilich, daß dein Liebster eine solche zeitweilige Trennung nicht aushielte, Gott straf mich, ohne an seiner Liebe Schaden zu nehmen, so mag er herkommen; ich will ihn dann willkommen heißen als meinen Sohn!"

„Ich will's thun, Vater," sagte Mathilde und sah ihn mit großen, leuchtenden Augen an. „Da hast du mein Wort darauf, daß ich ohne deine Einwilligung keine Silbe mehr zu ihm sprechen, ihm keine Zeile schreiben will. Gott straf mich, Vater," fuhr sie mit zornigem Zittern in der Stimme und funkelnden Augen fort, „es kann dein Ernst nicht gewesen sein, daß er die Trennung nicht sollte aushalten können. Der Mann, der deine Tochter geküßt hat, der wird ihr Gemahl oder" — sie sah starr vor sich hin, „oder" —

Der Vater blickte sie entzückt an. „So ist's recht, mein Kampfhahn," rief er. „Brauch die Sporen; aber gegen den Vater hast du sie nicht nötig! Habe von dem Manne, der dich geküßt hat, nichts Schlimmes sagen wollen! Verhüt's Gott, daß er je etwas Schlimmes thäte! Würdest mich dann auch an deiner Seite finden! Könnte aber nichts Schlimmes darin finden, wenn er, so lange ihr ungebunden und frei seid, aufhörte dich zu lieben! Also, du willst das Experiment wagen?"

„Vater, wie sprichst du? Hältst du mich für so demütig, daß ich darin ein Experiment sollte sehen können, wenn ein Mann, der mich liebt, vier Jahre

lang nichts von mir hört? Eines Hühnerhundes Gedächtnis bestände diese Probe!"

„Viktoria!" dachte der alte Fuchs, „so ist's recht, sie wird warm; vielleicht erobere ich mir auch noch den Abschied! Jedenfalls," sagte er laut, „würde ich mir ihn an deiner Stelle noch einmal herbitten lassen! Ihr werdet viel zu besprechen haben! Ich habe nichts gegen sein Herkommen!"

„Ich danke dir," sagte Mathilde stolz, „aber wir werden uns auch ohne Abschied treu bleiben! Teile ihm meinen Entschluß mit, sage ihm, daß ich ihn um" — sie sann einen Augenblick nach, „um fünf Jahre hier erwarte, und Vater, behalte den Tag, um fünf Jahre steht er hier!"

„Glaub's gern, mein Töchterchen, und Gott straf mich, ich will ihn dann herzlich willkommen heißen!" Er stand auf.

„Fährst du ins Pastorat?" fragte sie.

„Ja, mein Liebchen!"

„Grüße ihn, Vater! Sage ihm, daß noch auf jeden Winter ein Frühling gefolgt ist!"

Als der Vater sie verlassen hatte, sprang Mathilde auf und durchmaß mit schnellen Schritten das Zimmer. Der Gedanke, daß es einer Verlobung bedürfen sollte, um Wilhelm an sie zu fesseln, hatte sie bis ins innerste Herz empört; sie war in der Stimmung, sich zu verpflichten, ihn zwanzig Jahre nicht zu sehen und doch gewiß zu sein, von ihm geliebt zu werden, ihn zu lieben. „Fünf Jahre sind nicht die Ewigkeit," murmelte sie; „es hat schon manche deutsche Frau

länger auf ihren Herrn und Gemahl warten müssen, wenn er ausgezogen war auf einen Kreuzzug, oder in Italien, oder in Gefangenschaft war. Das hat an ihrer Liebe nichts geändert. Es ist auch besser so, das Zusammensein auf kurze Zeit macht den Sinn doch nur trübe und das Herz sehnsüchtig. Mein ist er, mein bleibt er und mein wird er sein! Guten Morgen, Frau Strohwitwe," rief sie und stellte sich vor den Spiegel, neigte sich, beugte sich und ihre Augen leuchteten keck und übermütig. „Siehst nicht aus, du kleine Person, wie jemand, den man so leicht vergißt!" Sie griff nach ihrem Strohhute, stieg leichten Schrittes die Treppe hinab und eilte, ein frohes Lied summend, ins Freie. Ihr Herz war so leicht, wie ihr Schritt; sie hatte sich auf einen härteren Kampf mit dem Vater gefaßt gemacht.

„Du bist gefangen
In meinem Herzen;
Verloren ist das Schlüsselein,
Nun mußt du ewig drinnen sein!"

hieß es in dem alten Liede, das sie sang.

Der Baron war auch seinerseits mit dem Ausgange der Unterhaltung sehr zufrieden. Er steckte die Hände tief in die Hosentaschen und ging, laut pfeifend, über den Hof nach dem Stalle. „Zeit gewonnen, alles gewonnen," dachte er; „soll's aber durchaus nicht anders kommen, nun — dann ist er jedenfalls kein Kind mehr, sondern ein Mann! Muß

aber nun hinüber zu Reinhard und das Eisen schmieden, dieweil es warm ist!"

Im Pastorate fand er den Freund in sehr trüber Stimmung.

„Mein Junge ist gestern verunglückt," sagte der Pastor, „und hat sich entsetzlich zugerichtet. Er war abends noch in Jakobsburg und auf dem Heimwege hat ihn die Lust angewandelt, noch einen Spazierritt zu machen. Als er bei den Steinbrüchen durch den Fluß reiten wollte, ist das Pferd scheu geworden und hat sich mit ihm überschlagen; da haben ihm denn die vielen spitzen Steinchen übel mitgespielt. Seine Haut sieht aus wie ein Sieb, und die Hände sind geschunden. Der Doktor versichert zwar, sein Zustand sei nicht gefährlich, aber ich fürchte doch für ihn. Das Pferd muß ihm gerade auf die Brust gefallen sein. Es ist mir ganz unbegreiflich; der Rappe ist sonst das sicherste Tier von der Welt. Ich reite ihn seit fünf Jahren täglich und habe ihn noch nie scheuen sehen!"

„Was hat ihn denn so erschreckt?" fragte der Baron.

„Das weiß mein Sohn nicht. Wird wohl ein Fuchs gewesen sein; in den Gruben läßt der Neuhöffsche oft Köder auswerfen!"

„Kann ich zu ihm?"

„Ja, komm, du bist ja auch ein Stück Mediziner, vielleicht kennst du ein Mittel, ihm wieder zu Haut zu verhelfen! Du kannst dir denken, wie wir erschraken, als wir ihn heute morgen in Kleidern

und über und über mit Blut befleckt in seinem Bette fanden."

Der Baron seufzte. „Ja, ja," dachte er, „mit meinem seligen Wolfgang war schlecht Kirschen essen."

„Ist der Gaul auch verletzt?" fragte er.

„Nein, denke dir, nicht im mindesten! Auch nicht ein Schrammchen ist an ihm wahrzunehmen!"

„Muß ein höchst merkwürdiger Fall gewesen sein! Wirklich! Habe mein Lebtag nichts derartiges erlebt!"

Im Krankenzimmer saßen Gretchen und die Mutter an Wilhelms Bett und kühlten seine Wunden mit Eiswasser. Als Wilhelm den Baron eintreten sah, wandte er sich ab, um das flammende Rot zu verbergen, das, wie er fühlte, in seinem Gesicht aufstieg. Er mußte sich aber doch wieder umwenden und den Baron ansehen. Es schien Wilhelm, als ob dieser seine Besorgnis bemerkte und ihrer spottete.

„Gott straf mich! Wilhelm," sagte er, indem er neben dem Bette Platz nahm, „müssen nicht so spät nachts noch ausreiten! Gott beschert über nacht beides, Gutes und Böses! Die Nacht ist keines Menschen Freund! Nun, was war's denn, was Ihr Pferd so erschreckte? Doch nicht etwa ein Hirsch?"

„Wie sollte ein solcher wohl in die Brüche kommen?" fragte der Pastor.

„Nun, ich weiß ja auch nicht, wie dein Sohn zu einem Hirsche kommen sollte. Wünsche ihm auch ein solches Rendezvous durchaus nicht, denn sie sind unangenehme, wachsame Tiere. Ich sage dir, Reinhard,

ein Hirsch ist schlimmer, als der beste Fanghund; ein Hirsch hat schon manchen geschoren heimgeschickt, der nach Wolle kam!"

„Verwundet dich der Hirsch, wird dich der Tod ereilen,
Der Wundarzt aber wird des Ebers Hauer heilen!"

„Haben Sie heftige Schmerzen?" fragte er, als Wilhelm es nicht länger aushielt und sich stöhnend abwandte.

„Ja!" war die Antwort.

„Was wird das werden?" dachte Wilhelm, „er weiß von allem!"

„Um auf unseren Hirsch zurückzukommen," fuhr der Baron fort, „so ist dem, der mit einem solchen zu thun bekam, namentlich in Sachen der Liebe, nicht zu helfen, und er muß, Gott straf mich, nach dem Nürnberger Rechte die Prügel behalten, die er bekommen hat. Aber wirklich, Wilhelm, Sie müssen ein andermal nicht so weit reiten, wenn Sie Sommerluft einatmen wollen. Sie haben das ja zu Hause im Parke näher, und: ‚Wer gut sitzt, rücke nicht!' heißt es im Sprichwort. Namentlich vor dem Flusse müssen Sie sich in acht nehmen. ‚Oft fängt man Fische von ungefähr, da man nicht meinte, daß einer wär!' Nun ich hoffe, Sie werden künftig das Feuer scheuen und das: ‚Bleibe im Gleise, so gehst du nicht irre!' beherzigen! Wer läßt Sie auch von Jakobsburg nach dem Pastorat über die Steinbrüche reiten! Aber gefährlich ist's ja wohl nicht, mein junger Freund, und halten Sie sich still, so sind Sie in ein paar Tagen wieder munter! Komm, Reinhard,"

wandte er sich dann an den Alten, „ich habe dir noch etwas unter vier Augen zu sagen!"

Im Zimmer des Pastors umfaßte er den Freund und sagte, während sie langsam auf und nieder gingen: „Mache dir keine unnütze Sorge, mein alter Freund! Dein Junge ist in acht Tagen wieder so munter wie ein Fink im April. Ich will dir auch sagen, was ihm gestern zugestoßen ist!"

„Nun?" fragte der Pastor erstaunt, indem er stehen blieb.

„Die ganze Pferdegeschichte ist nicht wahr; der Junge ist so wenig mit dem Pferde gestürzt, wie du und ich. Er ist gestern nacht in meinem Hirschpark gewesen und dort meinem bösen Hirsch, dem Wolfgang, unter die Hände, oder richtiger gesagt, vor's Geweih gekommen. Der hat ihn so zugerichtet. Meine Mathilde ist noch eben zur rechten Zeit hinzugelaufen und hat das Tier niedergeschossen, sonst wäre es um ihn geschehen gewesen. So aber hat's nichts auf sich; Haut wächst wieder!"

„Aber wie ist er denn spät nachts in deinen Park gekommen?"

„Das ist's eben, worüber ich mit dir reden will! Er hat da ein Rendezvous mit meiner Tochter gehabt!"

Der Pastor prallte zurück. „Nicht möglich, Reinecke, das muß ein Irrtum sein!"

„Nichts weniger als ein Irrtum. Ich habe es aus meines Kindes eigenem Munde. Haben sich dir die beiden verlobt; sie ging in den Park, er stieg

hinein, und das junge Blut war dir da die ganze liebe Nacht beisammen. Nun — bitte, höre mich erst zu Ende — habe ich zunächst dem einen Riegel vorgeschoben und mir von meinem Mädel das Wort ausgewirkt, daß sie für's erste nicht mehr zusammenkommen wollen. Das ist die Hauptsache, denn, Gott straf mich! so junges Volk sieht im Dunkeln nicht, was es thut, und wenn man mit Füchsen zu thun hat, muß man den Taubenschlag zumachen. Das habe ich alles nur dadurch durchsetzen können, daß ich an dem Verhältnisse selbst nicht rührte, nur Korrespondenz und Wiedersehen abschnitt; denn da mit väterlicher Autorität dreinzufahren, wäre bei meinem Wildfang Öl ins Feuer gewesen. Nun mußt du dir bei deinem Sohne dasselbe Versprechen auswirken, was ja wohl gelingen wird. Haben wir sie erst für die nächsten vier oder fünf Jahre auseinander, so ist damit viel gewonnen. Man mag lieben, wie heiß man will, Augen behält man deshalb doch immer im Kopf, und ein stattlicher Mann und ein schmuckes Mädchen erscheinen einem darum nicht häßlicher, weil man verlobt ist. Fahre nur beileibe nicht derb zu, Reinhard, sei einmal etwas mehr Fuchs und etwas weniger Löwe. Mit Widerspruch richtet man in solchen Fällen nichts aus; abwarten und den allgemeinen Regulator, die Zeit, walten lassen, ist da das Beste und Klügste! — Ich weiß, daß dir eine Verbindung zwischen unseren Kindern noch viel unlieber wäre als mir, denn du hängst im Grunde noch mehr am Alten als ich. Auch würde dein Junge dadurch

noch mehr aus der Bahn des bei euch Hergebrachten gerissen werden, als meine Tochter, aber eben darum — vorsichtig, vorsichtig und noch einmal vorsichtig! Willst du dein Pastorat nicht einmal in fremde Hände übergehen sehen, ist dir der Gedanke, daß dein Sohn einmal der Verwalter der Güter seiner Frau werden soll, unerträglich, willst du ihn sein Leben lieber als Repräsentanten einer alten, ehrwürdigen bürgerlichen Tradition, als als neugebackenen Edelmann verbringen sehen, so thue beileibe nichts, was seinen Widerspruch reizen könnte. Stelle ihm das Mißliche eines solchen Bundes mit ruhigen, freundlichen Worten vor, aber versprich ihm deinen Segen, wenn er nach vollendetem Studium noch eben so denkt, wie heute. Glaube mir, deine Worte werden schon zu ihrer Zeit wirken. Siehst dem Waldboden Jahr und Tag nicht an, daß er besäet ist; kommt aber seine Zeit, so steht Stämmchen bei Stämmchen und ist kein Samenkörnchen verloren gegangen, noch verdorben. Mein Rat ist also der: Du sagst ihm, du und ich sähen ihr Bündnis zwar sehr ungern, wären aber nicht gesonnen, ihnen hemmend in den Weg zu treten; wir verlangten aber von ihnen, um ihre Treue zu prüfen, bitte, betone diesen Punkt, daß sie sich während Wilhelms Studienzeit weder sehen noch einander schreiben. Sage ihm, der Wahrheit gemäß, daß Mathilde bereits auf diesen Vorschlag eingegangen ist."

Der Pastor, der, wie sein Freund richtig vorausgesetzt hatte, noch viel mehr gegen eine Verbindung war,

die ihm alle seine Zukunftspläne zu zerstören drohte, als der Baron, billigte dessen Vorschläge und war mit allem einverstanden. „Will's Gott, so bringen wir sie noch auseinander," sagte er seufzend. „Käme Jakobsburg aus meinem Samen, so bräche mir das Herz. Wenn Wilhelm aber Mathilde heiratet, so geschieht es gewiß, denn ein Pastor, der eine Millionärin zur Frau hat, kann keiner bleiben. Dazu passen euere Töchter so wenig in unsere Häuser, wie die unserigen in euere; es ist halt ein verschiedener Schlag, der trefflich zu einander paßt und sich ergänzt in der Freundschaft, aber schlecht in der Ehe!"

Als der Baron sich verabschiedete, fragte er noch: „Apropos, wie wurde es mit deinem Pflegesohn?"

„Dem haben wir unrecht gethan, Reinecke," sagte der Pastor lebhaft, und erzählte dem Freunde den Hergang, wobei er mit großer Sorge den Umstand hervorhob, daß Paul möglicherweise auf seinem Plane, sich die Mittel zum Studium selbst zu verdienen, beharren würde.

„Ist er wirklich ein rechter Mann, so wird's dabei schon bleiben müssen," sagte der Baron. „Hättest ihn besser kennen sollen; jetzt wird sich daran nichts mehr ändern lassen. Gott straf mich, ein fixer Kerl! Lebe wohl und laß nicht zu lange auf dich warten!"

Auf dem Rückwege begegnete der Baron Felix Langerwald, der von der Entenjagd zurückkehrte. „Hast du viel geschossen, Brüderchen?" fragte der Götzenhöffsche, indem er hielt.

„Ein Dutzend wird's sein; habe heuer keinen rechten Küchenhund, und mein Flanquer ist zu gut dressiert, um zu packen. Kann sie nicht recht aus dem Moraste herausbringen. Warst du beim Pastor?"

„Ja! Sage mal, kennst du des Pastors Pflegesohn, einen gewissen Schwarz?"

„Nein, warum?"

„Der Junge hat sich scharmant gemacht. Der Pastor hat ihn in Verdacht gehabt, ein Demokrat zu sein und den Wilhelm Wolfschild mit der verfluchten Seuche anzustecken; hat ihm also den Stuhl vor die Thür gesetzt, ihm aber das Geld angeboten, auf einer anderen Universität zu studieren. Der Pastor hat sich aber versehen, dem Jungen steht's Herz auf dem rechten Fleck und er nimmt nun keinen Pfennig mehr von dem Alten. Der Pastor hat eingesehen, daß er einen Bock geschossen und hat ihn um Verzeihung gebeten; hilft aber alles nichts. Der Schwarz ist wieder gut Freund mit ihm geworden, aber sein Geld will er nicht mehr nehmen."

„Was wird er denn aber unternehmen?"

„Will sich sein Studiengeld selbst zusammenschulmeistern!"

„Wo hält er sich jetzt auf?"

„Bei Laßmann. Der soll sein Onkel sein! — Dein Fuchs hat sich da links wund gerieben!"

„Thut nichts, die Bestie von Buschwächter hat nicht recht acht gegeben. — Hast du schon viel Heu herein?"

„Die Hälfte etwa! Komm doch einmal herüber, läßt dich ja gar nicht mehr bei uns sehen! Adieu!"

„Viel zu thun! Grüße die Deinigen!"

Unterdes ging der Pastor in Wilhelms Zimmer, schickte Frau und Tochter hinaus und setzte sich an des Sohnes Bett.

„Wilhelm," begann er, „ich habe mein Lebtag nicht gedacht, daß du mir noch einmal so viel Sorge machen würdest! Habe es wirklich nicht geglaubt, noch für möglich gehalten! Deine Flussauer Erlebnisse, nun, sie waren nicht erfreulich, aber man brauchte sich nicht gerade über sie zu härmen; junger Wein will ausgären und man darf's ihm nicht alle Welt verdenken, wenn er damit auch vor der Zeit anfängt; aber daß du im stande wärest, ein junges Mädchen aus einem anständigen, deiner Familie befreundeten Hause, zu einem nächtlichen Rendezvous zu verleiten, hätte ich dir, weiß Gott, nicht zugetraut!"

„Vater," sagte Wilhelm, „urteile nicht zu hart über mich; wir hatten nichts Böses vor. Wir wollten in allen Ehren ein paar Augenblicke allein sein!"

„Was heißt das: ‚In allen Ehren?' Kann dabei wenig Ehrenhaftes erblicken, wenn ein junges Mädchen und ein junger Mann in der Nacht allein im Parke zusammentreffen. Bist du schon so reif und klug, daß du dich berufen glaubst, die Welt zu reformieren, so fange bei dir selber an. Willst du dich selber nicht schonen und deinen ehrlichen Namen, nun, so

denke wenigstens an das junge Mädchen! Wäre ihr keine Empfehlung, wenn es herumkäme, daß sie solche Liebesaffairen gehabt hat! Am allerwenigsten hättest du sie zu einem solchen Schritte verleiten dürfen, wenn du sie wirklich wie deine Braut ansiehst, denn das Heiligste und bei aller Vertraulichkeit Fremdeste soll dem Jüngling die Braut sein. Wehe ihm, wenn er spricht: ‚Einst wird sie ja doch mein Weib, ein Leib und eine Seele mit mir!‘ plump zufährt und den Blütenstaub vom Schmetterlingsflügel streift!“

„Vater, ist denn das, was wir gethan haben, wirklich so unrecht gewesen?“

„Ja, mein Junge! Obgleich ich dir gern glauben will, daß du es nicht so böse gemeint hast, so sei gewiß: Ist es immer schon ein schlimmes Ding um ein heimliches Liebesverhältnis, so taugt es erst recht nichts, wenn daraus eine Ehe werden soll! Es bleibt etwas nach von dem heimlichen Wesen und reicht hinüber auch in die Zeit, in der man offen und vor aller Welt beieinander steht; da der Mensch die Erbsünde im Leibe hat und die Lust am Verbotenen, Verborgenen, so vermißt er es bald. Die kräftige und gesunde, aber einfache und natürliche Kost der Ehe will dem verwöhnten Gaumen dann nicht mehr schmecken, er sehnt sich nach dem Hautgout der Sünde und der gewürzten Heimlichkeit, und das Ende vom Liede ist, daß jeder seinen Weg geht, der mit Sünde gepflastert und von Schande eingehegt ist. Aus der Hand der Eltern soll der Mann die

Braut empfangen, wie das Sakrament aus der Hand des Priesters, denn es ziemt dem Menschen nicht, daß er sein Bestes sich selbst erringt! Es bleibt noch genug in der Welt, daran er seine Thatkraft stählen, seinen Mut üben, seinen Fleiß bethätigen kann, seine köstlichsten Schätze soll er empfangen nicht nach seinem Willen, sondern von Gottes Gnaden! Gott gibt aber nur durch Menschen: durch den Priester das Sakrament, durch die Eltern die Braut, die Gefährtin für's Leben, denn die rechte Ehe ist allerdings im Himmel geschlossen! Zu einer solchen gehört aber nicht, was ihr junges Volk Liebe nennt; dazu gehören ganz andere Dinge. Eine solche verlangt vor allem ein frommes, demütiges Herz, das Bewußtsein eines wohlerworbenen, festgegründeten Hausstandes, sodann und vornehmlich Achtung; Achtung vor dem Namen und der Familie der Braut, Achtung vor dem Willen ihrer Eltern, wie vor dem der eigenen, Achtung vor dem Mädchen selbst! Sind alle diese Bedingungen erfüllt, dann kann auf dem Boden des Fleißes, der Thatkraft und der Gesundheit eine wahre Liebe entsprießen und erblühen, eine Liebe in Gottes Gebot gefaßt und durch Gottes Wort verbunden. Ich will nichts wissen von der Liebe der Poeten und Phantasten, ich halte das Bibelwort: Liebe! zu hoch, um damit das aus Eitelkeit, Nachahmungssucht und Sinnlichkeit gemischte Gefühl zu bezeichnen, das der Hans für die Grete empfindet, wenn er sie einmal in der Kirche gesehen, oder einen Hopser mit ihr getanzt hat!"

„Vater, ich bin mit Mathilde aufgewachsen!“

„Eben darum glaube ich, daß du dich in deinem Gefühle für sie täuschest! Du bist ihr gut; das ist natürlich, denn sie ist ein liebes, prächtiges Mädchen, aber wie ihr dazu gekommen sein solltet, euch zu lieben, verstehe ich nicht. Ich will es dir übrigens offen bekennen, auf die Gefahr hin, von dir für einen argen Spießbürger und Philister gehalten zu werden, ich glaube nicht an die Liebe junger Leute zueinander. Das, was ich Liebe nenne, kann nur aus durch die Erfahrung erprobter Achtung entstehen. Daraus folgt aber, daß ich nichts wissen will von einer Verlobung, wo sie nicht eine unmittelbare Vorbereitung auf die Heirat ist. So wie du jetzt Mathilde liebst, so wirst du noch manches Mädchen lieben und, wehe dir, wenn die Ketten, die dir jetzt aus Rosen dünken und sich leicht tragen, dich einst drücken und wundreiben und sich doch ehrenhafterweise nicht abwerfen lassen. Kenne viel Unglück, das solche Verlobungen angerichtet haben, da man mit heißem Herzen Versprechungen machte, die man mit kaltem einlösen und erfüllen mußte. — Gegen euere Verlobung spricht meiner Überzeugung nach alles und jedes. Zunächst euere übergroße Jugend; ihr seid noch ganz außer stande, euch zu Gefährten für's Leben zu wählen, denn ihr kennt das Leben noch nicht, euer Leben noch nicht; — sodann der geringe Altersunterschied zwischen euch; das Natürliche in unserem Klima ist, daß der Mann mindestens ein Dutzend Jahre mehr zählt, als das

Weib; — weiter, läßt sich der Unterschied des Standes, der Familienkreise, denen ihr angehört, durch nichts ausfüllen. Zur glücklichen Ehe gehört nicht derselbe Charakter, beileibe nicht, aber dieselbe Charakterart. Ein Mädchen, das in einem Pfarrhause aufgewachsen ist, wird einmal eine bessere Pastorin abgeben, als jede andere, und die, die eine bessere Pastorin abgibt, wird auch von dem Pastor mehr geliebt werden, wenn dieser ein rechter, echter Pastor ist; denn — das wird freilich deinem Ohr wunderbar, wenn nicht lächerlich klingen — man liebt auf die Dauer doch die Tüchtigkeit, freilich die an einen bestimmten Leib gebundene Tüchtigkeit. Was aber mehr als alles andere ein Bündnis zwischen euch unmöglich macht, das ist der große Unterschied in eueren Vermögensverhältnissen. Du weißt, daß du, wenn ich heimgerufen werde zu meinen Vätern, nicht arm sein wirst, aber dein Vermögen wird kaum den zwanzigsten Teil von dem betragen, was Mathilde einst besitzen wird. Wirst du einmal ihr Mann, Wilhelm, dann kannst du nicht Pastor bleiben, und damit wäre die schöne Reihe unserer Vorfahren geschlossen, der sichere Boden unserer Tüchtigkeit verlassen. Wer aber steht uns dafür, daß unsere Wasser dann nicht in Sumpf und Morast versickern werden? Mein Sohn," sagte der Alte mit weicher Stimme und legte die Hand auf Wilhelms Schulter, „Gott hat dich nicht geboren werden lassen als ein alleinstehendes Menschenkind, das herkommt, da keiner weiß und hingehet, ohne daß

es jemand merkt; du hattest eine Vergangenheit, ehe du da warst, du bist der Träger einer Tradition, dir steht der ungeheure Halt eines Familienberufes zur Seite. Stoße ihn nicht zurück, weise ihn nicht von dir! Reiße diese Neigung männlich aus deinem Herzen und suche dir, wenn du einmal so weit bist, ein Weib unter den Töchtern der alten Predigerfamilien des Landes!"

„Vater," sagte Wilhelm, „verlange nicht das Unmögliche! Ich achte deine Überzeugungen und schätze sie hoch, aber ich kann sie nicht teilen. Ich bin nicht da um des Standes willen, der Stand ist da um meinetwillen!"

Der Pastor seufzte. „Daß du es nicht zu können glaubst, weiß ich leider," fuhr er fort, „weiß auch leider, daß du glaubst, es gebe Pastoren, damit du einer werden kannst, und nicht du würdest Prediger, damit ihre Zahl sich erhalte. Was ich, oder richtiger gesagt, was wir, der Herr von Langerwald und ich, von dir wollen, ist auch nur dies: Versprich uns, daß du von jetzt ab, bis du als gemachter Mann von der Universität zurückkehrst, Mathilde weder sehen, noch an sie schreiben willst. Wir unsererseits versprechen euch dagegen, daß wir, falls ihr euch später noch liebt wie jetzt, euerer Verbindung kein Hindernis in den Weg legen wollen. Du kannst das um so eher versprechen, da auch Mathildchen es schon gethan hat. Gib mir also die Hand darauf, daß jeder Verkehr zwischen euch bis dahin unterbleiben wird!"

Wilhelm schlug ein.

„So, mein Junge, das ist brav von dir," sagte der Pastor, indem er sich über den Sohn beugte und ihn auf die Stirn küßte. Dann stand er auf und verließ das Zimmer.

Als er fort war, barg Wilhelm sein Gesicht in die Kissen und weinte. „Ich will dir treu bleiben, Mathilde," flüsterte er, „sie sollen uns nicht voneinander trennen!"

Gretchen kam wieder herein und nahm still ihre Samariterdienste wieder auf.

„Schwesterchen," sagte Wilhelm, nachdem sie eine Zeitlang geschwiegen hatten, „glaubst du, daß ich Charakter habe? Bitte, bitte," flehte er leidenschaftlich, „beantworte meine Frage ganz aufrichtig!"

Gretchen sann eine Weile nach; dann antwortete sie, während ihre Rechte über das weiche Haar ihres Bruders glitt:

„Ich glaube allerdings, Brüderchen, daß dein Charakter noch wenig entwickelt ist; ich glaube auch, daß Phantasie und geistige Empfänglichkeit bei dir größer sind, als die Willenskraft; doch hoffe ich, daß die Jahre und die Religion diesem Mangel abhelfen werden!"

„Also du hältst mich für schwach, für leichtsinnig?"

„Für leichtsinnig nicht, Willi, wohl aber für schwach, und eben darum glaube ich, daß du mehr Grund hast, als mancher andere, dich nach dem einzigen, wahrhaft unerschütterlichen Halt umzusehen, den es für uns Menschen gibt!"

„Glaubst du, Schwesterchen," fragte Wilhelm weiter und seine Stimme stockte, „daß ich fähig bin, einem Gefühl, einem großen, edlen Gefühle, das jetzt meine ganze Seele erfüllt, mein Leben lang treu zu bleiben?"

„Meiner Überzeugung nach, Willi — die mag ja aber sehr falsch sein und ich nichts von solchen Dingen verstehen —, wird bei jedem das nur vom Zufall abhängen, so lange er kein Christ ist; denn nur dem Christen ward die göttliche Verheißung zu teil, daß die Versuchungen, die an ihn herantreten, nicht stärker sein würden, als seine Kräfte!"

Wilhelm lächelte. Das gottdurchdrungene Denken der Schwester rührte ihn, aber er fühlte sich doch sehr darüber erhaben, und damit wichen auch die Zweifel an seiner Charakterstärke von ihm, die ihn eben noch so bedrängt hatten.

„Du siehst doch alles etwas einseitig an," sagte er; „was ein rechter Mann sich vorgenommen hat, das bleibt auch ohne göttlichen Beistand in allen Versuchungen bestehen, wie der Granit im Wellenschlag, die Eiche im Sturm. Schwesterchen, das Gefühl, das ich meinte, ist die Liebe, und der Vorsatz, von dem ich rede, besteht darin, die Geliebte einst zu meinem Weibe zu machen. Glaubst du, daß, wer je ein Weib wahrhaft geliebt hat, damit aufhören, oder gar sein Herz an eine andere hängen kann?"

„Denken kann ich mir's nicht, Willi, aber unser Herz ist ein so trotziges und verzagtes Ding und

unser natürlicher Sinn ist ein so schwankendes Rohr, daß ich an die Möglichkeit immerhin glauben muß. Gott erbarme sich eines jeden gnädiglich, dem das geschieht!" setzte sie seufzend hinzu.

„Gretchen," sagte Wilhelm, nachdem sie wieder eine Weile geschwiegen hatten, „könntest du dich entschließen, eines Mannes Weib zu werden, der — der — der — der etwa so denkt, wie Paul und ich denken?"

Gretchen errötete und sah zu Boden. „Ja," sagte sie, „ich kann mir das wohl denken! Nicht, weil ich so hochmütig bin zu glauben, daß es mir gelingen würde, ihn auf den rechten Pfad und an Christi Herz zu bringen, aber weil ich hoffe," — sie verbesserte sich — „weil ich glaube, daß Gott mich wohl zum Werkzeug auserſehen haben könnte, um meinem Manne an einem Beispiel zu zeigen, wie viel mehr wir vermögen, wenn Gott mit uns ist, als wenn wir ohne ihn wandeln; was für ein tüchtiges Weib aus einem schwachen Mädchen werden kann durch seinen Beistand; wie mit ihm Fleiß, Thätigkeit, Pflichtgefühl, Hingebung, Treue, Sanftmut, Geduld einkehren in ein Herz, dem an und für sich nichts von all diesen Tugenden eigen war. Könnte es sich da nicht ereignen, daß der Mann spräche: ‚Wenn die Religion so viel bei meinem Weibe vermag und solche Früchte auf ihrem dürren Sandboden zeitigt, ist es da nicht ein schweres Unrecht von mir, den Pflug des Wortes Gottes und die Egge seiner Predigt von meinem Weizenboden fernzuhalten?' — Und,

Wilhelm," fuhr sie fort und sah den Bruder begeistert an, „Wilhelm, welche Seligkeit, wenn ich so vielleicht dazu dienen würde, daß des Geliebten Kräfte ihre volle Spannkraft finden!"

„Du bist schön, mein Schwesterchen," sagte Wilhelm und sah Gretchen mit leuchtenden Augen an, „du bist schön, lieb und gut! Deine Gedanken sind nicht meine Gedanken, aber ich hoffe, daß wir stets fest und treu zueinander halten werden!"

„Das walte Gott, Brüderchen!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Herr Laßmann stand in seinem Laden und ging seinem Gewerbe nach, d. h. er hatte seinen Rock der Hitze wegen abgelegt und war damit beschäftigt, Sirup aus einem großen Faß in viele kleine Fäßchen laufen zu lassen. War eines von diesen gefüllt, so wischte er das Spundloch mit dem Zeigefinger der rechten Hand rein und steckte diesen dann einem von seinen jüngsten Söhnchen, die vor ihm standen und den Sirup mit begierigen Blicken betrachteten, in den Mund. Er konnte das thun, denn im Laden war außer ihnen niemand als sein ältester Sohn Karl, der für gewöhnlich Commisdienste beim Vater verrichtete, augenblicklich aber, den Kopf auf die Arme gestützt, fest eingeschlafen war. Die Familie war ganz unter sich. Von Zeit zu Zeit warf Herr Laßmann einen Blick auf den Marktplatz, auf dem die Strahlen der Nachmittagssonne lagen, gähnte und sagte: „Abscheulich heiß! Kein Wunder, daß kein Mensch kommt!" — Bei einem dieser Rundblicke bemerkte er aber doch einen Reiter, der im Schritt über den Marktplatz und gerade auf sein Haus zu geritten

kam. Er schloß rasch die Öffnungen des Fasses und trat dann mit seinen Söhnen vor die Thür, um sich zu überzeugen, wer der Mann war, der bei solcher Hitze sein Pferd nicht schonte.

„Es ist Rosenthal, Vater," sagte der kleinere der beiden Knaben, indem er den Vater an der Hose zerrte, „es ist einer von den Götzenhöffschen Reitknechten!"

„Richtig, mein Kind! Ein schmucker Kerl! Wecke Karl; ich denke mir, der Gast wird wohl ein Glas Branntwein haben wollen!"

Der Reitknecht kam unterdessen heran, grüßte und band sein Pferd an einen, zu diesem Zweck in die Wand des Hauses geschlagenen Ring. „Guten Morgen, Herr Laßmann! Gott straf mich! ist das eine verdammte Hitze! Kann man ein Gläschen Schnaps bei Ihnen bekommen?"

„Bitte, bitte, setzen Sie sich nur da auf die Bank, mein Junge bringt Ihnen sogleich einen! Kann man fragen, was Sie bei solcher Hitze aus dem Stall getrieben hat?"

„Habe Ihrem Neffen, Herrn Schwarz, einen Brief vom Baron gebracht!" erwiderte der Angeredete, fuhr mit der Rechten in seine Brusttasche und zog einen Brief hervor. „Bitte, bringen Sie ihn dem Jungherrn! Ich soll auf Antwort warten. Puh! abscheuliche Hitze!"

Herr Laßmann ergriff rasch den Brief und betrachtete ihn neugierig. „Was hat Ihr Baron meinem Neffen zu schreiben?" fragte er.

„Weiß nicht; der Baron pflegt mir den Inhalt seiner Briefe nicht mitzuteilen. Muß aber was gutes darin stehen!"

„Warum das?"

„Ich habe so meine Merkmale! Gibt der Baron mir einen Brief und kaut dabei an seinem Backenbart, so ist der Inhalt gewiß grob, und wer ihn bekommt, wird fuchswild; streicht er sich den Schnurrbart, so ist der Brief boshaft, und der Empfänger wird empfindlich; läßt er aber den Bart in Ruhe und nimmt das Knie in die Hand, dann geht es glatt und der Brief richtet eitel Freude an! Und sehen Sie, heute war die Hand am Knie. Gott straf mich!"

„Hm!" sagte Herr Laßmann und besah den Brief von allen Seiten. „Lauf einmal in den Garten, mein Kind," sagte er zu seinem jüngsten Sohne, „und rufe Mama!"

Die Gerufene erschien nach wenigen Augenblicken, mit einem Töchterchen an jeder Seite.

„Denke dir, Frau," sagte Herr Laßmann, „hier ist ein Brief vom Götzenhöffschen Baron an Paul!"

„Gib her," rief sie lebhaft, indem sie ihm den Brief aus der Hand riß und ihn gegen das Licht hielt. Dabei wurde sie den Reitknecht gewahr, ließ die erhobene Hand sinken, nickte ihm herablassend zu und sagte: „Wollen Sie nicht einen Schnaps haben, mein Guter, oder eine Flasche Bier?"

„Der Herr wird sogleich bedient sein," sagte Herr Laßmann. In der That erschien jetzt Karl mit ver-

schlafenem Gesicht in der Thür. Er trug in der Linken ein großes, gefülltes Schnapsglas und bemühte sich, mit der Rechten seine in Unordnung geratene Frisur wieder herzustellen. Das Laßmannsche Ehepaar betrachtete unterdessen noch immer aufmerksam und mit Staunen den Brief, obgleich es sich bereits überzeugt hatte, daß seinem Inhalte vorläufig durchaus nicht beizukommen war. Seine Verwunderung wurde aber noch größer, als nach einigen Minuten noch ein Reiter sichtbar wurde und sich als Reitknecht des Neuhöffschen Herrn herausstellte.

„Guten Tag, Rosenthal!" rief der neue Ankömmling schon von weitem dem Götzenhöffschen Berufsgenossen zu.

„Guten Tag, Lilienthal!" war die Antwort. „Wie zum Kuckuk kommen Sie hierher?"

„Muß einen Brief an einen Herrn Schwarz abgeben, der hier im Laßmannschen Hause wohnen soll. Hol ihn der Teufel! Seinetwegen hätten mein Orel und ich vom Schlage gerührt werden können!" — Hier wurde er Herrn Laßmann gewahr. „Guten Tag, Herr Laßmann! Wohnt in Ihrem Hause ein Herr Schwarz?"

„Jawohl, er ist mein Neffe," sagte der Angeredete in höchster Verblüfftheit. „Und Sie haben auch einen Brief an ihn? Was schreibt ihm denn der Baron?"

„Weiß nicht! Würde mich kurios ansehen, der Baron, wenn ich ihn fragen wollte, was er schreibt. Was machen Sie hier, Rosenthal?"

„Habe auch einen Brief hergebracht und warte auf Antwort. Sollen Sie auch eine haben?"

„Ja, soll aber den Brief dem Herrn selbst abgeben. Ist er denn zu Hause?"

„Ja, mein Herr Neffe," sagte Laßmann mit Selbstbewußtsein, „ist zu Hause!" — Es that seiner Neugierde bitter wehe, daß der Brief so unmittelbar an seine Adresse gelangen sollte, und sein Unwillen wurde noch durch Herrn Rosenthal vermehrt, indem dieser Herrn Lilienthal bat, auch seinen Brief Herrn Schwarz zu übergeben. Madame Laßmann wollte dagegen Einwendungen erheben, Herr Lilienthal aber, der sehr energisch war, nahm ihr einfach den Brief aus der Hand und fragte, wie er zu Herrn Schwarz gelangen könne. Unterdessen hatten sich die ganze Familie, die Dienstmägde und der Hausknecht versammelt und geleiteten den Briefträger die Treppe hinauf, bei welcher Gelegenheit ein so heftiges Gedränge entstand, daß der kleine Otto der kleinen Eleonore auf den Fuß trat und dafür von ihr eine Ohrfeige bekam. Die konnte er sich natürlich nicht gefallen lassen, er erwiderte sie daher durch einen Faustschlag. Laura wollte Eleonore zu Hilfe kommen, konnte es aber nicht, weil Karl ihr vorstand und kniff aus Ärger diesem ins Bein. Daraus entstand eine allgemeine Balgerei.

Paul saß über seinem punischen Kriege, als es die Treppe hinauftrampelte. Seine Mutter war ausgegangen und er war ganz allein. Er blickte verwundert auf die Thür, als diese aufgestoßen wurde

und zunächst sein Onkel, ohne Rock, den Hemdärmel des rechten Armes aufgestreift, keuchend hereintrat. Ihm folgte Herr Lilienthal; hinter dem erschienen Frau Laßmann und die Mägde; der Hausknecht und die Kinder bildeten das Gefolge. Die letzteren machten sich gegenseitig den Eingang streitig, bis die Knaben mit den Mädchen fertig wurden und mit lautem Hurra zuerst eindrangen. Die ganze Gesellschaft bildete nun einen Halbkreis um Paul und den Reitknecht und teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen beiden. Der Reitknecht machte eine Verbeugung, übergab Paul die Briefe und fügte hinzu, das Schreiben aus Götzenhof sei durch einen besonderen Boten gebracht worden, der unten warte. Paul, auf dessen Wangen die Scham über das taktlose Betragen seiner Verwandten und das Erstaunen über die unerwartete Korrespondenz ein brennendes Rot hervorriefen, nickte ihm zu, nahm die Briefe in Empfang und sagte, er würde die Antwort hinunterbringen. Darauf wandte sich der Reitknecht um, drang durch den Halbkreis der Zuschauer und verließ das Zimmer, während die Übrigen noch da blieben und erwartungsvoll auf die Briefe sahen.

„Sieh doch schnell nach, was dir die Herren Barone schreiben," sagte Frau Laßmann, als Paul mit einem verächtlichen Blick auf die ihn Umringenden die Briefe auf den Tisch legte, sich wieder setzte und alle Anstalten traf, in seiner Arbeit fortzufahren.

Paul beherrschte mit Mühe seinen Zorn. „Ich werde sie später lesen," sagte er.

Das Publikum, das die Briefe betrachtete, wie eine Schar Raben ein gefallenes Tier, neben dem der Jäger steht, rührte sich nicht.

„Ich pflege meine Briefe nicht in Gesellschaft zu lesen," bemerkte Paul endlich.

„Kinder, geht hinaus, marsch, macht, daß ihr fortkommt!" rief Frau Laßmann, die vor Neugierde verging. „Anna, Grete, Jakob!" wandte sie sich an die Dienstboten, „was steht ihr hier? Ist hier ein Jahrmarkt? Worauf wartet ihr?" — Die Kinder bewegten sich langsam zur Thür; hinter ihnen schoben sich die Dienstboten hinaus. Alle aber blieben auf der Treppe stehen und horchten.

„Nun, Paulchen, lies, rasch, rasch!"

„Ich lese Briefe nur, wenn ich ganz allein bin," sagte Paul.

„Nun, Laßmann, es scheint, daß auch wir stören; es scheint, daß die Tante und der Onkel dem Neffen lästig fallen," rief die enttäuschte Frau. Als Paul gegen diese Annahme keinen Einwand erhob, blieb dem würdigen Ehepaare nichts übrig, als nun auch seinerseits das Zimmer zu räumen. Der Zorn, in den Frau Laßmann über das undankbare Betragen ihres Neffen geriet, entlud sich auf der Treppe über die Horcher, die mit Schimpf und Schanden fortgejagt und noch bis in die unteren Zimmer verfolgt wurden.

Paul stand, als der Onkel und die Tante das Zimmer verlassen hatten, auf, verschloß die Thür

und trat mit den Briefen ans Fenster. Was konnten die Herren ihm mitzuteilen haben? Er öffnete zuerst das Götzenhöffsche Schreiben und las:

Götzenhof, den .. Juli 18**.

Mein Herr!

Sie werden es einem alten Manne nicht übel nehmen, wenn er, ohne Sie persönlich genauer zu kennen, mit Ihnen Angelegenheiten zu besprechen wagt, die sonst nur unter Freunden erörtert zu werden pflegen. Aber als Freund ihres Pflegevaters, des Pastors Wolffschild, und auf mein Alter, wie auf unsere Nachbarschaft gestützt, glaube ich es doch wagen zu können. Wie ich höre, hat Sie die rauhe Art meines Freundes verletzt und Sie sind zu stolz, auch jetzt, nachdem Sie sich wieder mit ihm ausgesöhnt haben, fernerhin die Kasse eines Mannes in Anspruch zu nehmen, der Sie einmal Ihre Armut in so rauher Weise fühlen ließ. Ich bitte Sie nun, von mir die nötige Summe als unverzinsliches Darlehen zu empfangen und sie mir zurückzuzahlen, wenn Ihre Verhältnisse es einmal erlauben. Ich mache Ihnen den Vorschlag, sich von mir Ihre Studienzeit über jährlich 500 Thaler geben zu lassen, womit Sie, wie ich glaube, in Berlin auskommen können. Sollten Sie indes zu Ihrem Zweck einer größeren Rate bedürfen, so bitte ich Sie, es mich wissen zu lassen. Falls Sie, wie ich hoffe, mein Anerbieten annehmen, so werden Sie das Geld in vierteljährlichen Raten von Mendelssohn ausgezahlt erhalten. — Ich bitte Sie, mein Herr, mein Anerbieten nur von dem Stand-

punkte aus zu betrachten, von dem es angesehen werden muß: als eine Unterstützung, die der wohlhabende Kurländer einem unbemittelten angedeihen läßt, damit er einst dem Lande so weit dienen kann, wie seine Kräfte reichen. Seien Sie überzeugt, daß ich mein Anerbieten durchaus nicht als ein anständiges Almosen, sondern nur als die Unterstützung eines ärmeren Landsmannes betrachte. Nehmen Sie es also an und danken Sie mir dadurch, daß Sie einmal fest zu allen stehen, die unser Land über alles lieben. Das wünscht aufrichtig

Ihr ergebenster

Friedrich Langerwald.

Das Schreiben des Neuhöffschen lautete also:

Hochgeschätzter Herr!

Euer Hochwohlgeboren werden erstaunt sein, von mir, den Sie gar nicht kennen, einen Brief zu erhalten. Ich bin im Briefschreiben sehr wenig geübt, hol es der Teufel, und komme mit meinem Hengste leichter zurecht, als mit dem Briefstil, und mit meiner Büchse besser, als mit der Feder. Entschuldigen Sie also die Form über dem Inhalt! Wie ich höre, sind Sie, mein Herr, in Verlegenheit und haben für Ihre Studien kein Geld. Ich bitte Sie, von mir 600 Thaler annehmen zu wollen, für so lange, wie Sie dieselben brauchen. Ich kann Sie Ihnen, bei Gott, geben, ohne daß es mich irgend geniert, und ein Landsmann soll dem anderen helfen. Ich würde persönlich zu Ihnen kommen, wenn ich nicht glaubte, es könnte

Ihnen das peinlich sein. Sie meiner größten Hochachtung versichernd, zeichne ich mich als Ihr ergebenster Felix Langerwald.

Als Paul gelesen hatte, legte er die Briefe auf den Tisch, kreuzte die Arme über der Brust und ging langsam im Zimmer auf und nieder. Die Briefe hatten ihn tief ergriffen und bis ins Innerste der Seele gerührt. Wie sehr rüttelten die Erlebnisse der letzten Tage an seinen Vorurteilen. Waren diese Männer, die sich so bereit zeigten, jedem beizuspringen, den sie achteten und in Not glaubten, wirklich so schlecht, so selbstsüchtig, wie er bisher angenommen hatte? Er wußte von vielen, die der Götzenhöffsche unterstützte, er wußte auch von vielen, denen andere Barone halfen; aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man von solchen Zügen eines großen, edlen Sinnes hört, oder ob man sie selbst erlebt. Seine Erlebnisse mit dem Pastor, die Briefe der beiden Langerwalds riefen eine Krisis in ihm hervor. Er kniete an dem Bett seiner Mutter nieder, und was er in den Stunden der Verzweiflung, als er von aller Welt verlassen aus dem Pastorate ging, nicht vermocht hatte, das konnte er jetzt: er betete, daß Gott ihn zu einem guten, tüchtigen Manne machen möge, ohne Vorurteile und ohne Trotz, zu einem treuen Sohne seiner Heimat. „Nein, sie sind nicht verrottet, diese edlen Menschen," rief er aufstehend, „es sind auch nicht nur meine persönlichen Erfahrungen, die mich das aussprechen lassen. Ich habe ihnen in der That unrecht gethan."

Er setzte sich und schrieb zunächst an den Götzenhöffchen. Er dankte ihm in warmen, aus dem Herzen kommenden Worten für sein freundliches Anerbieten und nahm es dankend an. „Ich müßte lügen," schrieb er, „wollte ich Ihnen sagen, daß ich, Ihrem Wunsche entsprechend, das Land liebe. Ich habe es bisher im Gegenteil gehaßt. Das aber kann ich versichern: es ist in mir jetzt der feste Vorsatz lebendig geworden, meine Ansichten noch einmal zu prüfen, und ich kann sagen, ich fühle, daß diese Prüfung unter dem Eindrucke von mancherlei Erlebnissen der letzten Zeit anders ausfallen wird, als alle früheren."

Paul schrieb auch an den Neuhöffchen, teilte ihm mit, daß er ein gleiches Anerbieten von seinem Onkel erhalten und angenommen habe und dankte ihm für seine Freundlichkeit. Dann siegelte er beide Briefe und brachte sie in den Laden, wo er sie den Reitknechten mit einem reichlichen Trinkgeld einhändigte. In sein Zimmer zurückgekehrt, wollte er seine Arbeit fortsetzen, aber es gelang ihm nicht. Er ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und suchte der empfangenen Eindrücke Herr zu werden. Er versuchte sich Rechenschaft darüber abzulegen, ob nicht im Grunde nur die Freude über den glücklichen und für ihn persönlich so wohlthuenden Ausgang seiner Wirrnisse ihm die That der beiden Langerwalds so schön und edel erscheinen ließ, aber er mußte sich, ein so strenger Richter er sich auch war, davon freisprechen. Nun konnte er mit aufrichtiger Freude an den Jubel seiner Mutter denken, an des Pastors

Zufriedenheit und Gretchens dankbaren Blick. Er sah einen Augenblick hinaus in eine schöne, wonnige Zukunft; einen Augenblick nur, aber es war ein köstlicher Augenblick.

Es klopfte leise an die Thür. Als Paul „Herein!" rief, trat Gretchen auf die Schwelle. „Ist deine Mutter zu Hause?" fragte sie.

„Nein, Gretchen, aber" — fügte er zögernd hinzu, — „ich erwarte sie in jedem Augenblick!"

Sie errötete und trat ein. „Es ist mir nicht unlieb," sagte sie, „daß ich dich einen Augenblick allein sprechen kann; ich habe dir etwas unter vier Augen zu sagen!" Sie hatte den Blick zu Boden geschlagen und die rechte Hand auf den Tisch gestützt. Sie war sehr verlegen und ihre Befangenheit stand ihr gut. Das liebliche Oval ihres Gesichts, die sanften Wellenlinien, die ihr Haar an den bläulichen Schläfen bildete, ehe es in langen Locken zurückfiel, traten jetzt, wo ein zartes Rosa ihre meist bleichen Wangen schmückte, noch mehr hervor.

„Ich komme, um dich mit einer recht großen Bitte zu belästigen," begann sie stockend, „oder richtiger, meine Mutter schickt mich mit einer solchen zu dir. Siehe, Paul, wie sehr dich auch Vater beleidigt haben mag, wir — Mutter ist daran doch in keiner Weise schuld. Ihr kannst du deshalb doch immer ein Sohn bleiben. Sie läßt dich nun bitten" — Gretchen zog hier ein Päckchen aus der Tasche und reichte es ihm, „die 700 Rubel hier anzunehmen; sie hat sie nicht vom Vater, sie bilden ihre Ersparnis aus ihrem

Wirtschaftsgelde. Mutter meint, die könntest du doch nehmen! Wir wissen, daß es nicht langt, aber das Fehlende könntest du dir vielleicht sonstwie verschaffen!"

Als er ihr das Päckchen, das sie ihm noch immer hinhielt, nicht abnahm, schlug sie die Augen auf und sah ihn bittend an. Waren es diese Augen, war es der bedeckte Klang ihrer melodischen Stimme, oder die Bitte, die sie vorbrachte, — das alles erschütterte Paul so, daß er lange kein Wort hervorbrachte.

„Gretchen," sagte er endlich, „kannst du mir dein Wort geben, daß du nichts von dem deinen hinzugethan hast?"

Diesmal blieb es nicht bei dem zarten Rosa auf den Wangen; ein dunkles Rot stieg in ihnen auf und bedeckte auch ihre Stirn und ihren Hals.

„Belügen kann ich dich nicht," sagte sie traurig, „aber warum fragst du danach? — Ja, Paul, meine kleinen Ersparnisse sind auch dabei, aber," fügte sie schüchtern hinzu, „warum willst du der Schwester nicht erlauben, was du der Mutter hoffentlich nicht verwehrst?"

„Weil du, gottlob, nicht meine Schwester bist," sagte Paul zwischen den Zähnen. Das mußte er sagen, sonst wäre er erstickt. Aber damit war ihm auch das Herz wieder frei geworden. Er nahm die Briefe der Langerwalds vom Tisch und reichte sie Gretchen. Als sie sie gelesen hatte, sagte er ihr, daß er das Anerbieten des Götzenhöffchen angenommen habe und darum ihrer Hilfe nicht mehr bedürfe. Er sagte ihr aber auch, daß ihm ihr Geld willkommen

gewesen sein würde, wenn er es noch brauchen könnte, und daß er diesen Augenblick nie vergessen würde. Sie reichte ihm schweigend die Hand und drückte die seine leise; an ihren Wimpern hingen Thränen und sie sah nicht auf. — Dann eilte sie aus dem Zimmer. — Paul stellte sich ans Fenster und sah ihr nach, bis ihre hohe, schlanke Gestalt hinter der Kirche verschwand. Dann bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und murmelte leise: „Ich habe euch unrecht gethan, euch allen, allen!“

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



